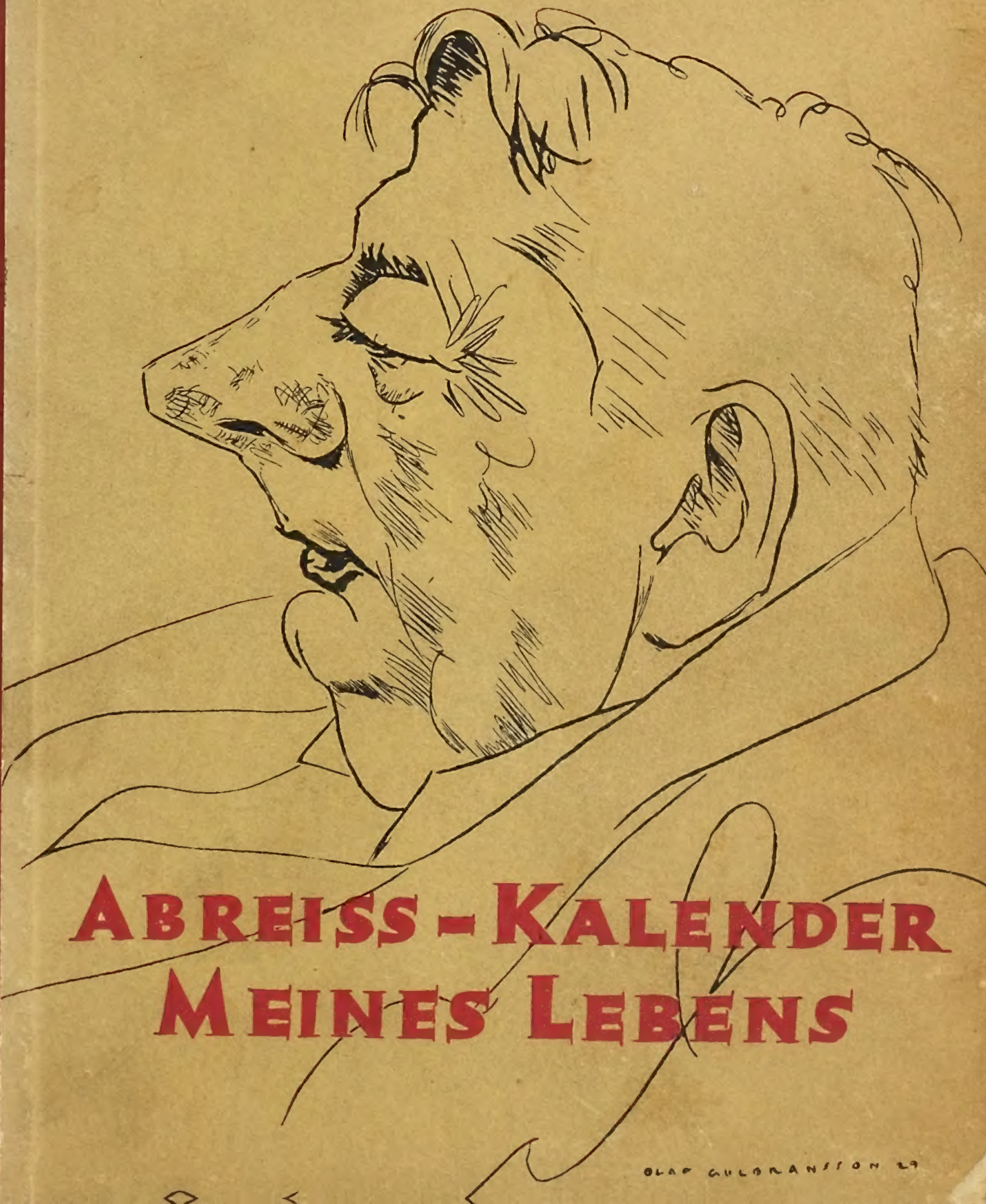
Konrad Dreher



Abreiss-Kalender meines Lebens

Konrad Dreher / Abreißkalender meines Lebens



Konrad Dreher als Hans Stix und Fideler Bauer

Widmung seiner Kollegen
beim 25jährigen Bühnenjubiläum 1907

Abreiß-Kalender meines Lebens

von

Konrad Dreher

Zweite Auflage

München 1930

Verlag Knorr & Hirth, G. m. b. H., München

*

Druck, Klischee und Buchbindearbeit von Knorr & Hirth, G. m. b. H.
München, Sendlingerstraße 80



Mein Profil von 1927

Entschuldigung

In der schönen Zeit des Weltfriedens, da ich noch einiges Vermögen besaß, hatte ich in meinen Mußestunden ein Büchlein angelegt, das ich nur für meine Kinder bestimmte, in welchem ich die lustigen und interessanten Erlebnisse meines vielbewegten Daseins aufnotierte. — Nachdem nun die gütige deutsche Vorsehung und Reichsverwaltung, in ihrer väterlichen Milde, durch die Billionenspende der Inflation alle Geldverwaltungssorgen ihren lieben Untertanen abgenommen, sah ich mich männiglich veranlaßt, alles an Mobilien und Immobilien zu veräußern. Und habe dabei auch meinen Erinnerungskasten ausgeleert und darin ein altes Perspektiv gefunden, das mir die Möglichkeit gab, durch die nebelgrauen Schleier der Gegenwart zurückblicken zu können, in die sonnigen Landschaften der Vergangenheit. — Ich bitte meine alten und jungen Freunde, mit mir durch dieses Fernrohr zu blicken oder besser gesagt, mit mir ein Retourbillett zu nehmen und eine billige Reise anzutreten, nach jenen Gegenden, wo wir so viele liebe alte Bekannte wieder treffen werden. — Ich hätte mir nicht erlaubt, Sie mit diesem veralteten Abreißkalender zu belästigen, aber während meiner Jubiläumsgastspiele, die meine 50jährige Bühnentätigkeit abschließen sollten, wurde mir, namentlich von alten Verehrern, der Wunsch nahegelegt, dieses Antiquarium zu veröffentlichen. — Um auch den Schaulustigen eine kleine Freude zu bereiten, habe ich den Text mit einigen Bildern untermischt und glaube, daß dies dem Ab—satz meines Stiefels zum Vorteil gereichen könnte.

München-Schliersee 1929.

Festgruß an Dreher

Von Hermann Bahr

Erinnern Sie sich noch, lieber Konrad Dreher, unserer ersten Begegnung in Schliersee? Mir war Ihre Gestalt ja schon von Wien her vertraut, als Sie noch bei Jauner mimten, doch erst in Schliersee sah ich Ihnen zaubern zu. Hier spielten Sie ja eigentlich bloß zum eigenen Vergnügen und nahmen auf, was sich eben anbot: Terofal, Josef Meth, die Rail; das ergab ein Ensemble, dessen sich schon damals kein Hoftheater rühmen konnte; von heute ganz zu geschweigen! Jene Zeit rief nach Natur, doch sie kam dabei nicht über ein albernes Naturalisteln hinaus. Aber Sie, lieber Freund, fragten erst nicht viel. Theater stak Ihnen im Blute, denn Sie sind in Person der herrliche Spieltrieb dieses gesegneten bayerisch-österreichischen Stammes. Dem Spanier ist das Leben ein Traum, dem agonalen Franzosen eine Wette, dem Preußen eine Kalkulation, uns aber ein täglich von neuem erglänzendes Fest. Obenhin sieht es zuweilen aus, als fehlten uns Ernst und Würde, doch wir Urenkel des Barock haben ja vor den anderen deutschen Stämmen die Gabe der Erkenntnis voraus, daß der Sinn des Lebens auch lächeln kann und eben in diesem Lächeln die Geheimnisse zugleich versteckt, aber dabei doch auch andeutend verrät. Darum sind Sie, lieber Freund, dem Volke so wert, denn es erinnert sich insgeheim noch der Wurzeln seiner Kraft, und Sie sind aber auch Regenten ebenso lieb und wert, denn auf den Höhen des irdischen Daseins ruht immer ein Hauch der Erkenntnis von Gut und Böse. Es ist eigentlich schad, lieber Freund, daß Sie, gerade Sie, der Einladung nach Doorn nicht folgen konnten. Der Kaiser war Ihnen immer gut, er hat Humor und blieb sich stets bewußt, daß der

rechte Sinn auf den Höhen und in den Tiefen des Lebens gern verweilt, aber die Mitte selten aufsucht; er fühlt sich in ihr offenbar nicht ganz sicher.

Ihr Selbstbildnis, lieber Konrad Dreher, bedarf erst keiner Empfehlung, denn es enthält nicht bloß Sie, nicht bloß den Gang Ihrer eigenen Entwicklung, sondern auch den der ganzen Epoche, die ja von so vielen inneren Widersprüchen wimmelt, daß die Söhne, ja die Enkel noch sie nicht ausdeuten werden können. War es eine der inneren Erschöpfung oder ließ sie sich durch ein zu hohes Gefühl ihrer Kraft noch über diese Kraft hinaus ins Unmaß verlocken? Der Schauspieler, der echte, der wie Sie, lieber Freund, diesen hohen Namen verdient, bringt in die Gegenwart noch Erinnerungen der Vergangenheit mit und bildet aus dem Stoffe dieser nachklingenden Erinnerungen schon die Zukunft vor. Der echte Schauspieler ist stets ein Geisterseher: er trägt noch den Geist der Vergangenheit, das Erbe der Väter, in sich und ahnt schon die Zukunft, ja er ist in Person schon die leibhaftige Zukunft selbst. Gelt, da schauen Sie, lieber Konrad Dreher, Sie haben noch gar nicht bemerkt, was alles Sie sind! Es war höchste Zeit, daß Sie's endlich erfahren, darum hab ich es Ihnen endlich einmal sagen müssen, was unser bayerisch-österreichischer Stamm an Ihnen hat und warum wir so stolz auf Sie sind! Merken Sie sichs!

Mein Glaubensbekenntnis

Erstens: Ich glaube an Gott!
Zweitens: Du sollst Vater und Mutter ehren!
Drittens: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!

Vater und Mutter

Jeder Augenblick klaren Sehens und Denkens erinnert uns an eine alles schaffende Kraft, die wir Vorsehung, Schicksal, Allmacht oder Gott nennen. Gott ist die Unendlichkeit, weshalb wir ihn nur ahnen, aber nicht fassen können. Gott ist ebensowenig zu ermessen wie die Ewigkeit, welche schon unbegrenzt vor uns war und nach uns noch unendlich sein wird, deshalb müssen wir uns mit dem Glauben behelfen. Der Glaube ist die Notbrücke, die uns mit der Ewigkeit verbindet.

Wir kennen nur einen minimalen Teil von dem, was wir die Welt heißen. — Viele nennen sich Weltverbesserer und vergessen dabei, daß die Welt weit über den Gesichts- und Dunstkreis der Erde hinausreicht und selbst den Astronomen nur einen ganz minimalen Einblick in das Weltall gestattet. — Wenn man bedenkt, daß es Sterne gibt, die noch mit dem Teleskop sichtbar werden, aber trotzdem so weit von uns entfernt sind, daß ihr Lichtstrahl zweitausend Jahre benötigt, um uns zu erreichen, so kann doch umgekehrt das Licht, das ein Weltverbesserer bei uns leuchten läßt, in jenen Welten auch nicht viel früher eintreffen. Also ist es bei der kurzen Lebensdauer der Menschen doch ein sehr undankbares Geschäft, sich ausgerechnet auf der Erde als Weltverbesserer zu etablieren. — Ein minutenlanger Wirbelwind, ein vulkanisches Feuerwerk, eine kleine Sintflut, ja selbst ein schlecht plombierter Stockzahn bringt uns zur Erkenntnis unserer menschlichen Schwäche und Nichtigkeit! Also ich komme mit meinem Glauben noch immer besser durch als diese Weltverbesserer mit ihrer Gottesleugnung.

Du sollst Vater und Mutter ehren!

Ein Familienleben ohne Eltern- und Kindesliebe ist mir einfach unverständlich. Ich hatte allerdings einen Engel als Mutter, einen Engel, oder besser gesagt, eben eine M u t t e r ! Der Ausdruck Mutter

ist die Verkörperung der innigsten und reinsten Liebe und Hingabe, die nur an Aufopferung ohne jede Rückzahlung denkt. Meine Mutter war aber nicht nur Aufopferung für uns Kinder, sondern auch für alle Wesen, die mit ihr in Berührung kamen.

Mein Vater war Holzbildhauer von großem Talent; er hatte das Unglück, als Knabe von einer Schaukel zu fallen und sich die Schädel-



Meine Mutter



Mein Vater

decke zu verletzen. Er wurde, scheinbar, wieder rasch hergestellt. Aber erst nach langer Zeit (zwei Jahre nach seiner Verehelichung) kam das Leiden zum Ausbruch, und er mußte als unheilbar ins Giesinger Irrenhaus verbracht werden, woselbst er über vierzig Jahre als Pflegling verblieb. Was in dieser Zeit meine gute Mutter geduldet und getragen, ist nicht zu schildern. — Nachdem mein Vater nach fürchterlichen Auftritten endlich in der Heilanstalt untergebracht war, ging meine Mutter wieder als Angestellte (später Direktrice) in das Stickereigeschäft Hage & Pölt, in welchem sie schon früher als Ladenmädchen tätig war, und hat dort ein Menschenalter, von morgens 7 Uhr bis abends 7 Uhr, gearbeitet, um für uns Kinder und unseren kranken Vater zu sorgen.

Wenn die Geschäftsstunden zu Ende, stickte sie noch jeden Abend zu Hause beim Lampenlicht, um damit ihr kleines Gehalt (nicht einmal 150 Mark monatlich) etwas zu erhöhen.

Als ich es endlich in meinem Berufe so weit gebracht hatte, daß ich meine Eltern unterstützen konnte, wollte ich meine gute Mutter aus ihrer dienstbaren Stellung zu mir nehmen; sie dankte mir aber für meine Absicht mit den Worten: „Laß mich nur arbeiten, das bin ich so gewohnt — ich könnte ohne Arbeit nimmer leben!"

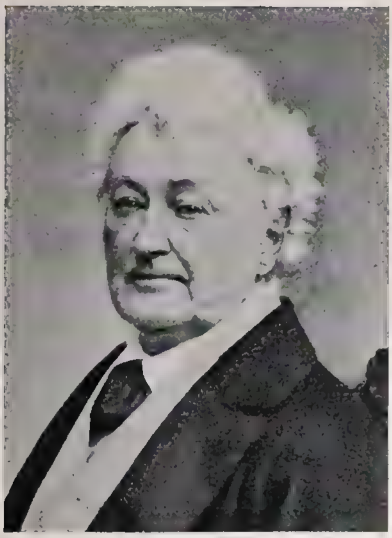
Eines Abends, es war während der Orpheusvorstellung, erhielt ich die Nachricht, daß meine Mutter einen Schlaganfall erlitten habe. Mit der größten Überwindung spielte ich meine Rolle zu Ende, um dann gleich zu ihr zu eilen. Sie hatte sich jedoch schon wieder ganz erholt und sagte nur zu mir: „Jetzt kommst du auch noch! Mit der dummen G'schicht mach' ich euch nur Umständ' und Aufregung. Es wär' übrigens schon recht dumm, wenn ich jetzt abfahren müßt', wo es euch und damit auch mir so gut geht!" Dann erzählte sie mir, daß der Anfall so plötzlich kam wie der Schlaf, ohne Schmerz und Todesahnung. — Nach zwei Tagen wiederholte sich diese Ohnmacht genau in derselben Weise; sie schlummerte wieder ganz ruhig ein, ohne jedoch wieder zu erwachen. — Sie wollte eben niemand lästig fallen. —

Und was nun den dritten Glaubenssatz anbelangt, so hatte ich immer die Ansicht, die beste Kapitalsanlage liegt im Tresor des Bewußtseins unter dem Akt: „Nächstenliebe". — Wohltun bringt Zinsen! Wenn auch meist nur im eigenen Empfinden.

Selbst erlittene Gemeinheiten zahlt man mit Großmut besser zurück als mit der gleichen wertlosen Valuta! —

Meine Theaterleidenschaft

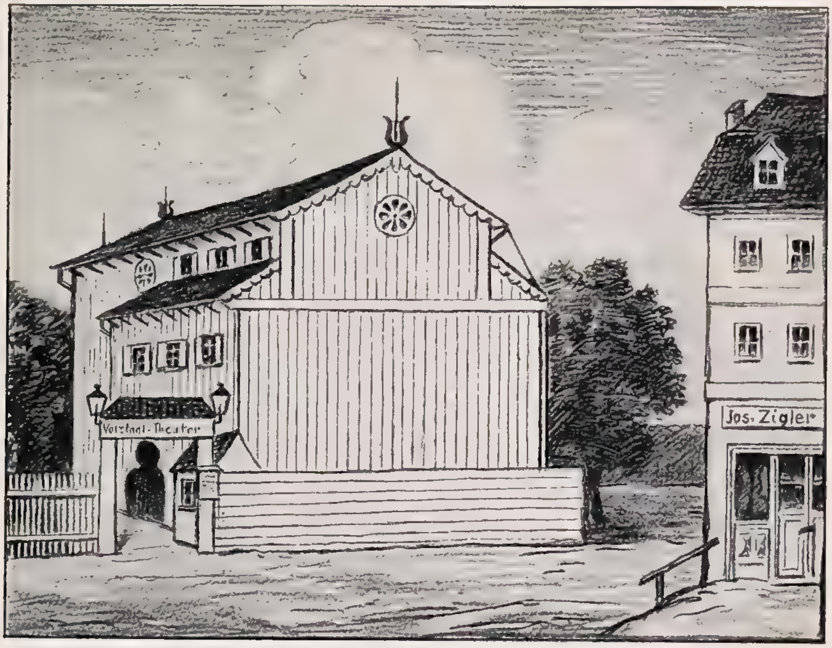
Wenn es eine Vererbungstheorie gibt, so stammt meine Theaterleidenschaft von meinem Großvater Hieronymus Dreher. Neben seinem Beruf als Tischlermeister war er ein trefflicher Tenor, lustiger Gesellschafter und Theaterschwärmer. Er war in Überlingen geboren, woher auch die Wiener Bierbrauer gleichen Namens stammen. Dreher ist ein schwäbischer Name. Was man bei uns Drechsler nennt, heißt dort Dreher. Mein Großvater hatte seinem Namen entsprechend eine Kunst-



Mein Großvater

schreinerei, in welcher neben schönen feinen Kirschholzmöbeln auch einfache Grabkreuze, Sterbetafeln und Totensärge gemacht wurden. Trotz dieser traurigen Artikel ging es in unserer Werkstatt immer lustig her. Es wurde dort viel gesungen und deklamiert, wozu mein Großvater immer den Auftakt gab. Auch hatten wir einen theatralisch veranlagten Schildermaler, einen geborenen Franzosen, namens Gérard, der immer den Kopf voll Schnurren und lustiger Einfälle hatte. Seine Berufstätigkeit bestand darin, auf den Grabtafeln und Holzkreuzen die Schilder außer den Inschriften mit Darstellungen des Himmels, der Hölle und des Fegfeuers zu versehen. Nun hatte der gute Raffael eine Abneigung gegen unsere alte Kindsmagd und malte deshalb diese des öfteren porträtähnlich ins Fegfeuer, worüber sie schon diesseits vor Wut kochte und in übernatürliche Hitze kam. Außerdem war dieser Gérard Dekorationsmaler und Statist am alten Schwaigertheater in der Müllerstraße (wo heute das Kolosseum steht, damals im Wirtsgarten zu den Drei Linden). — Im Schwaigertheater waren alle Tage Nachmittags- und Abendvorstellungen. Mein Großvater war in den Nachmittagsvorstellungen Stammgast, mit ihm sein Freund Krenkl, jener berühmte, gutherzige, aber ebenso sprichwörtlich grobe Lohnkutscher und Rennstallbesitzer. Während mein Großvater sich für jedes Genre der Darstellungen begeistern konnte, vermied Krenkl die Trauerspiele!

Er fragte jedesmal erst an der Kasse: „Kriagt s' 'n oder kriagt s' 'n net?" Und wenn sie ihn nicht kriagte, dann wandte er dem Musentempel den Rücken. Nur einmal verirrte er sich in eine Tragödie, in den Fiesko, und war derart über den Inhalt des Stückes erregt, daß er in der Szene des Muley Hassan mit Fiesko nicht abwarten konnte, bis Fiesko den Mordanschlag des Mohren im Spiegel bemerkte, son-



Max-Schwaigertheater, Müllerstraße



Johann-Schwaigertheater in der Au

dern ihm schon vorher zurief: „Rindviech, saudumms, drah di um, der dasticht di ja!" (Dreh dich um, der ersticht dich ja!). — Dieses Schwaigertheater war eine große Holzbude, die im Winter mit kleinen eisernen Öfen geheizt wurde. Einer der Heizkörper stand im Orchester beim alten Baßgeiger Schömenauer, der sich während der Wintervorstellungen meist ein paar Äpfel briet, die auf der Ofenplatte neben ihm einen lustigen Tanz aufführten. Wenn nun größere Musiknummern oder Liederbegleitungen vor sich gingen, kamen meist böse Buben an die Orchesterecke und annektierten dem wütend spielenden Baßgeiger seine braunglänzenden Lieblinge, was der Baßgeige und ihrem Virtuosen so gegen den Strich ging, daß die größten musikalischen Störungen eintraten.

Das Schwaigertheater war das erste Theater, das ich als Kind besuchte, indem ich einmal vom Drei-Linden-Garten auf die Bühne schlich. Es spielte sich eben eine leidenschaftliche Liebesszene ab; da ich glaubte, es würde dort gestritten und gerauft, rannte ich heulend davon. Meine dramatische Weiterentwicklung schließt sich an dieses Schwaigertheater-Ereignis mit der Bewunderung des Münchner Kasperltheaters auf dem Dultplatz, auch „Pritschinellerkasten" genannt, an. Das Wort Pritschinellerkasten ist eine Verquickung des pritschenschlagfertigen Wurstls und des italienischen Pulicinelles. Pulicinelle wird wieder abgeleitet von Pulicinelli = Hühnchen, die ein mißgestalteter aber witziger Bauer im siebzehnten Jahrhundert in Neapel verhandelte. Durch seine komischen Antworten erlangte er eine Art Berühmtheit. Nach anderer Behauptung hat dieser Bauer Puccie d'Anielle geheißen. — Die Hauptunternehmer dieses berühmten Münchner Kasperltheaters waren die Söhne des Schaubudenbesitzers Schichtl.

Der populärste war sein Sohn August, welcher später auf dem Oktoberfest einen Zaubersalon mit Geistererscheinungen inne hatte. Er selbst war sein bester Ausrufer, und Hunderte sammelten sich vor dieser Wunderbude an, um die lustigen Späße dieses einzigartigen dummen Augusts zu hören. Ich war mit dem seelenguten August schon als Kind befreundet, und wir blieben uns treu bis zu seinem Tode. Einmal ging ich mit einigen Freunden auf die Oktoberwiese. Unter ihnen befand sich ein junger Gigerl, der nicht gerade sehr geistreich, aber sehr eingebildet war. Wir veranlaßten nun den Jüngling, mit in die Zaubersoirée zu gehen, um, wenn der Eskamoteur wieder Leute auf die

Bühne beordert, durch scheinbare Ungeschicklichkeit die Täuschungen zu vereiteln. Der Herr war einverstanden, und wie die Aufforderung erging, betrat er die Bühne. Schichtl war jedoch von mir heimlich in den Plan eingeweiht. Zwei Kartenkunststücke waren bereits durch unseren Freund mißlungen, so daß das Publikum schon unruhig wurde, da annoncierte Schichtl einen neuen Trick mit folgenden Worten: „Herrschaften, da sich dieser junge Herr zu dem schwierigen Karten-Changement nicht eignet, so habe ich hier drei rohe Eier, die ich auf sein unschuldsvolles Haupt darniederlege ... Junger Freund! Ich bitte jetzt, recht ruhig zu sein und sich nicht zu bewegen!" ... Er legte nun, wie gesagt, die Eier auf den Kopf des Ahnungslosen und bedeckte sie mit einem weichen Schlapphut. — „So, ich sage nun perliko! bestreiche diese Hülle mit meinen Händen!" Nun fuhr er rasch, indem er die Eier zusammendrückte, über den Hut und rief: „Perlako! Jetzt sind die Eier verschwunden!" — Aber auch wir verschwanden schleunigst, als wir bemerkten, daß die Eiersauce dem Medium über das Gesicht lief! — Nach einiger Zeit sahen wir nur von weitem, daß unser Jüngling und ein Gendarm mit Schichtl sich auseinandersetzten und der Tatbestand aufgenommen wurde.

Doch wieder zurück zum Kasperltheater! Mich erfreuten dabei schon als Kind die komischen Gesichtsausdrücke der einzelnen Figuren, und ich bewunderte, nachdem ich wußte, daß meist nur zwei Leute im Kasten saßen, die Dauerhaftigkeit und Modulationsfähigkeit des Organs der Puppenspieler, die vom höchsten Falsett der Prinzessin bis zum tiefsten Baß des Eremiten stundenlang im Freien deklamierten und allen verständlich waren! Die Wiener Wursteldarsteller im Prater tun sich leichter, indem sie kein Wort sprechen und nur pantomimisch ihre erschütternden Handlungen vorführen. Erschütternd sind alle Policinelle-Komödien, indem der Kasperl alles krumm und klein schlägt, daß der ganze Musentempel wackelt. Jeder Dialog endet damit, daß der Kasperl die übrigen Darsteller mit seiner Pritsche oder einem Wagscheitel auf die hölzernen Köpfe haut. Er erschlägt den General, die Soldaten, den Eremiten, die gute Gretel, das Krokodil, das Häschen, den Teufel und den Tod so, daß zum Schluß selbst der Tod nicht mehr am Leben bleibt, nur der Kasperl lebt noch und lädt das Publikum zum Besuch der nächsten Vorstellung! Die Figuren werden mit drei Fingern bewegt, die in Kopf und Armen stecken, nachdem die

Hand unter das Kleid eingeführt ist; die Darstellungsweise ist dadurch sehr einfach.

Welch gewaltiger Unterschied zwischen dem Kasperl- oder Wursteltheater und der eigentlichen Marionettenbühne! Ich muß gestehen, daß ich von all den reizenden Miniaturtheatern, die ich noch gesehen, dem Münchner Marionettentheater des nun längst heimgegangenen Papa Schmidt den Vorzug gebe. Schmidt hat im Verein mit dem Dichter Grafen Pocci und dem Dekorationsmaler Adolf Lentner sowohl an Dichtung wie an Dekorationswirkung und figürlicher Vorführung geradezu Unübertreffliches geleistet. Welch wohltuenden Einfluß dieses Kindertheater auf das Gemüt der Kleinen hat, das empfinden vor allem auch die Eltern, wenn sie diese reizenden Vorführungen mit besuchen. Schmidt war als Sprecher des Kasperl Larifari und Lentner als Bildner der Figuren und Fadendirigent derselben unübertrefflich! Die Stücke des Grafen Pocci sind die reizendste Märchenpoesie, die man den Kindern bieten kann.

Wir Buben fertigten uns selbst, nach dem Muster Schichtls und Schmidts, Policinelle- und Marionettenfiguren an und führten auf den von uns erbauten kleinen Bühnen Zauber- und Ritterkomödien auf. Was den Ursprung der Marionettenspiele anbelangt, so sollen diese aus Indien stammen und die Figuren dort von Anfang an schon mit Schnüren oder Stäbchen bewegt worden sein. Für Europa ist jedenfalls Italien die Wiege der Marionettenspiele. Mit der Zeit wurden die Vorführungen in mechanischer und dekorativer Weise auf das Höchste vervollkommnet. Im Theatro Girolamo in Mailand hat man von Anfang des vorigen Jahrhunderts große Opern und Balletts mit minutiös mechanisch ausgearbeiteten Figuren aufgeführt. Die sprechenden und singenden Personen waren vielfach Künstler ersten Ranges, die, wie der seinerzeit bekannte Verwandlungskünstler Fregoli, nach Bedarf die Stimme verändern konnten. Direktor Brann hat uns im Ausstellungspark ein vortreffliches Puppentheater mit künstlerischer Ausstattung gegeben, das ganz den großen italienischen Vorbildern entspricht.

In Paris soll schon 1674 eine Marionettenoper bestanden haben, die an Zugkraft mit den größten dortigen Bühnen wetteiferte. In Deutschland nahmen im 18. Jahrhundert bankerotte Theaterprinzipale wie Nachtigall, Reibehand und Elendsohn ihre Zuflucht zu den Marionet-

ten. Sie fanden es sehr bequem, daß ihre Vorstellungen wie am Schnürchen gingen und die Akteure, wenn die Aufführung zu Ende war, einfach aufgehängt wurden. Der originellste aller Puppenspieler war ein Herr Joseph von Brunian aus Prag, geboren 1783. Ignaz Lederer schreibt im Allgemeinen Theaterlexikon 1834 darüber folgendes: „Seine theatralische Laufbahn eröffnete Brunian bei dem Marionettenspieler Holzl, verpflichtete sich dann bei einer Bande Seiltänzer und Luftspringer und kam hierauf zu einem gewissen Nachtigall, der mit Theater- und Marionettenvorführungen wechselte. Bei diesem genialen Prinzipal errang Brunian als Darsteller und Kapriolenschneider die größte Bewunderung. Später finden wir ihn bei einem gewissen Direktor Bremer, einem würdigen Rivalen Nachtigalls, wo er als Mademoiselle Brunner das Publikum entzückte. Sein Prinzipal hatte ihn nämlich, da ihm seine Liebhaberin durchgegangen, in ein Frauenzimmer verwandelt, wozu ihm sein schönes Gesicht und sein eleganter Körperbau sehr zustatten kam. Die Abenteuer, die Brunian außer der Bühne infolge dieser Metamorphose zu bestehen hatte, wären würdig, als Roman bearbeitet zu werden." Brunian soll vermöge seines modulationsfähigen Organs allein alle Damen- und Herrenrollen — beim Puppentheater gesprochen und gesungen haben! — Damendarsteller hatte man schon zu Zeiten Shakespeares in England. Die berühmtesten waren A. G. Cooke und Kynaston, namentlich Cooke war eine Schönheit, der die Desdemona, Julia usw. meisterhaft spielte. Als er sich versäumte, rief der Regisseur: „Einen Augenblick Geduld! Die Königin ist noch nicht rasiert!"

Meine theatralische Leidenschaft wandte sich von den Marionetten bald mehr und mehr den eigentlichen Theatervorstellungen zu. Schon im Institut, der Realschule Freising, inszenierte ich Schüler- und Stegreifkomödien, die mir mehr Lob meiner Professoren eintrugen, als mein ziemlich mangelhaftes Studium. Nach dem alten Grundsatze: „Der Gescheite lernt nie aus!" verließ ich vor dem Absolutorium das Institut und wollte nun zum Theater. Da ich aber erst 14 Jahre alt war, mußte ich wohl oder übel Handlungslehrling werden und habe in zwei Jahren die Seiden-, Kolonial- und Materialwarenbranche kennengelernt. Ich habe in der letzteren alle Leiden des Chlorkalks und Laugensteins (der mir oft Löcher unter die Fingernägel fraß) ausgekostet, die Abfüllung von Blauholz hat mir mehr Tränen entlockt, als ich bis-



Ich als Kind

her je vergossen hatte; dabei hatte der Blauholzstaub die angenehme Eigenschaft, daß er, wenn er feucht wurde, meine sonst blassen Wangen mit Tintenkouleur und schwarzen Strichen schattierte und in ein Linienblatt verwandelte; ebenso zeigten bei katarrhalischen Begleiterscheinungen meine Taschentücher stets tiefe Trauerstimmung an, die sich auch auf mein Kindergemüt übertrug; dann stand ich immer im üblen Geruch des Chlorkalks, so daß die Empfindsamen von mir abrückten. „Schön war anders als meine Lehrlingszeit!" und ich könnte mit Weinberl in Nestroys „Jux" sagen: „Es blieb eine Leere in meinem Innern, die alle Ölfässer des Südens und alle Heringstonnen des Nordens nicht ausfüllten, eine Abgeschmacktheit, die alle Muskatblüh Indiens nicht zu würzen vermochte". An freien Sonn- und Feiertagsnachmittagen jedoch schloß ich mich an unsere beliebten Münchner Volkssänger an, um meinen Seelenschmerz zu betäuben. Namentlich der gute Papa Geis war mir ein lieber väterlicher Freund und Berater.

Während ich seinen kleinen Sohn Joseph auf den Armen trug, hörte ich bewundernd die Ausarbeitung seiner neuen Lieder, die er selbst auf der Zither begleitete. — Von Geis habe ich viel in der Kunst der Coupletdichtung und des einfachen Vortrages gelernt. — Nach und nach wagte ich mich dann auch auf Dilettantenbühnen, und nachdem ich mir, zum Kummer meiner guten Mutter, alle Füllfedern der Merkurbeflügelung ausgerissen, kam ich an das Konservatorium in München, Abteilung Schauspielkunst. Es waren damals an diesem Institut viele große Genies sowohl in musikalischer wie deklamatorischer Beziehung, doch kein Name außer Richard Strauß hat sich zu großem Nachruhm entwickelt. Ich selbst wurde schon nach kurzer Zeit wegen allgemeiner Talentlosigkeit verabschiedet. welche Ermunterung

mich veranlaßte, zuerst an einem Ensemblegastspiel mit Binders Volkstheater in Landsberg am Lech teilzunehmen und dann ein Engagement an dem neuerbauten Stadttheater in Augsburg abzuschließen. Direktion Moritz Alexander Krüger — genannt der Gewaltige!



Papa Geis

Gage bekam ich nicht, und meine ganze Existenz war wieder auf das Sorgenkonto meiner guten Mutter aufgebaut. Meine erste Rolle am Eröffnungsabend des neuen Augsburger Stadttheaters in „Fidelio" war der Offizier, der dem Pizarro den Degen abzunehmen hat. Die Szene ging ohne Störung vor sich. Meine zweite Rolle war in den Danischeffs ein sogenannter Schmalzliebhaber, ernste Rolle — aber ich brachte das Publikum zum Lachen. Dritte Rolle sollte in Wagners „Meistersingern" Ulrich Eislinger sein — ich war aber kein Meistersinger, nicht einmal ein Lehrbubensänger, und als ich meine Partie — auf der Ensembleprobe nach dem Aufruf: „Ulrich Eislinger" mit einem grundfalschen „Hier" erwiderte — rief mir der Kapellmeister Hofrichter mit einer Handbewegung nach der Türe zu: „Dort!" — und ich verließ — den Probesaal! — Meine vierte Rolle war in „Otto von Wittelsbach" (historisches Schauspiel von Babo) der Ritter Heinrich von Andechs. Da ich furchtbar mager war, so war mir die Rüstung viel zu weit, was sie aber nicht hinderte, mich an allen Ecken und Enden zu zwicken und aufzuscheuern. Namentlich der Helm war sehr geräumig. Um ihn einigermaßen auszufüllen, mußte ich ein paar weiß und rot geringelte Bauernstrümpfe als Einlage benützen. Als nun im letzten Akt beim Schlußgebet sämtliche Ritter ihre Helme abnahmen, wollte ich auch nicht zurückbleiben, und nun fielen mir, bei bengalischer Beleuchtung, die Socken über meine andächtige Ritterlichkeit. Nach der Vorstellung regnete es Titulaturen, welche mein künstlerisches Feuer so ziemlich zum Verlöschen brachten! Meine fünfte und letzte

Rolle im Augustavindelicorumengagement war der Ratzmann in Schillers Räubern. Als ich mich geschminkt hatte, war meine Maske zu jugendlich und zu gutmütig; so was von einem gemütlichen, vertrauenerweckenden Räuber hatten die böhmischen Wälder noch nicht gesehen. — Aber der Komiker Becker verwandelte mich in kollegialer Liebenswürdigkeit noch kurz vor meinem Auftreten in einen wilden Mann erster Sorte, indem er mir das Gesicht und auch die offene Brust mit Bartwolle verklebte, indem er sagte: „So ein Räuber muß haarig aussehen!" Und als ich dann noch in der Eile anstatt des ausgeschriebenen Briefes dem Roller, Regisseur Scherenberg, ein leeres Blatt übergab, so daß er vor Verlegenheit fast — sprachlos war, flüsterte er mir nur noch die inhaltsschweren Worte zu: „Nach dem Aktschluß erdrossle ich Sie!", da zog ich es doch vor, bei Nacht und Nebel Augsburg und die Krügersche Gesellschaft zu verlassen. —

Wie sich doch die Zeiten ändern! Nach zwei Jahren trat ich schon mit meinem Kollegen Brummer als Gast am Augsburger Stadttheater auf und wiederholte, auf allgemeines Verlangen, diese Gastspiele durch 47 Jahre, jede Wintersaison unter den Direktoren: Große, Uko, Schröder, Ubrick und Freund Häusler, und bei meinem 50jährigen Schauspielerjubiläum 1927 wurde ich von der Stadtverwaltung und Theaterintendanz zum ersten Ehrenmitglied dieses prächtigen Theaters ernannt.

Künstlerische Enttäuschungen und Erfolge

Nachdem ich jegliches Selbstvertrauen für meine künstlerischen Fähigkeiten, unter Krügers Leitung, verloren hatte, ließ ich mich nochmals bei Possart auf Talent und dramatische Nieren untersuchen, indem ich ihm in seiner Villa auf der Fraueninsel, im Chiemsee, den Mortimer und Franz Moor vordeklamierte. Nachdem ich schweißgebadet meine Monologe beendet hatte, sagte mir der Großinquisitor mit melodischer Betonung: „Was wollen Sie mit dieser komischen Nase in der Tragödie? — Werden Sie doch Komiker!" Ich war ganz zerschmettert durch diesen verspäteten Ausspruch, denn meine komische Nase hatte ich auch schon vor der Prüfung! Gebrochenen Herzens ruderte ich von der Fraueninsel nach Ernsdorf am Chiemsee, dort wohnte eine alte Freundin meiner Mutter, die ehemalige Hofschau-

spielerin Constanze Dahn, und diese große Tragödin war meine Trösterin; sie sagte mir: „Konrad, du bist noch sehr jung! Ich glaube schon, daß aus dir was werden kann. Gehe vor allem an ein kleines Theater, wo du in allen Fächern verwendet wirst, dann kannst du bald herausfinden, wozu du dich am besten eignest. Sei immer natürlich und nie ordinär, selbst die Rolle eines Hausknechts muß noch immer einen künstlerischen Anstrich haben! — Sei originell und kopiere nicht! Das schwächste Original ist mir auf der Bühne lieber als die beste Kopie, denn wenn du vor eine neue Aufgabe gestellt wirst, woher willst du dann deine Anleihen nehmen! — Du hast eine gute Figur, sprechende Augen, gutes Organ, und wenn du siehst, daß du mit drastischen Rollen mehr Glück hast als mit sentimentalen, dann zwinge dich nicht zu verfehlten Aufgaben. Man kann mit der sonnigen Heiterkeit ebensolch künstlerische Erfolge haben, wie mit ernst-klassischen Partien und jedenfalls das Publikum mehr beglücken als mit kraftlosen Heldendarstellungen!"



Constanze Dahn als Mädchen

O, wie glücklich machten mich diese guten Lehren, und wie viel haben sie mir genützt! Constanze Dahn hieß als Mädchen Mademoiselle Le Gaye und erregte schon als Kind durch ihre Darstellungen großes Aufsehen; doch sagte sie mir, daß alle jene Rollen, die sie als Kind gespielt, wie „Preciosa" und „Grille" nach ihrem Empfinden später ihre schwächsten Leistungen waren. Constanze Dahn war nicht nur eine der geistvollsten, sondern auch eine der schönsten Schauspielerinnen Deutschlands. Ihr Porträt von Stieler hängt im Schönheitskabinett Ludwigs des Ersten in der Residenz zu München.

Ich hatte mich damals auch mit einem sehr tüchtigen Künstler des Binderschen Volkstheaters, dem Wiener Komiker Straßmeyer, angefreundet, der kurz darauf sein Münchner Engagement mit einer sehr guten Stellung am Josephstädter Theater in Wien vertauschte. Dieser wohlwollende Gönner lud mich ein, ihn in Wien zu besuchen und bei seiner Familie zu wohnen. Er machte mich auch darauf aufmerksam, daß ich in Wien für meinen künftigen Beruf viel lernen könnte, und daß mir eine eventuelle Prüfung beim berühmten Vortragsmeister Strakosch eine gute Empfehlung werden möchte. Ich war von diesem Vorschlag enthusiasmiert, und nachdem ich meine gute Mutter überredet hatte, mir die Reise nach Wien zu bezahlen, fuhr ich zu Straßmeyer nach Wien. Ich wohnte dort bei ihm, lernte verschiedene seiner netten Freunde und Kollegen kennen und hatte die Ehre, von ihnen beim Billardglöckerspiel im Kaffeehaus zum Sekretär ernannt zu werden. — Sofort fragte ich auch schriftlich bei Strakosch an, wann ich vorsprechen dürfte, und wurde für Ende der Woche beschieden. — Eines Abends sah ich die Vorstellung „Millionenschwindel" im Josephstädter Theater an, wo ich außer Straßmeyer die ausgezeichneten Böhmen- und Judenkomiker Kreußer und Tauber sowie eine Menge netter Talente, gute Lokalsängerinnen und auch sonst sehr fesche Darstellerinnen sah. Im Karltheater war damals „Fatinizza" neu mit der Link und Meyerhof, mit Blasel, Knaak und Madras, im Burgtheater sah ich „Flattersucht" und „Ein Tiger" mit Hartmann, Meixner, Thimig, Schöne usw. Im Laubischen Stadttheater „Philippine Welser" mit Kathi Frank, Lobe und August Bassermann; das waren alles märchenhafte Eindrücke für mich, durch die ich immer mehr verzagt wurde. Endlich kam der Vormittag mit der Strakosch-Probe. Ich war pünktlich 11 Uhr eingetroffen. Ein gedämpftes Vorzimmer mit allen möglichen Eleven, Anfängern und Sprachkunstbedürftigen angefüllt, Stimmengewirr, Hustenreiz, Arroganzausbrüche der Zuvielversprechenden trieb mir den Angstschweiß aus, wie in einem Dampfkasten. Ein kaum 16jähriger Lewinski-Imitator deklamierte den Franz Moor, unbekümmert um die lärmende Menge, da geht eine Türe auf, und ein Vollbart, von langen Schmachtlocken umsäumt, schreit heraus: „Wenn du nicht sofort ruhig bist, du Lausbub, schmeiß ich dich raus!" Ich steuere kühn auf den Allgewaltigen los, verneige mich, doch der

rief mir nur zu: „Einer nach dem andern" und verschwand wieder wie der Geist in Schichtls Zaubersalon. Da mir aber noch zu viele andere da waren und mein Herzklopfen in beängstigender Weise zunahm, so ergriff ich meinen Hut und Wanderstab, verließ den Wartesaal, den guten Straßmeyer und alle Probepläne und fuhr noch selben Tages, in jeder Beziehung gebrochen, nach München zurück. Nun dachte ich allen Ernstes daran, entweder mir eine wenn auch noch so bescheidene Stellung beim Theater zu erringen oder ... mit dem Leben abzuschließen.

Als ich wieder in München eintraf, hörte ich, daß der Theaterdirektor Heinrich J a n t s ch von Frankfurt am Main (Viktoriatheater) Mitglieder zu einem Gastspielzyklus mit Operetten am alten Wiesbadener Hoftheater suche. Ich bot mich an. Jantsch fragte mich: „Wie sind Sie mir gesinnt?" Es war dies eine gewohnheitsmäßige Redensart des Direktors Jantsch. Ich sagte: „O, sehr gut!" Er sagte dann: „Auch gut", und so verpflichtete er mich als Operettensänger, Sekretär, Chorist und Theaterdiener mit einer Monatsgage von 50 Mark und einer sehr guten Aussicht auf das Rückgebäude des Hotels Spiegel in Wiesbaden, woselbst ich wegen meiner Bürofunktionen in direkter Nähe meines Chefs zu wohnen hatte. Schon am nächsten Tage fuhr ich mit Jantsch nach dem neuen Bestimmungsort und traf alles wie ich's erwartet hatte ...

Ich wurde in allen kontraktlich genannten Sparten beschäftigt und erhielt infolge meines Fleißes, außer den 50 Mark Gage jeden Tag eine Einladung zum freien Direktions-Abendbrot. Mittags sorgte die Familie meines Hoteliers Dresde für mich, die mich um billiges Geld zur Familientafel zog, was mir bei meinen kleinen Einkünften und großen Magenansprüchen sehr gelegen kam. Ich hatte damals einen nicht zu beschreibenden Heißhunger, der alle meine Tischkollegen erfreute. Eines Tages kam ich etwas spät von der Probe zur Tafel, und meine Gastgeber hatten das Essen schon bis zur Zuspeise erledigt. Mir wurde allein nachserviert, da die sämtlichen Familienmitglieder an der Table d'hote mit Fremdenbedienung beschäftigt waren. Es wurde mir die Suppe gebracht und nebenan stand auf dem Tisch ein etwas umfangreicher Knödl, von dem ich dachte, daß er zu meiner Bouillon gehöre. Gedacht, getan! Der Kloß wird von mir zerteilt und aufgezehrt. Kaum daß dies geschehen, kam die Hotelierfamilie zurück und fragte den Kellner nach der Mehlspeise. Niemand konnte Auskunft geben, bis mir einfiel, daß dies vielleicht der Kloß gewesen sei, den ich mir bei-



Ernestine Wegner

gebogen. Nachdem ich dies dem staunenden Volk beigebracht, hörte ich nur noch den Ausruf: „Allmächtiger Gott! Das war ja für sechs Personen Plumpudding!" Mir kam er für eine Person nicht zu großkalibrig vor. Jedenfalls war der Abschluß von einem herzlichen Gelächter begleitet, was ich schon als gutes Omen für meine künftige humoristische Laufbahn in Anrechnung brachte.

Mit meinen kleinen komischen Rollen auf der Bühne hatte ich Glück, und so durfte ich auch unserem geschätzten Gast, Ernestine Wegner, in verschiedenen jugendlich-komischen Rollen assistieren, wie im „Milchmädchen von Schöneberg", „So sind sie alle" und „Ihre Familie". — Ernestine Wegner, diese entzückendste aller norddeutschen Soubretten, kam damals als Gast vom Berliner Wallnertheater und erzielte trotz einer wahnsinnigen Maihitze alle Tage ausverkaufte Häuser. Leider hat gar bald darauf der Tod diese jugendliche Berliner Gallmeyer der Bühnenwelt entrissen. Ich habe keine deutsche Soubrette mehr gesehen, die so alles mit sich brachte, was man von einer ersten Künstlerin ihres Faches verlangen kann: Jugend, Schönheit, Stimme, Humor, Temperament, Klugheit und Bildung. Die Gallmeyer und Geistinger habe ich leider erst im Spätherbst ihres Lebens kennengelernt. — Außerdem gastierte auch Frau Fischer-Swoboda und der Wiesbadener Tenor Abler in den meisten Offenbach- und Lecocqschen Operetten bei uns. Nach Abschluß des Wiesbadener Gastspieles wanderte unsere Truppe nach Wildbad in Württemberg, wo wir am dortigen Kurtheater drei Monate lang Operetten, Possen und Lustspiele aufführten. In Wildbad waren damals sehr interessante Kurgäste, u. a. die berühmten russischen Staatsmänner Gortschakoff und Schuwalow. — Wildbad liegt in einem rei-

zenden engen Talkessel, welcher jede Witterungsvorhersage sehr erschwert. Es scheint jetzt die herrlichste Sonne, und in einer Viertelstunde überrascht uns ein Platzregen. Das alte Theater lag direkt an den Kuranlagen. Wenn nun der Tag sehr heiß und wenig einladend zum Theaterbesuch war, so stellte ich mich, auf Anraten unseres Kassiers, mit einem Donnerblech hinter die Pforte des Theaters und donnerte abwechselnd in den Pausen der Kurmusik. „Ha," sagten die Kurgäste, „heut wird's noch schlecht Wetter, da gehn wir abends ins Theater!" und lösten sich die Eintrittskarten. — Mit meiner künstlerischen Tätigkeit hatte ich guten Erfolg; ich wurde vielseitig fest eingespannt, sang in Operetten, spielte komische Liebhaber und Naturburschen und wurde im Büro und beim Bühnenumbau mitverwendet. Jantsch besserte mich auf, und ich kaufte, als Erstersparnis, meiner guten Mutter einen kleinen goldenen Ring, der mir später wieder als Erbstück und teures Andenken zugefallen ist.

Da ich am Jantsch'schen Operettentheater in Frankfurt a. M. den nächsten Winter nur in zweiter Stellung Engagement gefunden hätte, so ging ich an ein neues Unternehmen, nach der Liederhalle in Stutt-



Altes Kurtheater in Wildbad

gart, welches Direktor J e n n y im Herbst sehr unfertig eröffnete. In diesem Saaltheater gaben wir neben Operetten auch französische Sittenstücke wie „Froment jun. und Risler sen.". Als Operettentenor war ein Herr F r e d y engagiert, der anstatt Tenor, Sopran sang und früher, ähnlich wie Brunian, als Fräulein Freitag reiste. Er war eine sehr liebe Kollegin. Da das neue Unternehmen viele Unkosten und wenig Einnahmen zu verzeichnen hatte, fiel nach der 15. Vorstellung der Vorhang, um nicht mehr hochgezogen zu werden. Wir Mitglieder versuchten noch, in den umherliegenden Orten Gastspiele zu geben. Wir kamen aber nur bis Ludwigsburg und zurück, namentlich ich kam immer mehr zurück. Ich mußte alle meine Ausstattungsgegenstände versetzen, da ich aus Schamgefühl nicht um Geld heimschreiben wollte. — Ich mußte auch mein Zimmer, wegen Mietrückstand, aufgeben, und wanderte an einem Sonntagnachmittag mit einem Zigarrenkistl als Handkoffer durch die Straßen der schwäbischen Metropole, um eine Unterkunft zu suchen. In der Kriegsbergstraße kam mir der Zufall und ein geschriebener Mietzettel zu Hilfe: „Eine freundliche Schlafstelle ist hier im Parterre zu vermieten." Ich ging in das freundliche Haus, fand bei freundlichen Leuten ein freundliches Zimmer, eine große Himmelbettstelle mit bunten Kattunvorhängen und war erfreut, daß der Mietpreis meinen Kapitalverhältnissen entsprach. Fünfzig Pfennige Miete und 20 Pfennig das Frühstück. Mein Äußeres und mein Gepäck erweckten ein solches Vertrauen, daß ich sofort den Hausschlüssel bekam und nun mit der Glückseligkeit eines Lotteriegewinners meine Kollegen in dem Bierhaus zur Schillerei begrüßte. Nachdem ich dort ein Glas Bier geleert, suchte ich meine Behausung auf, sank in meine himmlische Ruhestätte, schloß die Vorhänge und meine Augen, um einen langen Schlaf zu tun, ohne mich von dem anbrechenden Morgen aus meinen Träumen grauen zu lassen . . . Da plötzlich fühlte ich, als ob mir jemand mit einem nassen Schwamm über mein Gesicht gefahren wäre, ich knurrte und murrte . . . da kommt es zum zweiten Male und kitzelt mich auch an den Beinen, dann wieder im Gesicht . . . ich erwache und sehe zu meinem Schrecken die Schnauze einer riesigen Dogge, die damit beschäftigt war, in meinem schlaftrunkenen, noch von einstiger Fettschminke duftenden Antlitz größere Waschungen vorzunehmen . . . . Ich fahre in die Höhe, da höre ich Stimmen, und als ich den Vorhang öffnete, sah ich, daß sich meine Schlafstätte in eine Bar-

bierstube verwandelt hatte, in welcher sich hauptsächlich ankommende Fuhrleute, Bauern und Handwerksburschen rasieren ließen. Als der Kundenandrang nachließ, konnte ich mich ankleiden. Ich hatte von dem ganzen Unternehmen vorher keine Ahnung, da Sonntag nachmittags, als ich mietete, der Laden nebst Betrieb geschlossen war. Ich kampierte noch zwei Tage dort, bis ich von unserem früheren Kapellmeister Czerny einen Engagementsantrag an die vereinigten Stadttheater Ingolstadt, Eichstätt und Neuburg (Donau) erhielt. Ich versetzte, was ich noch an beweglichen Gütern hatte, und fuhr dann schleunigst nach Ingolstadt in Bayern.

Ingolstadt war eine alte Festung, die nur mehr als Truppen- und Munitionslagerplatz benützt wurde, außerdem eine hübsche, altertümliche, an der Donau gelegene Stadt, welche zur Zeit des 30jährigen Krieges eine große Rolle spielte. Ingolstadt weist heute noch die alten Mauern, Tore und Türme aus dieser Zeit auf und zeigt in seinem Stadtmuseum selbst noch den Schimmel, welchen weiland der Feldherr der katholischen Liga, Tserklaes von Tilly, geritten hat. Dieser Schimmel ist natürlich jetzt ausgestopft, hat die Form eines ungeheuren Nudelwalkers und einen Schweif wie ein riesiger Rasierpinsel, der immer wieder ersetzt wird, da sich jeder Besucher des Museums zur Erinnerung eine Roßhaarlocke dieses Schlachtrosses zu Gemüte zieht. — Der große Gegner Wallensteins ist nämlich im Jahre 1632 in Rain a. L. schwer verwundet worden und kurz darauf in Ingolstadt verschieden. Das Haus, in welchem der Feldherr gestorben, steht heute noch. Ich erinnere mich, daß zu meiner Zeit ein Fremder das Haus zu sehen wünschte und eine alte Frau fragte, wo denn das Haus wäre, in welchem der Tilly gestorben. „Wer is gstorbn?" fragte die Alte. „Na, der große General, der Tilly, und ich möchte wissen, wo das Haus ist, wo er starb!" „So, so, der große General is gstorbn — ahan — ja, ja, der langhaxete — den hob i scho no gseg'n ... na ja, der wird halt dahint im Garnisonslazarett gstorbn sein ..., do san scho mehra gstorbn, seit i denk ... aba persönli hab i ihn net kennt ... den Tilly." —

Ich kam nachts um 8 Uhr auf dem vor der Feste dreiviertel Stunden entfernten Hauptbahnhof an und mußte bei Regen und Schnee die Landstraße hereinwandern, wo ich ganz durchnäßt am Paradeplatz, in einer Tafernwirtschaft landete und nach erfolgtem Kassensturz mir

einen Kalbsbraten und ein Zimmer bestellte. Nach Einnahme des fabelhaft billigen Abendessens, 65 Pfennige mit Bier, suchte ich mein Zimmer, das Bett zu 50 Pfennig, auf, in welchem ein großer, vom Korridor aus heizbarer eiserner Ofen stand, den ich aber aus Vermögensrücksichten gänzlich kühl ließ. Ich hängte nun meine nassen Oberkleider über die vorhandenen Stühle, und meine Hose, die rieselnde Bächlein weinte, über den eisernen Ofen, wickelte mich in drei Jahrgänge von Hendl- und Entenfedern meines Plumeaus und schlief wie nach einer ergiebigen Kneippkur, hinüber in die elyseischen Gefilde. – Mir träumte eben, daß ich wieder am Stadttheater in Augsburg den Heinrich von Andechs spielte und zum Schluß beim Brand des Schlosses Wittelsbach mit meinem Helm, den ich als Feuereimer benützte, die Löschungsarbeiten leitete, als ich von einem intensiven Brandgeruch aufgeweckt wurde und noch zwischen Traum und Wirklichkeit aus dem Bette sprang; da starrten mir vom Ofen her ein paar glühende Augen entgegen. Eine übereifrige Magd hatte ohne meinen Wunsch des Morgens von außen eingeschürt, und die Glut des Ofens übertrug sich auf meine e i n z i g e Hose, die ich nun schreckensbleich mit einem Ruck aus ihrer Hexenpein befreite, worauf sie mir in verschiedenen Absätzen in die Arme fiel. Da stand ich nun vor Antritt meines Neuengagements in der unfreiwillig behaglichen Zimmerwärme, schreckensbleich, ohne Unaussprechliche! ... Es war zum Verrücktwerden! Nachdem ich nun eine halbe Stunde durch die Türspalte mit der dienenden Weiblichkeit verhandelt, versprach sie mir, einen Schneider zu besorgen. Der Schneider kam heran, nach endlosem Harren meinerseits, mit verschiedenen Pantalons, die mir entweder zu kurz oder zu weit waren, da meine Figur dem Ingolstädter Schnitt nicht angepaßt, und so nahm ich endlich eine Großkarierte, die so kurz war, daß sie mehr einer Schuhplattlergesellschaft als einem Mitglied der vereinigten Stadttheater entsprochen hätte. Der Schneider begleitete mich wegen zu großen Mangels an Zutrauen ins Direktionsbüro, und nachdem ich mit Lust und Schmerz das Mitleid der Direktion Czerny-Fried ausgelöst, erhielt ich den Garantieschein für den Bekleidungskünstler und einen Vorschuß zur Verbesserung meiner dramatischen Zukunftspläne.

Das Ingolstädter Theater war nur ein kleines aber selten geordnetes Unternehmen, und ich konnte dort auch alles spielen, was mir

Freude machte! So habe ich jugendliche Komiker, schüchterne Liebhaber, Operettenpartien und Charakterrollen dargestellt und sogar in den Opern „Stradella" und „Waffenschmied" mit meinem Krawattltenor die Baßbuffos gesungen. Wenn eine tiefe Stelle kam, bückte ich mich gewöhnlich. Das Ensemble war für das kleine Verhältnis tadellos, z. B. war auch der ausgezeichnete Komiker Karl Maxstadt engagiert. Jede Woche mußten wir Abstecher nach Eichstätt und Neuburg an der Donau machen. Um nun das Fahrgeld zu ersparen und an den betreffenden Orten nicht übernachten zu müssen, gingen Maxstadt und ich und noch ein paar Kollegen meist nach den Vorstellungen zu Fuß den stundenweiten Weg bei Sturm und Schneegestöber nach Ingolstadt zurück. Wenn morgens zwei Uhr die Turmuhren die Stunde verkündeten, da schlugen auch unsere Herzen freudig dem nahen Heim entgegen. Durchnäßt und durchfroren langten wir in unseren durchwärmten Stuben an und nächsten Vormittag waren wir um zehn Uhr schon wieder auf der Probe. Da gab's noch keine Influenza- und Grippeepidemien, kaum einen Katarrh, der störend ins Repertoire eingriff. Dabei fast jeden Tag Gesangs- und Bühnenproben, jeden Abend eine andere Vorstellung, wöchentlich drei Abstecher und jeden Sonn- und Feiertag noch extra eine Nachmittagskomödie, da gab's auch noch keinen Rollenneid, weil wir alle vollauf beschäftigt waren; die Kritik war milde und nicht aufregend, auch waren Lebensmittel- und Mietpreise so nieder gestellt, daß ich mir von meinen 75 Mark Monatsgage noch kleine Ersparnisse machen konnte! Als Maßstab der Ausgaben diene das Preisverzeichnis des Mittagessens beim Kritschenbräu: Brot, Suppe, Braten und Gemüse zusammen 50 Pfennige, und dabei selbst für meinen Hunger hinreichende Portionen! Dabei frische, nette Kollegen, die mir das Engagement zum glücklichsten Dasein in meiner ganzen Künstlerlaufbahn machten!

Am Anfang der Sommersaison ging ich wieder zu Jantsch, an das Floratheater zu Köln! Besitzer dieses Kunsttempels war damals der Buchhändler und Verleger August Scherl und der spätere Theater-Ausstattungsunternehmer Baruch. Ich wohnte in Nippes am Rhein in einem kleinen Holzhäuschen, parterre, in einem sehr traulichen Stübchen, ober mir die Hausleute, biedere Fischer, aber etwas geräuschvoll, namentlich nachts, wenn der Vater etwas angeraucht nach Hause kam, da gab's hie und da Feldgeschrei und Kampf, was

aber meinen Schlaf höchstens auf Sekunden unterbrach. Nur einmal tat's einen Schlag, daß ich meinte, ein Mörser sei gelöst worden, und gleich darauf rieselte es durch meine Zimmerdecke auf mein Plumeau. Jedenfalls war eben ein Waschtisch oder Nachtkastl zu Fall gekommen, und da das Barometer noch längere Zeit auf Regen stand, so spannte ich einfach im Bette meinen Sonnenschützer auf und schlief, wie der arme Poet Spitzwegs, wieder ein. „Es ruht sich schön in einer Scheune, auf die der Regen langsam tropft!", sagt Lenau.

Das Repertoire, das sich am Floratheater abspielte, war beinahe noch abwechselnder als das in Ingolstadt. Ich habe mir Programme aufbewahrt, die heute noch bestätigen, daß ich Sonntag nachmittag den Burleigh in der Stuart und abends den Prinzen Paul in der Großherzogin von Gerolstein spielte, und daß der Schuster in Lumpazi mit dem alten regierenden Grafen von Moor wechselte, der noch in derselben Aufführung die Magistratsperson als Zuwage bekam. Jantsch hatte eine erstklassige Operettentruppe engagiert und wollte Sonntag nachmittag das klassische Repertoire pflegen, in welchem er als alter Meininger wohl ein vortrefflicher Darsteller war. In den Räubern spielte er den Schweizer und nahm einmal, als er im Hut dem Karl Moor Wasser bringen sollte, in der Zerstreuung den Hut auch beim Auftritt noch nicht ab, sondern erst bei den Worten Karls: „Dein Wasser ist gut, Schweizer" — was sich dabei wohl auf die perlenden Schweißtropfen im Hute Schweizers bezog.

In der Operette waren Künstler wie L i n a M e y e r, E m i l T h o m a s, B e t t y D a m m h o f e r, A l b i n S w o b o d a, Frau F i s c h e r - S w o b o d a als Gäste tätig, außerdem der schon bereits zweimal verstorbene Tenor C a s s i o, d. h. er wurde schon zweimal totgesagt, lebte aber darnach noch viele Jahre! Dieselbe Abgeschiedenheit hatte ich an mir selbst später erfahren. Als ich einmal in Chemnitz gastierte, bekam ich von der Münchener Zeitung folgendes Telegramm: „Hier Gerücht verbreitet, daß Sie sich das Leben genommen, bitte Aufklärung. Gruß Haas." Ich antwortete nur: „Mir davon vorläufig nichts bekannt. Gruß Dreher." Trotz des guten Ensembles und der berühmtesten Gäste blühte uns kein Goldregen an diesem Floratheater. Wir mußten nach kurzer Frist mit Sack und Pack und einem noch größeren Defizit nach Frankfurt am Main ans Viktoriatheater übersiedeln. Das Viktoriatheater, sonst ein Zirkus in der Kreuzgasse,

war das ständige Winterunternehmen des Direktors Heinrich Jantsch, damals eines der ersten Operettentheater Deutschlands.

Zu Beginn der Saison fand ein Monatsgastspiel der Josefine Gallmeyer statt. Die Gallmeyer bekleidete damals ein Fach, das jetzt fast ganz ausgestorben ist, das der Wiener Lokalsängerinnen. Sie war eine Soubrette von schlagfertigstem Witz und drolligsten Einfällen, mit Natürlichkeit und tiefer Empfindung. Sie warf die Pointen wie Knallerbsen ins Publikum, hatte ein appetitliches Äußere, große lustige Augen, eine hübsche Sopranstimme und ein fabelhaftes Karikierungstalent; sie war eine unübertroffene Spezialität, selbst im Alter noch frisch und wirkungsvoll! Die Kunst war ihre jugendliche Schminke. Nur einmal hatte sie versagt, als sie gleich ihrer Kollegin Geistinger ins hochdramatische Fach übergehen wollte. Ich habe sie in Wien als tragische Mutter in „Serge Panin" gesehen. Als sie merkte, daß es ihr mit der Tragödin nicht gelingen wollte, spielte sie die Rolle ins gemütlich Komische hinüber, mit traurigem Abschluß, um später nie wieder ihren eigentlichen Fachkreis zu verlassen! Daß sie in dürftigen Verhältnissen gestorben, hatte sie nur ihrer Gutherzigkeit und Freigebigkeit zu danken. — Sie hatte nur einen Haß, auf dumme Menschen — und sagte einmal zu mir: „Einem Raubmörder kann ich alles verzeihen, der mordet nur einen oder ein paar — aber einem Dummen nicht — denn die Dummen bringen die ganze Welt um!"


Marie Geistinger

Am Viktoriatheater waren damals auch die Brüder Karl und Hugo Schenk engagiert; Karl, der beste Operettenbariton, und Hugo, ein schöner Bonvivant und Kapellmeister. Ferner Fräulein Anna Jäger, spätere Wiener Hofopernsängerin, der Komiker Grün und der Charakterkomiker Gustav Friedmann, eines der

größten schauspielerischen Genies, das ich während meiner Bühnenlaufbahn kennenlernte. Er sang heute den Julian von Golz mit demselben Erfolge, mit dem er morgen den Gaspard in Glocken von Corneville oder den Wurzelsepp im Pfarrer von Kirchfeld spielte. Er machte mit wenig Mitteln Masken, daß er nicht zu erkennen war. Doch war er immer voll Weltschmerz und Alkohol, so daß er uns einmal während der Fatinizzaaufführung, als Pascha, auf der Bühne einschlief und bis zum Aktschluß schnarchend auf dem Diwan verharrte. — Ich verehrte diesen Künstler wie keinen zweiten und auch er, der alle Menschen anfeindete, hegte große Freundschaft zu mir.

Kurz nach dem Gallmeyer'schen Gastspiel trat eine so große Kälte ein, daß das Zirkusgebäude nicht mehr zu erwärmen war. Das Publikum saß mit Fußsäcken und Pelzmänteln in den Logen, und die, welche derartige Erwärmungsrequisiten nicht hatten, blieben uns ferne. Die Kosten waren den Kältegraden entsprechend sehr hoch und die Einnahmen weit unter Null. So setzte Jantsch in wenigen Wochen zu, was er in Jahren verdient hatte, und mußte das Unternehmen schließen. Die Mitglieder wußten aber, daß das Geschäft doch noch sehr lebensfähig sei, und gründeten ein Societärtheater, zu dem uns Jantsch unentgeltlich den ganzen Fundus lieh. Die erste Vorstellung war „Lumpazi Vagabundus" und hatte einen solch enormen Zuspruch, daß eine zweite Vorstellung nicht mehr stattfand. Auch waren schon am zweiten Tage alle Stars abgereist, denen dann alle Starl'n folgten, auch ich, der ich jetzt schon an derartige Abschlüsse gewöhnt war. Ich kam wieder nach München, und da man gerade am Gärtnertheater einen jugendlichen Komiker benötigte, so versuchte ich's mit einem Probegastspiel in der Verwandlungsrolle des Fix in „Reise um die Erde", und wurde schon



Ich als Bibliothekar

nach dem zweiten Bilde fest engagiert. — Viel Glück hatte ich mit meiner zweiten Rolle, dem „Bibliothekar" und auch mit Operettenpartien wie Sindulfo, Hans Stix und verschiedenen Bauernrollen, wie Schlaucherl im „Prozeßhansl" und Dullinger im „Georgithaler", so daß mich Direktor Hofpauer zum Ensemblegastspiel der Münchener nach Berlin, Leipzig und Dresden mitnahm.

In diese Zeit fiel auch die Gründung der Münchener Schlaraffia, die wohl eine der illustresten Gesellschaften der Münchener Künstlerwelt genannt werden durfte. Mitglieder wie die Hofschauspieler Häußer, Kainz, Keppler, die Sänger Reichmann, Nachbaur, und unsere Gärtnerplatz-Kollegen Brummer, Ermath, Alexander, die Schriftsteller Philippi, Ganghofer, Peter Auzinger usw. boten jeden Sippungsabend ein Vortragsprogramm, das sich kein Multimillionär verschaffen konnte. Ich war damals zum Hofnarren ernannt, und wir kannten nur ein Fremdwort: „Polizeistunde". Auch sonst waren wir alle im Leben als unzertrennliche Freunde zusammen, ob im Café Maximilian, ob im Wienerrestaurant, ob im Hofgartencafé, ob im Beruf oder Urlaub, immer zu lustigen, harmlosen Streichen aufgelegt. So erinnere ich mich, daß Brummer, Alexander und ich einmal am Nachhauseweg von der Schlaraffia am Marienplatz, da schon der Morgen graute. aus Sparsamkeitsrücksichten für unsere Vaterstadt die sämtlichen Laternen auslöschten. Ich war die Leiter, Alexander der Obersteiger und Brummer der Nachschub. Als Alexander gerade die fünfte Laterne ablöschte, erschien ein Gendarm; Brummer und ich versteckten uns unter den finsteren Bögen, während zwischen dem oben an der Laterne hängenden Richard Alexander und der heiligen Hermandad sich folgendes Gespräch abwickelte:

G.: „Was machen Sie da oben?"

A. (sehr verlegen): „Ich ... ich gehe nach Hause ..."

G.: „So, aber da geht ma doch net über die Laternen weg! Und wie kommen Sie dazua, die Gaas auszulöschen?"

A.: „Da bin ich nur zufällig hingekommen."

G.: „Ich will Ihre Entschuldigung gelten lassen, aber wenn eine solche (sehr laut) Lausbuberei noch a mal vorkommt, na nimm i eahna mit ... habn's mi verstandn?" (Alle Beteiligten gingen nach verschiedenen Seiten ab.)

Große Vorbilder

In dieser Engagementsepoche war für mich die interessanteste Zeit die der Mustergastspiele, die Ernst Possart damals in seiner einzig genialen Art zustande brachte. Vom Wiener Burgtheater, vom Berliner Schauspielhaus, von sämtlichen deutschen Hof- und großen Stadttheatern waren die ersten Künstler eingetroffen, desgleichen die ersten Kritiker, Direktoren und sonstige Berühmtheiten. Trotzdem die Vorstellungen nur kurz zusammen probiert werden konnten und doch jeder Künstler seine eigenen Stellungen und Einrichtungen gewohnt war, hatte es Possart erreicht, nicht nur einen ausgezeichneten Künstlerkreis, sondern auch ein sehr gutes Zusammenspiel auf der Hofbühne zu erzielen. Barnay als Wallenstein, Rüthling als Tell, Sonnenthal als Clavigo, Possart als Geßler, Berndal als Buttler, Häußer als Illo, Kraftel als Max Piccolomini und der Isolani des Siegwart Friedmann, alles waren Glanzleistungen ersten Ranges. Wie reizend war die Wienerin Wessely, wie grandios die Wolter, dann wie rührend die greise Fried Blumauer; und unsere einheimischen Künstler Herz, Richter, Rode und die Damen Ramlo, Bland, Dahn, Hausmann usw., alle waren nach meiner jugendlichen Ansicht vortrefflich! Es war beinahe zu viel für ein jugendlich-kunstbegeistertes Gemüt!

Einem unruhigen Geist wie mir genügte es nicht, nur das zu genießen, was die anderen Kollegen übrig ließen. Ich hatte damals in München zuviel Konkurrenten; es waren folgende Komiker am Gärtnerplatztheater engagiert: Ferdinand Lang, Siegel, Hofpauer, Flerx, Pulley, Brummer und auch Josef Brakl, Albert, Neuert und Podberzky spielten komische Rollen. So schloß ich mich meinen Freunden Albert und Ludwig Ganghofer an, die ans Ringtheater nach Wien verpflichtet waren. Ersterer als Held, letzterer als Dramaturg. Vorher ging ich noch mit Hofpauers Gärtnerplatztheaterensemble. — Die Gesellschaft hatte einen beispiellosen Erfolg, namentlich mit Ganghofers „Herrgottsschnitzer". Die Mitglieder Neuert, Hofpauer, Albert und Schönchen waren durchaus ganz hervorragende Darsteller. Selbst meine Episodenhaftigkeit fiel angenehm auf, als Hochzeitlader im „Herrgotts-



Die Münchner unter Hofpauers Leitung

schnitzer", Veri im „Austragstüberl" und Gerichtsdiener Schlaucherl im „Prozeßhansl". In letzterer Rolle war ich schon so kühn, ein Extempore zu machen. Es war in Leipzig, gerade an dem Tag, als wir ankamen (ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde), wurde der kleine Belagerungszustand proklamiert. Als nun im letzten Akt sich die Bauern über den Gerichtsdiener lustig machen, sagte ich: „Seids net so frech, ihr Rammeln, sonst verhäng' ich über euch den kleinen Belagerungszustand!" — Mit dieser billigen Bemerkung holte ich mir einen minutenlangen Applaus im Auditorium und einen Verweis hinter den Kulissen. Meine Kollegen beruhigten mich mit den Worten: „So, frecher Bua, jetzt werst eingsperrt wegen Verhöhnung der Behörden." — Ich machte mir deshalb keine Sorgen und genoß ungetrübt meine Freiheit, bis mich meine kontraktlichen Verpflichtungen ans Ringtheater nach Wien riefen. Ich war dort von Jauner als jugendlicher Komiker verpflichtet, aber nur in ein paar kleinen Rollen zum Handkuß zugelassen, bis der fürchterlichste aller Theaterbrände auch meine Wiener Zukunftspläne vernichtete. Es war in der zweiten Vorstellung von „Hoffmanns Erzählungen" — ich hatte nachmittag in dem Volks-

stück „Tief unter der Erde" gespielt und abends frei. Ich war mit Ganghofer in einem Café in der Himmelspfortgasse — als jemand zur Türe hereinrief: „Das Ringtheater brennt!" Ohne weitere Erklärungen abzuwarten, rannten wir über den Graben nach dem Schottenring, wo uns schon die Helle des Brandes entgegenleuchtete. Im Gedränge verlor ich meinen Begleiter und konnte dann weder rückwärts noch vorwärts, da mich immer neu ankommende Massen einklemmten; nur bei jeder durchbrechenden Feuergarbe brachte die ausströmende Hitze das Publikum in Bewegung. Nie sah ich einen so weißleuchtenden Feuerschein! Die Jammer- und Schreckensrufe, die Kommandos, die Feuersignale, das Rasseln der Spritzenwagen, das alles tobte durcheinander wie eine höllische Sturmflut, eine Flut, in der so viel Glück und junges Leben begraben wurde! Die beste Schilderung bringt das Werk „Pitaval" mit den genauen Aufzeichnungen über den Ringtheaterprozeß. Wem und wie weit den armen Verurteilten eine Schuld beizumessen war, ist trotz des richterlichen Erkenntnisses schwer zu sagen, da bei einer Panik die meisten Menschen jede Besonnenheit verlieren. Aber jedenfalls sind jene Behörden zu verurteilen, die nach den vielen traurigen Erfahrungen ein so feuergefährliches Theater wie das Ringtheater genehmigten. Ein Theater mit ungenügenden Treppenanlagen, mit zu wenig Notausgängen und mit einem Feuerwehrpersonal, das nebenbei noch andere geschäftliche Funktionen vorzunehmen hatte! Es ist geradezu unglaublich, daß z. B. auch nach dem Ringtheaterbrand noch an verschiedenen Bühnen die Bewegungskurbel des eisernen Vorhangs ganz vorne am Proszenium oder, wie am alten Wiener Stadttheater, sogar in der Versenkung angebracht war.

Ein ganz charakteristischer Vorfall spielte sich bei einer Kontrolle im besagten Stadttheater ab. Um nämlich die Feuersicherheit zu erhöhen, hielten die maßgebenden Behörden, zuerst fast jeden Tag, Instruktions- und Untersuchungsronden in den verschiedenen Theatern ab. Die Kommission fragte jeden Arbeiter, was er im Falle eines ausbrechenden Brandes zu tun hätte. Der eine antwortete: „Ich springe zum Alarmsignal und setze es in Bewegung", der zweite: „Ich zum Regenapparat", der dritte: „Ich öffne die Notausgänge" usw. Als man nun an den Dirigenten der Drahtkurtine kam und ihn fragte: „Was machen Sie, wenn ein Brand ausbricht?" sagte er: „Dann lauf ich

davon!" „Das heißt, Sie lassen zuerst den eisernen Vorhang herunter?" Antwort: „Na, den laß i nur runter, wenn's net brennt ... Sie werden do net glaubn, daß i um die paar Kreuzer Lohn, de ich als Aushelfer hab, da herunt in der Versenkung verbrenn!" Niemand konnte dem guten Familienvater Unrecht geben. Das Wiener Stadttheater ist auch bald darauf abgebrannt. Glücklicherweise an einem stillen Nachmittag, so daß keine Menschenleben zu beklagen waren.

In England ist man in dieser Hinsicht schon hundert Jahre vorher viel vorsichtiger zu Werk gegangen. Schon 1788 ließ in London der Direktor John Komble im Durylane eine eiserne Vorgardine einbauen und einen Regenapparat, der das ganze Bühnenhaus sofort unter Wasser setzen konnte. Diese Einrichtung wurde Anfang des vorigen Jahrhunderts noch in der Weise verbessert, daß man einen Eisenvorhang konstruierte, der nicht nur das Proszenium, sondern auch alle Verbindungstüren zwischen Zuschauer- und Bühnenraum bis an die äußerste Mauer abschloß, und war schon damals darauf bedacht, die Maschinerie zur Auslösung dieser Sicherheitsvorrichtung an einem Ort anzubringen, der vom Feuer nicht sofort ergriffen werden konnte. Wenn die elektrischen Anlagen, die Regenapparate, die Einrichtung des eisernen Vorhanges, die Anlagen der Ausgänge, der Treppen und Dekorationsmagazine vernünftig angelegt und die Prospekte gut imprägniert sind, ist in der Jetztzeit ein großes Theaterbrandunglück fast zur Unmöglichkeit geworden. Es kann nur leichtsinnige Umgehung dieser Bestimmungen oder eine plötzliche Panik die Schuld an einem solchen Unheil tragen. Denn gegen Panik beim Ruf „Feuer" können oft die beruhigendsten und vernünftigsten Zurufe nichts helfen, da der Besonnene von dem Nervösen überrannt wird. Die Hauptsache ist in diesem Falle, daß man durch möglichst viele Türen aus dem Zuschauerraum auf breite Gänge gelangt, die erstens mit Notlampen genügend beleuchtet und sofort gut gelüftet werden können. Wäre am Ringtheater die frisch hinzutretende Luft vom Zuschauerraum auf die Bühne zu leiten gewesen, so wäre nur diese allein ausgebrannt; aber so war am Hintergrund der Bühne ein großer Rolladen, der in kopflosester Weise aufgerissen wurde, und so drückte die einströmende kalte Luft die Flammen gegen den Vorhang, indem sie denselben mit einem Knall in Fetzen riß und das Publikum mit Rauch, Flammen und Stickluft überschüttete. Nur wenig Leute aus dem Par-

terre, über welche diese Todeswelle hinwegging, konnten sich noch kriechend aus dem Zuschauerraum retten. Dies bestätigte mir der alte Porträtmaler Aigner, der einer der wenigen Geretteten war.

Einige Wochen nach dem Ringtheaterbrand wurde ich aushilfsweise am Wiener Stadttheater engagiert. Während meiner engagementlosen Tage in Wien hatte ich Gelegenheit, den berühmten Mitterwurzer in seinen Glanzrollen zu bewundern, einen der genialsten und nervösesten Künstler. Mit ihm habe ich dann in „Odete" zusammengespielt. Als ich mich nach der Vorstellung zu ihm in die Garderobe begab, um ihm meine Begeisterung zu Füßen zu legen, flog mir eine Schminkschatulle mit Inhalt entgegen, weil er gerade mit seinem Perückenmacher eine kleine Differenz hatte. Ich zog mich, nachdem ich die Leichnerschen Rouge und Noir aufgelesen, mit einer stummen Verbeugung in mein Anfänger-Nichts zurück.



Mitterwurzer

Ich verkehrte damals allabendlich im Hotel Kummer in einer Gesellschaft von urgemütlichen alten Wienern, von denen namentlich einer, ein gewisser Wagner, sehr fürs Theater schwärmte und eine komische Manier hatte, die Fremdwörter falsch zu gebrauchen und noch falscher auszusprechen. Dieser Freund veranlaßte mich, die Wolter als Soppha anzusehen, um einmal das so berühmte Woltergeschrei zu hören. Als leidenschaftlicher Theaterhabitter hatte er auch ein Aboment in der Oper und lud mich in seine Loge, um den Tannenhäuser zu hören. „Fürs Theater ist mir nix zu viel!" sagte er immer. „Ich hab ja meine Obligationen auf der Bank liegen, und da hol ich mir so suc suc, was ich brauche und schneid mir meine Fex ab." Der Direktor Schmekal des Hotels Kummer hat ein ganzes Lexikon dieser eigenartigen Fremdwörter ge-

sammelt. Jetzt ist der gute Wagner auch hinübergesegelt in das für bessere Wiener Bürger reservierte Elysium. — Charlotte Wolter war neben Klara Ziegler die größte deutsche Heroine, die ich in meiner Bühnenlaufbahn gesehen, die alle physischen Mittel mit edlem Spiel und Leidenschaft vereinigte. Zur selben Zeit sah ich in Wien auch die im besten Frauenalter stehende Sarah Bernhard in all ihren großen modernen Partien, wie „Cameliendame", „Ernany", „Adrienne Lecouvreur".


Schweighofer

Ich hatte nach all den Vornotizen und Zeitungsberichten eine outrierte Reklameheldin erwartet und war starr, als ich eine vornehme zarte Darstellerin, mit einer rührenden Natürlichkeit und kluger Ausarbeitung, die Wahrheit mit feinster Empfindung bringen sah, wie es eben nur bei einer wahren Künstlerin möglich ist, die ihren Weltruf bis ins hohe Alter behaupten konnte! Mich fragte einmal ein Rezensent, wer mir besser gefiele, die Ristori oder die Sarah Bernhard. Ich mußte sagen „Beide". Denn ich konnte nicht behaupten, daß mir eine der Künstlerinnen Anlaß gegeben hätte, mich irgend einer abfälligen Kritik zu erdreisten. Vergleiche sind in dieser Beziehung sehr unangebracht. Bühnenkünstler sind doch keine Preisboxer. Ebensowenig kann ich Rossi und Novelli vergleichen, obwohl ich beide in denselben Rollen sah. Solche Riesen stehen fest wie ihr Weltruf! — Girardi, der liebenswürdigste jugendliche Komiker seiner Zeit, spielte im Theater an der Wien mit Schweighofer zusammen, und ihre Partnerschaft konnte nur dankbare Bewunderung im empfindsamen Publikum auslösen, ebenso das komische Trifolium Madras, Knaak und Blasel am Karltheater. Bei Rossi und Frau Ristori habe ich wie bei der Gallmeyer und Sarah Bernhard empfunden, daß große Künstler nicht altern. Ich erschrak

wohl über das alte Aussehen der Ristori als Marie Antoinette wie bei Rossi als Romeo ... aber nur, bis sie in Aktion traten; dann waren sie schön, jung und unübertrefflich! — Ernesto Rossi machte einen solch überwältigenden Eindruck auf mich, namentlich als Lear, daß ich mir vornahm, vom Theater abzugehen. — Ich kam mir so klein vor, als ich zu dieser Höhe künstlerischen Könnens emporblickte, daß mir ganz schwindlig wurde. Ebenso mußte ich die hohe Kunst Novellis bewundern, der trotz seiner bescheidenen Truppe und des noch bescheideneren Sommerbesuchs am Gärtnerplatztheater einen unbeschreiblichen Erfolg erzielte. Er war in tragischen Rollen ebenso bedeutend wie in der lustigen Posse „Ma femme manque sa chic". Novelli war früher Komiker, ehe er zur Tragödie überging, und hatte noch einige heitere Partien mit in sein Gastspielrepertoire aufgenommen. Unvergleichlich waren zwei Szenen in der obengenannten Posse, in welcher er einen Weinhändler aus der Provinz spielte. In der ersteren bestellt er sich in einem Restaurant eine Flasche Wein. Ohne die Etikette zu besehen, probiert er und spuckt den Trank sofort wieder voll Abscheu aus. Er fragt den Kellner, von welcher Firma dieser Gifttrank stamme, und als er nun hört, es sei sein Eigenbau, war die mimische Veränderung beim wiederholten Proben einfach unbeschreiblich. Der Übergang vom sauren Ekel zum süßen Hochgenuß war unnachahmlich. Die andere Szene im letzten Akt, welche sich in einem Pariser Tanzlokal abspielt, zeigt ihn als Schwerenöter, der sich einer Dame nähert, die ihm der Wirt als Novize empfohlen. Sie sitzt von ihm abgewendet, und er macht ihr eine regelrechte Liebeserklärung, ohne ihr Gesicht zu sehen ... Sie läßt ihn ruhig zu Ende reden, bis er auf die Knie fällt, — dann dreht sie sich zu ihm, und jetzt erkennt er, o Schrecken, seine verheiratete Tochter ... er ist starr, fällt auf das Gesäß, erhebt sich dann, ohne ein Wort hervorzubringen, und tanzt dann in der unbeschreiblichsten komischen Verlegenheit durch den Wirtsgarten ab. — Nach dieser hochkomischen Leistung sah ich Novelli als Othello. Mimik, Leidenschaft, Charakterisierung, dazu sein klangvolles Organ, das alles rief eine solche fabelhafte Begeisterung auch bei dem kleinsten Auditorium hervor, die sich in nicht endenwollenden Beifall übersetzte. Ich sprach Novelli nach der Vorstellung und war erstaunt über die Ruhe, welche dieser große Mime nach einer solch anstrengenden Leistung zur Schau trug. Ich, der ich doch nur

Publikum war, hatte eine derartige Nervenerregung, daß ich nachts nicht schlafen konnte. — Wie schon erwähnt, fand ich in meiner engagementslosen Zeit einen Aushilfsposten am Wiener Stadttheater, solange ein Teil des dortigen Personals in Pest gastierte. Ich habe einige Male in Odette den Oberkellner gespielt und nicht mehr Beachtung gefunden — als sonst ein Oberkellner. —

Am Gärtnertheater

Glücklicherweise kam zu dieser Zeit ein Anruf des Münchener Gärtnertheaters an mich, dem ich sofort wieder Folge leistete, und der mich auf zehn Jahre als jugendlicher und Charakterkomiker mit einer Monatsgage von 150 Mark und 5 Mark Spielhonorar (pro Auftreten), verpflichtete. Ich hatte damit eine erste Stellung, aber selbst wenn ich täglich spielte und noch die Sonn- und Feiertags-Nachmittagsvorstellungen dazu rechne, nie mehr Monatseinkommen als 325 Mark. Mit dieser gewiß bescheidenen Gegenwart und Zukunft heiratete ich mit 21 Jahren eine 20jährige reizende Kaufmannstochter, die einen klugen Geschäftsgeist, eine segensreiche Bescheidenheit und einen musterhaften Sinn für Häuslichkeit mit in die Ehe brachte, und die heute noch von meinen drei Kindern als leuchtendes Vorbild angebetet wird. Was ich mir ersparte, habe ich mir mit Gastreisen an den wenigen freien Tagen oder in meiner Sommer-Urlaubszeit erworben.



Meine Frau

Als gastierender Künstler nahm ich zuerst all die kleineren Orte in Bayern, dann nach und nach die größeren Städte, und wagte mich schließlich über die bayerischen und selbst die deutschen Landesgrenzen hinaus. Dabei mußte ich

viele Nächte für die Fahrten opfern; kam ich im Spielort an, ging ich zur Probe, die oft bis drei Uhr nachmittags währte, dann ins Hotel zu Tisch, richtete für die Vorstellung die Kostüme her, ging darauf ins von mir nie versäumte Kaffeehaus, abends zur Komödie und nachts meist wieder zur Bahn. Nur so war es möglich, die wenigen freien Tage vorteilhaft auszunützen. Natürlich gingen all diese Anstrengungen nicht ohne Stimmbandlähmungen und rheumatisch-störende Einwirkungen vorüber. Erstere habe ich mit sämtlichen Halsspezialisten Deutschlands, Österreichs, Amerikas, Rußlands und der Schweiz sowie mit den schärfsten Heilmitteln bekämpft. Wenn der gewissenhafte Bühnenkünstler eine Vorstellung retten kann, so wird er die gefährlichsten Medikamente schlucken, nur um seine Heiserkeit ein paar Stunden los zu werden.

So manche Künstler habe ich mit ihrer schauspielerischen Tätigkeit auch ihr Leben auf der Bühne beenden sehen. So mein Kollege Brummer, der mit mir zusammen in der Operette „Ali Baba" spielte! Er hatte den Geizhals Cassim darzustellen, und als er in der Höhle Sesam mit dem Kopf aus der Versenkung kam, um die Räuber zu belauschen, hatte der Maschinenmeister vergessen, den schweren Versenkungsdeckel zu stützen, so daß Brummer diese Zentnerlast allein tragen mußte, indem er dabei das Finale sang. Dabei hatte sich der herzleidende Mann so erregt, daß er nur noch mühselig seine Rolle zu Ende spielen konnte und ein paar Minuten nach Schluß der Vorstellung in der Garderobe niederfiel. Wir hatten zusammen einen Ankleideraum, und ich wollte ihn eben beruhigen, als er plötzlich erblaßte und ohne einen Schmerzenslaut leblos zu Boden sank! Da wir für Brummer keinen vollgültigen Ersatz bekamen, war ich gezwungen, vom jugendlichen in das charakterkomische Fach überzugehen. Dadurch kamen gar bald größere künstlerische Aufgaben an mich heran, die Bauernkomödien „Jägerblut", „Austragstüberl", die Operetten „Fatinizza", „Frakassa", „Glocken von Corneville" und vor allem „Mikado". Ich war in Deutschland der erste deutsche Ko-Ko. Es folgten die Lustspiele „Bonivard", „Bürokrat", „Raub der Sabinerinnen", „Gollinger", das Volksstück „Gebildete Menschen". Ich habe diese Rollen mit gutem Erfolg gegeben und einzelne Vorstellungen sogar bis zu dreihundert Wiederholungen gebracht, wie „Jägerblut", „Gollinger" und „Mikado". Die Ereignisse, die der Mikadopremiere vorangingen,

habe ich in einem Zeitungsartikel 1926 bei Gelegenheit meines Gastspiels am Münchener Staatstheater niedergelegt. Ich hebe daraus folgendes hervor: „Meine Erinnerungen aus meiner Mikadozeit muß ich schon mit der Jahreszahl 1886 beginnen. Das heißt, mit den Eindrücken, welche damals die Opernkompagnie, genannt „Mr. D'Oyly Cartes Truppe", die von London zu uns ans Gärtnertheater kam, auf mich hervorbrachte. Am 15. Oktober des benannten Jahres präsentierte diese Künstlergesellschaft die erste Mikado-Aufführung, welche an Ausstattung, Darstellung und Choreographie alle derartigen Operettendarbietungen weit übertraf, und welche trotz der für die Allgemeinheit unverständlichen Textwiedergabe einen solch durchschlagenden Erfolg hatte, daß die sämtlichen Wiederholungen ausverkaufte Häuser erzielten! Ich hatte mich als strebsamer Kollege mit den ersten Darstellern der Kompagnie sofort bekannt gemacht und angefreundet; vor allem mit dem Darsteller des Ko-Ko, Mr. Wilkenson. Wir hatten jedoch einen Dritten im Bunde, den Vertreter des Mikado, Mr. Frederici, einen geborenen Italiener, der uns durch seine Sprachkenntnisse auch als Dolmetscher diente. Dieser große Künstler war eigentlich als Tragöde nach England gekommen, er hatte eine sehr schöne Baßstimme und musikalisches Talent, weshalb er seine jeweilige Tätigkeit nach den Honorarangeboten einstellte. Auch beherrschte er vier lebende Sprachen, darunter Deutsch wie seine Muttersprache. — Wilkenson hatte ein ganz leises Organ, womit er aber den lautesten Beifall erzielte, Frederici hatte ein kräftiges Organ, aber eine sehr schwache Konstitution, er war schwer herzleidend und mußte vor jeder Vorstellung gewisse Pastillen einnehmen, um überhaupt auftreten zu können. Diese Pastillen erhielt er jede Woche frisch von London nachgesandt, und als eines Abends das Heilmittel nicht rechtzeitig eingetroffen war, mußte ein anderer Darsteller die Rolle für ihn übernehmen. Hatte er jedoch seine Dosis Tabletten eingenommen, so sang und tanzte er, daß es eine Freude war! Wie ich später erfuhr, ist Frederici ein paar Monate nach den Münchener Gastspielen in London als Mephisto im Faust auf der Bühne gestorben. — Das sind die Schlagschatten, die oft neben dem Rampenlicht das Künstlerleben verdunkeln. Das Publikum sieht nur die helle Seite des Theaters, die Schatten fallen hinter die Kulissen.

Ko-Ko

Nach dem großen Erfolg der Engländer hatte man drei Jahre nicht den Mut, die großen Ausstattungskosten und die Mühe einer solch schwierigen Einstudierung zu riskieren. Erst der Juni des Jahres 1889 brachte nach dem Wiener Erfolg unseren tatkräftigen Intendanzrat Lang zum Entschluß, das herrliche Werk Sullivans zu erwerben und mit echt japanischer Neuausstattung auf die Gärtnertheaterbühne zu bringen. Fast sämtliche Solokostüme waren japanische Originaltrachten, in Gold und Seide gestickt, von Bernheimer in München direkt für uns aus Japan verschrieben! Dekorationen, Perücken, Schuhwerk, Strümpfe, Fächer, ja selbst mein Richtschwert wurden den Originalen genau nachgebildet, die Gesangs-, Tanz- und Bühnenproben auf 40 Tage festgelegt, und so dachte man, doch wenigstens nichts versäumt zu haben, um auch die vom Englischen ins Deutsche übertragenen Japaner in München für die Sommerhitze einbürgern zu können. Da kam plötzlich ein unerwartetes Hindernis! Ich begleitete meinen Freund August Riedinger zur Bahn und hatte meine Hühnerhündin an einem sogenannten Reit- oder Karabinerstock angehängt, Riedinger stieg ins Kupee, der Hund denkt: ich will ihm folgen, springt nach und stößt mir die Zwinge des Stocks ins rechte Auge! Ich spielte am Abend noch mit großen Schmerzen im Bettel-



Ich als Ko-Ko

Porzellan-Figur von Bradl

(Manufaktur Rosenthal)

student, aber in der Nacht kam die Katastrophe, die ich nicht beschreiben will. Nächsten Tag stellte der Augenarzt Dr. Anke fest, daß der Augapfel zerrissen und das Auge ausgelaufen — doch was soll ich länger diese unliebsame Geschichte erzählen, ich wurde geheilt! Das Auge füllte sich wieder, die blutunterlaufenen Stellen wurden sanft massiert, und ich habe nach Verlauf von einer Woche, wenn auch mit einer Augenbinde, schon wieder auf den Proben des Mikado gestanden. Viel gehen und tanzen durfte ich natürlich noch nicht! Aber am 10. Juli 1889, also vier Wochen nach meinem Augenaufschlag, gaben wir die deutsche Premiere mit einem nie geahnten Erfolg! Hunderte von Wiederholungen lohnten Mühe, Kosten und Aufregungen! Ich habe auch noch in anderen Städten, wie Würzburg, Kissingen, Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Frankfurt a. M. usw. als Ko-Ko gastiert. Stets hat mich mein treues Richtschwert begleitet, das heute noch blank und rein ist wie am ersten Tag seiner Tätigkeit. Dieses Richtschwert war mir stets mein Talisman, und der Direktor der Gärtnerplatzbühne, Dr. W a r n e c k e, hat es mir auch zu meinem Gastspiel am Staatstheater wieder mit seinen Glückwünschen zugesandt! — Nur einmal bei einer Grenzüberschreitung hatte ich Schwierigkeiten damit, da ich keinen Waffenpaß besaß, und als ich den Leuten sagte, daß ich zuweilen auch Scharfrichter sei, löste diese Bemerkung unheimliches Grauen aus, das sich aber durch Hinzuziehung eines höheren Sachverständigen in Gewährung meiner Grenzpassierung auflöste.

Durchgefallen bin ich bei keinem Auftreten als Ko-Ko, nur hingefallen bin ich einmal in Frankfurt a. M. Da dort die Bühne nicht mit glattem Belag, sondern mit einem mir ungewohnten Kokosteppich überspannt war, blieb ich mit meinen Japansandalen gleich beim Auftritt hängen und sank ehrfurchtsvoll auf die Hände und in die Knie, was aber durch das längliche Vorspiel und verschiedene ähnliche Komplimente von mir als zur Sache gehörig bemäntelt wurde!

Als Generalmusikdirektor Knappertsbusch mich durch telefonische Fanfarenklänge im Karneval 1926 nach Titipu berief, glaubte ich, daß das Schwert mir doch eigentlich etwas zu schwer geworden sei! Aber Knappertsbusch hat mir auch von seiner Energie etwas abgegeben, und so sang ich nun in dem von Pasetti geschaffenen Zauberland, eingehüllt in die Wunderklänge des herrlichen Orchesters und umgeben von einer Schar schaffensfreudiger und stimmbegabter Künstler, angefächelt

vom Sylphidenheer des genialsten Ballettmeisters Kröller, angetan mit aller Pracht Ostasiens, die auf mich so ungemein passende Entreestrophe:

„Lange saß ich eingesperrt, aus mir unbekannten Gründen,
Plötzlich doch herausgezerrt, kann mich in das Glück kaum finden!"

Lenbach hat mich schon 1887 als Ko-Ko porträtiert, mein Freund Franz Stuck hat mich in einem Gemälde in all den benannten Rollen wunderbar festgelegt. Löwitt als Herzog von Placadore in Gondolieri von Sullivan. Ferner haben mich die Bildhauer Waderé (als Brunnenfigur mit Bader Zangerl), Bradl als Ko-Ko und Nachreiner als Bibliothekar modelliert.

Als Dichter und Vortragskünstler

Nun versuchte ich auch mein Dramatisierungstalent und schrieb mit Direktor Adolph Oppenheim zusammen das Lustspiel: „Der ewige Premier"; dieser ewige Premier hatte aber nur eine kurze Premiere. Lenbach und Professor Helmholtz saßen in der Proszeniumsloge. Nach der Vorstellung waren wir in der Allotria zusammen, und der große Helmholtz versicherte mir, es sei eines der lustigsten Stücke gewesen, das er je gesehen. Den Kritikern hat das Stück nicht gefallen. Mir auch nicht. Aber bedeutende Männer sind stets die mildesten Richter. — Mit späteren Gemeinschaftsdichtungen wie „Anno 48", das ich mit Benno Rauchenegger, und „Zechpreller", das ich mit Max Neal verfaßte, hatte ich mehr Glück.

Auch Dialektdichtungen habe ich im Laufe der Jahre verschiedene geschrieben; einige von ihnen sind wirklich schon „verschieden". Die meisten sind schon vergriffen, und ich lasse einige Auszüge davon am Schluß des Buches folgen, denn sie hatten den Vorteil, daß sie mir von ersten Münchener Künstlern illustriert wurden. Auch die Illustrationen füge ich den Versen bei. Sie betiteln sich: „Münchener Originale", „Lustige Jagd", „Schußzeit", „Waldhornlieder", „Kirchweih" und „Juhschroa". Das letztere Werk hatte schon wegen des Titels, den man in Norddeutschland für chinesisch hielt, bei den Verlegern einige Bedenken wachgerufen. (Juhschroa ist nämlich ins Hochdeutsche übersetzt ein Jauchzer oder Freudenschrei, der mit „Ju" anfängt und mit „hu!" endet.) Aber man sieht, daß auch Fachleute in ihrem Urteil

nicht maßgebend sind. Noch nie hatte ich eine Auflage so rasch abgesetzt. Sie ging mit einem Schlage weg! Nämlich der Zug, in dem die sämtlichen Juhschreie nach Leipzig zur Buchhändlermesse verfrachtet wurden, ist entgleist, und gerade der Wagen mit meiner Auflage ging zugrunde! Es erschien dann noch eine zweite Auflage, dieselbe ist nicht so rasch abgegangen.

Um wieder auf meine Gastspiele zurückzukommen, so wagte ich mich zuerst nach meinen alten Engagementsorten Ingolstadt, Eichstätt, Neuburg, Landsberg am Lech, dann Augsburg, und schließlich auch nach Nürnberg, wo ich mich am alten Stadttheater unter dem gutherzigsten und besten aller Direktoren Schanno (Jean) Reck viele Jahrzehnte, jeden Winter so sicher wie der Schnupfen einstellte, und mit der Reckschen Truppe auch jedesmal die Abstecher nach Erlangen, Fürth und Bamberg machen mußte. Eine anstrengende, aber sehr lohnende Künstlertätigkeit. Franken hatte immer schöne Theaterbauten, wie Nürnberg, Erlangen, Bamberg, Ansbach, Aschaffenburg und Bayreuth. Namentlich hat Bayreuth den herrlichsten Theaterbau, das alte Opernhaus. Das alte Bayreuther Opernhaus wurde vom Markgrafen Friedrich 1740 mit großer Pracht erbaut. Nur war die Bühne so unendlich groß veranlagt, daß man in letzter Zeit eine abschließende Wand einbauen mußte, um das Theater heizen zu können. Die Bühne ist die tiefste, die vielleicht überhaupt vorhanden ist. Staat und Stadt haben das Theater gut erhalten, und selbst in einer Zeit, in der es nicht benützt wurde, den Antrag von prosaischen Spekulanten, das echte Gold von den Schnitzereien gegen hunderttausend Taler Entschädigung abkratzen zu dürfen und durch falsche Bronze zu ersetzen, glatt abgelehnt. — Den reichen Vorhang mit goldener Stickerei haben die Franzosen unter Napoleon dem Ersten als Souvenir de Bayreuth mitgenommen. Dieses Theater legte König Ludwig dem Zweiten den Gedanken nahe, die Wagnerfestspiele nach Bayreuth zu verlegen. Der König war begeistert von dem Gedanken, daß dieser alte Prachtbau allein würdig sei für Wagners gewaltige Schöpfungen. Nun stellte sich aber heraus, daß der Zuschauerraum zu klein, die Bühne zu schmal und auch deshalb für maschinelle Verwandlungen unbrauchbar sei, weil ein unter dem Theater fließender Bach das Anbringen von Versenkungen ausschaltete. Wagner war aber nun einmal eingenommen von Bayreuth, und die Bayreuther von Wagner, und die Festspiele kamen

mit dem neuen Festspielhaus in die alte Markgrafenstadt. Ich war des öfteren nach dem Tode des Meisters Gast im Hause Wahnfried und habe auch der Parsifalaufführung in der Wagnerschen Loge beigewohnt. Obwohl ich, wie der Bader Zangerl sagt: „ein musikalischer Leue bin", so hatte ich doch eine Andachtsempfindung wie in einer Kirche. Ich fand in Wahnfried wenig von dem gewöhnlichen Weihrauch der Schmeichelei, Frau Cosima war eine imponierende Erscheinung. Lenbach sagte einmal zu mir: „Die Cosima kommt mir vor wie ein gewaltiger Adler, dabei ist sie herzensgut, klug, vornehm und selten organisatorisch veranlagt, denn sie war's, welche stets die Macht hatte, auch nach dem Tode Wagners die ersten Künstler und das interessante Publikum der Welt in Bayreuth zu versammeln!" — Siegfried Wagner, der als Komponist vielleicht mehr Nachteile als Vorteile von dem großen Namen genießt, war mir schon deshalb stets sympathisch, weil er eine unendliche Kindesliebe zur Schau trägt und die große Zuneigung seiner Mutter mit einer rührenden Ehrfurcht und Leidenschaft erwidert.

Vortragsabende

Als ich 1910 an wahnsinnigen Gichtschmerzen litt, daß mir das Komödiespielen längere Zeit unmöglich wurde, verlegte ich mich auf Vortragsabende, die ich im Sitzen erledigen konnte. Ich saß gewöhnlich an einem grünen Tisch und erzählte komische Episoden aus meinem Leben. Dabei hatte ich Gelegenheit, die kleinsten und die größten Plätze Deutschlands, Österreichs und der Schweiz kennenzulernen, und habe nacheinander mit meinem Kapellmeister, Emil Kaiser, der mich auf all diesen Fahrten und am Klavier treulich begleitete, ohne Unterbrechung 155 Städte besucht und bin Tag und Nacht und kreuz und quer herumkutschiert. Von Triest nach Linz, von Linz nach Prag, von Prag nach Lüneburg, von dort nach Dresden, von Dresden nach Brückenau usw. zum Verdienen, denn ich hatte mich bewegen lassen, mir in München ein großes Haus, anstatt ein bescheidenes Heim, zu bauen, und habe dabei auch die zwei glücklichen Tage des An- und Verkaufes durchgemacht. Aber die Inflation hat mich später aller Sorgen enthoben — das Haus war verkauft — das Geld entwertet.

Zu dieser Vortragsreise hatte mir Ludwig Thoma an mein Programm nachstehendes Vorwort geschrieben:

Konrad Dreher

Von Ludwig Thoma

„In der Blütezeit des Gärtnertheaters, und die gab es einmal vor dreißig Jahren, waren die beiden Komiker Brummer und Dreher die Lieblinge des Münchener Publikums, und jeder Schwank war im vorhinein des Erfolges sicher, wenn die zwei, selbst in kleineren Rollen, beschäftigt waren.



Ludwig Thoma

Ich weiß noch, wie in einem Stücke, dessen Titel und Inhalt ich längst vergessen habe, der langbeinige und magere Dreher als Soldat auftrat, kaum ein paar Worte sagte, aber mit unnachahmlicher Komik die Hand nach einem Trinkgeld hinstreckte. Das ganze Theater jubelte, und war nun die Posse gut oder schlecht, es sprach sich in München herum, wie prachtvoll Dreher ausgesehen habe, und die Bänke füllten sich jeden Abend.

Was heute so um die Fünfziger herum ist, erzählt sich immer noch gerne und mit einer gewissen Resignation von jener lustigen Zeit im Gärtnertheater, als jede Ankündigung eines neuen Stückes nur die Frage veranlaßte: Ist der Dreher dabei? Wenn er im „Bettelstudenten" mit seiner merkwürdigen Stimme zu singen anhub, mußten die

berühmten Künstler, die damals noch Stammgäste des Theaters waren, nicht minder Tränen lachen wie die behäbigen Bürger im Parkett, und auch außerhalb des Theaters war alle Welt in Fühlung mit dem berühmten Komiker. Wenn er durch die Straßen ging, stießen sich die Leute an, und schmunzelnd zeigte ihn einer dem anderen, und in jedem weckte er die Erinnerung an ein heiteres Lachen.

Daß es einmal so war, heißt weniger, als daß es durch dreißig Jahre so geblieben ist, und daß heute noch ein Gastspiel Drehers für München ein freudiges Ereignis bedeutet.

Wenn er von weiten Reisen, die ihn durch aller Herren Länder und auch nach Amerika führten, nach München zurückkehrte, fand er daheim das alte Behagen an seiner Kunst, das ihm wie wenigen in allen Kreisen entgegengebracht wird.

Dreher hat das, was man „trockenen Humor" heißt. Er kennt weder heftige Erregungen noch übertriebene Grimassen, und er hat in Rollen, in denen er das schwerblütige süddeutsche Wesen kopieren durfte, stets am besten gewirkt, und hat oft im stummen Spiel oder mit ein paar Worten eine passende Charakteristik gegeben. Dazu kommt, daß er immer liebenswürdig geblieben ist und sich von Verzerrungen frei gehalten hat.

Er hat viel von der alten behaglichen Lustigkeit, die dem unvergeßlichen Papa Lang eigen war, und die früher auch auf anderen Gebieten als eine schöne Eigenschaft der Münchener Künstler gelten durfte.

Ich halte den Plan Drehers, heitere Vorträge abzuhalten, für außerordentlich glücklich, denn ich habe es oft bedauert, daß ihm die moderne Situationskomik wenig Gelegenheit bot, sein Bestes zu geben. Im Vortrag werden seine prachtvolle Art, zu charakterisieren, und seine Gabe, mit stoischer Ruhe am lustigsten zu wirken, noch mehr zur Geltung kommen als auf der Bühne, und ich prophezeie ihm reiche Lorbeeren."

Ich hatte diese Gichttournee in Augsburg mit Schmerz und Freude begonnen und in Wildbad beendet. In letzterem Orte jedoch hielt ich keine Vorträge, sondern lebte nur meiner Badekur und streifte Rheumatismus und Vortragsabende ab. Der materielle wie der künstlerische Erfolg dieser Vorträge war sehr gut. Dabei habe ich auf meinen Wanderfahrten Orte kennengelernt, die ich als Bühnenkünstler



Mit Siegfried Wagner in Bad Brückenau

nie besucht hätte, wie z. B. das reizende kleine Bad Brückenau in Unterfranken, wo ich wieder mit Siegfried Wagner zusammentraf. Brückenau, ein Bad, so entzückend, daß man sich in eine feine Biedermeieridylle zurückversetzt glaubt; dabei hat es die wunderkräftigsten Stahlquellen für Nierenleidende aufzuweisen. Der Wernarzer Brunnen ist als Heilquelle und Tafelgetränk gleich vortrefflich zu nennen. — Fast meine sämtlichen Veranstaltungen waren ausverkauft bis auf ein paar Abende, so in Triest, wo mir die Bora das Publikum weggeblasen hat! Da man sich an Seilen zu meiner Rezitation hinhanteln mußte, fand ich als Deutscher bei einem Publikum, das schon damals das rein Italienische betonte, wenig Gegenliebe; deshalb schrieb ich meinem Impresario auch ins Stammbuch:

„Die Bora blies mit allen Winden,
von vorn, von seitwärts und von hinten,
drum blieb am Abend ich ganz Solo . . .
Mich stimmst in Zukunft mit Dein' Molo!"

Auch in „Pirna" war ich wenig beliebt. Während ich nebenan in Dresden großartig empfangen wurde, war ich in „Pirna" sehr ver-

einsamt, nur ich, mein Kapellmeister und der Oberkellner waren anwesend, nicht einmal ein Kassier; derselbe war auch nicht nötig, wie der Verkauf zeigte. Der Vorverkaufsbuchhändler sagte zu mir: „Das besorchen die Ginstler hier alleene. Erscht vorche Woche hat hier en Zitherspieler gastiert, der hat och an der Gasse gesessen. vors losging; 's kann Ihnen übrigens och der Ober im Hotel besorchen!" Nun, er hat mirs och besorcht, denn es kam nur ein unvorsichtiger Graf Rex mit Gattin, ein Gutsbesitzer aus der Umgechend, und als mir bei der Abrechnung doch noch zwei Mark übriggeblieben waren, habe ich diese Denkmünze dem Ober zur bleibenden Erinnerung zurückgelassen. Mit einer würdevollen Dankesbewegung sagte er mir: „Sie haben sähr gefallen, und wenn Sie wiederkommen, wird's voll, da gennen Sie sich darauf verlassen!" Ich habe ihn darauf verlassen und bin nie wieder hingekommen.

Auch in einem Städtchen an der deutsch-böhmischen Grenze hatte ich einen schwachen Abend. Gleich beim Einzug mit Regen und Schneegestöber faßte mich ein böses Omen, als mich mein guter Emil Kaiser darauf aufmerksam machte, daß in der Auslage eines Geschäftes, das mit Wildbret und Totenkränzen handelte, ein frisch geschossener Hase hing, von einem Immortellenkranz umsäumt, dessen Schleife die Aufschrift trug: „Schlummre sanft!" Ich schlummerte jedoch sehr unsanft auf das Defizit!

Große Städte und Badeplätze brachten mir im allgemeinen nur gute Erfolge. Auch fand ich viel Entschädigung in lustigen und rührenden Zwischenfällen. In Metz z. B. fand ich auf der Saaltreppe eine Brillantbrosche, mit deren Rückgabe ich gleich eine dankbare Stimmung wachrief. In Düsseldorf versagte der Kettenzug des eisernen Vorhangs, so daß ich auf einer eineinhalb Meter breiten Vorbühne vortragen mußte. Mein Begleiter saß auf der Galerie am Piano, wo sonst die Promenadekonzerte gespielt werden — „er war mir fern und doch so nah". Damals hatte ich noch ein feines Gehör — und gute Fühlung — mit den oberen Regionen! — Nur wenn ich mich verneigte, stieß ich jedesmal mit meinen Rücksichten an den Blechvorhang, was immer wie Freudenschüsse durch den Raum hallte.

In Lüneburg kam nach meinem Vortrag „Ein Bismarckabend" ein junger Gardeoffizier mit tränenfeuchten Augen zu mir und sagte: „Ich danke Ihnen für das liebenswürdige Gedenken und den schönen

Vortrag. Ich war als Kind auch dabei, in Friedrichsruh, als Sie dort waren. Ich bin ein Enkel des Fürsten, mein Name ist Rantzau!" Später traf ich den jungen Grafen noch am Hamburger Bahnhof und habe bei seiner Begrüßung am Perron meinen Zug versäumt, der mit all meinen Reise-Effekten und meinem verzweifelten Kapellmeister nach Köln weiterfuhr. Ich kam dann ohne Fassung und Kopfbedeckung sieben Stunden später mit einem Personenzug in Deutz an, eine Viertelstunde vor Anfang des Konzerts, erreichte aber den Kölner Gürzenichsaal zur rechten Zeit! —

Meine Schweizer Tournee schloß ein sehr rühriger, aber ziemlich in Geschäftsfatalitäten eingeklemmter Impresario ab. Als ich in St. Gallen das erste Volkslied intonieren wollte, versagte plötzlich das Piano, indem sämtliche Akkorde nur ganz gedämpft anschlugen; mein Akkompagneur öffnete den Schalldeckel und zog aus dem Pianino-Kasten ein größeres, in Zeitungen gewickeltes Paket hervor, in diesem Augenblick stürzt mein Unternehmer durch den Saal, entreißt ihm das Paket und flüstert ihm nur rasch zu: „Um Gottes willen, das ist die Einnahme, die ich vor dem Gerichtsvollzieher versteckt habe!" Nachdem er mit seinem Raub verschwunden, ging die Sache ohne weitere Störung vor sich.

Aufrichtig gesagt waren mir die Vortragsabende zu anstrengend, vor allem das Reisen bei Tag und Nacht und die fortwährende Angst vor Heiserkeiten. Ich habe die Ausdauer gewisser Vortragskünstler von jeher bewundert, z. B. bei W ü l l n e r , den ich immer frisch und gesund angetroffen, ob in Amerika oder in Deutschland, und immer tätig. Dabei klang sein Organ so rein wie eine Glocke. Sein Vortrag war mir ein Orgelkonzert; alle Register, die er zieht, sind harmonisch ausgeglichen. Auch S a l z e r bewunderte ich nicht nur als Humorist, sondern auch als Reiseathleten.

Die originellste Idee bei der Darbietung humoristischer Einzelleistungen hatte zweifellos schon 1727 S a m u e l F o o t h, ein englischer Schauspieler und Schriftsteller, der in einem kleinen Theater in der Haymarketstraße in London ein von ihm selbstgedichtetes Stück „The Diversion of the Morning" spielte. Dieses Stück bestand aus lose aneinandergereihten Szenen, in denen er stadtbekannte Personen täuschend kopierte und persiflierte. Er verschaffte sich dadurch großen Zulauf, aber auch mächtige Feinde, welche veranlaßten, daß nach

kurzer Zeit sein Theater behördlich geschlossen wurde. Footh half sich jedoch dadurch, daß er Einladungskarten drucken ließ, seine Freunde zum Tee einlud und ihnen dabei die verbotenen Szenen vorspielte. Die Idee war neu und originell, daß er vierzig Tage nacheinander unzählige Freunde und Verehrer in seinem überfüllten Komödienhaus mit Tee und Geistesnahrung bewirten konnte, welche ihm dann für den Tee große Gegengeschenke machten. Sein erster Nachahmer war Mathews, ein Irländer. Im Jahre 1822 kündigte er an, daß er zu Hause sei (at home) und hatte damit ebenfalls unbeschreiblichen Erfolg. Mit seinen Szenen führte er das Publikum bald auf ein Dampfschiff, bald in eine Postkutsche, bald zum Wettrennen, bald zu einer Auktion, bald in eine Kaserne, und machte es dort mit allerlei komischen Charakteren bekannt. So erzählte er zum Beispiel, daß er neulich einen alten Pächter getroffen habe, der sich den Magen überladen und nachts von Gespenstererscheinungen geplagt wurde. Während Mathews dies erzählte, stieg plötzlich hinter seiner Stuhllehne ein Betthimmel empor, die Tischplatte überdeckte ein weißes Laken, und Mathews lag im Bett als Pächter mit einer Nachtmütze. Die Veränderung auch in Mathews Mimik war eine so frappante, daß selbst das sonst ernste englische Publikum begeisterten Beifall zollte.

Gesellschaftsreisen

Was meine erste Ensemble-Unternehmung anbelangt, so führte mich diese nach Berlin, an das damals von meinem Freund Emil Thomas geleitete Zentraltheater in der Alten Jakobstraße (1889).

Ich hatte für die Dialektkomödien „Jägerblut" und „Hochzeit des Reservisten" usw. verschiedene Ersatzmitglieder zum Thomas'schen Ensemble engagiert, unter denen auch Xaver Terofal, Willy Dirnberger und Hans Maier als Schuhplattler und Vertreter der Dialektchargen tätig waren. Publikum und Kritik nahmen uns so freundlich auf, daß ich das Gastspiel zweimal verlängern mußte und fast drei Monate in Berlin gastierte. Böse Zungen behaupteten, daß Thomas, der große Künstler, auf seine Fachfaller kleinlich eifersüchtig war. Ich kann aber nur das Gegenteil behaupten, denn gerade am Thomastheater habe ich die herzlichste Gastfreundschaft genossen. — Damals erwachte in mir der Gedanke einer Schlierseer-Bauerntheater-Gründung, da

ich sah, welch großes darstellerisches Talent in Terofal und Dirnberger steckte und wie einzig Terofal in seinen Schuhplattlertänzen und oberbayerischen Gesangsvorträgen war. — Auch die kollegialen Verhältnisse am Thomastheater waren damals ungemein gemütlich. Ich ließ einmal ein größeres Quantum Salvatorbier nebst Radi und Regensburgerwürsten aus Bayern kommen und versammelte alle Mitglieder des Zentraltheaters nach der Vorstellung im Souterrain. Zu diesem lukullischen Menü hatte auch die gute Direktorin eigenhändig noch einige Gänse gebraten. Die Feier wurde mit Vorträgen und Tanz gewürzt. Der kleine Gutery, die reizende Soubrette Dirkens, der virtuose Georg Kaiser, die liebenswürdige Direktorin Betti Thomas-Dammhofer, Terofal und meine Wenigkeit, wir alle gaben unsere schönsten Lieder und Vorträge zum besten, und selbst der berühmte Advokat Fritz Friedmann sprach einen feurigen Toast in tadellosen Stegreifversen! Es wurden Salvatorquantitäten vertilgt, die selbst dem Erzeuger Schmederer, dessen spätere Gattin, damals Fräulein Neubauer, auch Mitglied meines Ensembles war, Aussprüche der größten Anerkennung abnötigten. Damals konnte man noch solche Feste feiern, denn die ganze Rechnung betrug für die Bewirtung von ungefähr 70 Gästen kaum zweihundert Mark! —



Emil Thomas

Zu jener Zeit lernte ich auch die Elite der Berliner Bühnenkünstler kennen: Vollmer, Matkowski, Lebrun, Blenke, Kadelburg und andere, vor allem aber Emil Thomas, den ich nicht nur als genialen Künstler, sondern auch als guten Menschen und ausgezeichneten Gesellschafter schätzen lernte. Thomas hatte das schöne Talent, die Personen, von denen er sprach, sofort zu kopieren, und wenn er selbst über jemand schimpfte, so tat er es so komisch, daß es nur unterhaltend, aber

niemals beleidigend wirkte. Jeder sagte: „Heute hättest du wieder Emil schimpfen hören sollen, es war zum kranklachen.“ — Kurz nach meinem Berliner Gastspiel gastierte Thomas mit Gattin bei uns im Gärtnertheater in München. Es war eine sehr heiße Maienzeit, und die alten Berliner Possen wie „Pechschulze“, „Registrator“, wollten nicht mehr zugkräftig wirken. Da schlug Intendanzrat Lang vor, eine Operette einzuwerfen, und man entschied sich für „Schöne Helena“. Frau Thomas-Dammhofer in der Titelrolle, Thomas als Kalchas, A. Brakl als Paris und ich als Menelaus. Wir alle kannten die Rollen, und mit ein paar Proben stand die Sache fest. Die Kostüme der Gäste wurden von Berlin verschrieben und kamen alle, bis auf das Badekostüm der Helena für den 3. Akt (in Cythere), richtig an. Frau Thomas, rasch entschlossen, bestellte sich bei Ulmo in München ein pikantes Kleid aus grüner Seidengaze, welches in dichtem Faltenwurf über ein fleischfarbenes Seidentrikot gezogen und die üppigen Formen der Griechenkönigin nur diskret durchahnen lassen sollte. Am Tage der Vorstellung war aber leider das Kleid noch in Arbeit, doch mit der Zusicherung, daß es bis zur Ouvertüre geliefert würde. Nun verging die Ouvertüre, der erste Akt, der zweite Akt, das Kostüm wurde immer nur durch Vorboten angekündigt ... große Erregung ... endlich im Zwischenspiel vor dem dritten Aufzug trifft das Kleid ein. Die königliche Darstellerin wird rasch in ihrer etwas düster beleuchteten Garderobe damit bekleidet, und die Gewandung wirkt, vor dem Spiegel von einer Seite schwach belichtet, ganz tadellos. Jetzt rasch auf die Bühne, denn das Vorspiel des Entrees der Helena mit Mene-



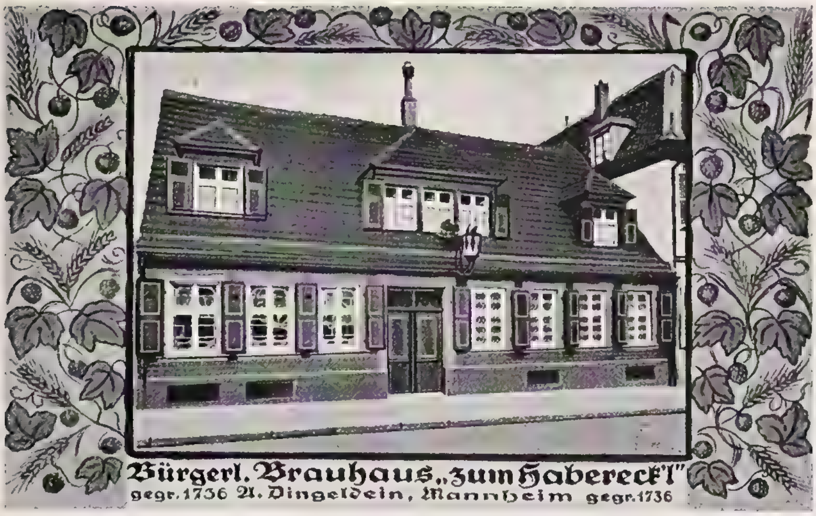
Betty Thomas-Dammhofer

laus hat bereits eingesetzt; ich voran, die mich beschimpfende Gattin hinterdrein, beleuchtet von allen elektrischen Glühbirnen der Neuzeit ... Da ein lautes Ah! Ah! Ah! durch das ganze Auditorium; ich denke wegen des schönen Kostüms meiner Helena — und dreh mich um ... sehe aber kein Kostüm, sondern nur die junonische Gestalt der Frau Thomas in fleischfarbener Aktskulptur!!!! Diese helenischen Rücksichten waren so umfangreich, daß ich sie auf einmal nicht in meinem Gesichtswinkel unterbringen konnte. Die Gazestoffbedeckung war zu dünn genommen und wirkte bei hellem Lampenlicht, wie mit Röntgenstrahlen beschienen, gänzlich unsichtbar. Große Aufregung der Gäste, des Direktors, der Künstler, des Publikums. Am nächsten Tag geändertes, hochanständiges Kostüm ... Das Theater war vollständig ausverkauft, und so eine ganze Reihe von Vorstellungen! Nur erhielt der Direktor jeden Tag Zuschriften allgemeiner Unzufriedenheit, „daß man neben der wirklich ausgezeichneten Aufführung der Helena dem Publikum doch nicht den Genuß des Premierenkostüms vorenthalten solle". „Die Aufführung der Helena wäre dadurch nur noch viel wirkungsvoller und könnte auch von der Sittenpolizei nicht beanstandet werden."

Außer den benannten Großstädten habe ich auch während meiner Münchener Engagementszeit viel an den kleinen und großen Hoftheatern Deutschlands gastiert, namentlich auch in Stuttgart und Mannheim. In beiden Städten habe ich viel Freude und Freundschaft gefunden. Namentlich in Mannheim, das mir auch durch liebe Kollegen zur zweiten theatralischen Heimat geworden ist. Bin ich doch auch Mitglied der berühmten Mannheimer Karnevalsgesellschaft „Feuerjoh", die ihren Stammsitz im Bräuhaus zum „Habereckl" hat. Ihre Mitglieder rekrutieren sich aus allen Gesellschaftskreisen. Wie auf der Schiller'schen Bank von Stein rasteten dort die verschiedensten Berufsarten: der müde Wanderer, der sorgenvolle Kaufmann, der heitere Spielmann, der ernste Stadtrat, der kraftstrotzende Sackträger, der redelustige Komödiant, der Staatsanwalt, der Schiffsreeder, und nicht zuletzt der Mann mit dem Koks. Und gerade diese Mischung aller Klassen zeitigt heute noch dort einen Humor und eine Freundschaftsstimmung, die man nirgends besser finden kann. Der Schneider Weinreich war damals Präsident, der Transporteur van der Heyd der zweite Vorstand, und mein Intimus und Kollege

Köckert, der Spiritus rector aller Begeisterung und Veranstaltungen, die immer im Hintergrund den goldenen Glanz der Wohltätigkeit durchschimmern ließen. Herbergsvater war früher der Brauer Lang, auch Rollmops genannt, und jetzt der ebenso körperlich wie seelisch und herzensgroße Tingeldein, der die Brauerei nach dem Tode Langs übernommen hatte. Das Bier, das dort gebraut wurde und immer noch gebraut wird, ist ein Konkurrenzbier des Salvator und nennt sich Rotavlas. Da das Bier in seiner Güte alles umwirft, hat es auch den Namen Salvator umgekehrt und ist noch unbeanstandet aller Patentansprüche der Salvatorbrauerei auf dem Bierplan erschienen. Die Konkurrenz dieses Nektars erstreckt sich übrigens nur auf das kleine Gebäude des „Habereckl", in dessen Parterreräumen einzig und allein dieser Wundertropfen verschenkt und meist vor der ausgesetzten Frist geleert wird. Der „Feuerjoh" hat keine strenge Aufnahmsballotage. Unbedingte Vorschriften sind jedoch, daß derjenige, der Mitglied werden will, zur Türe hineingeht und ein anständiger Kerl ist, der Freude am Leben und an einem guten Tropfen hat. Alles, was sich dort abspielt, ist rein improvisiert, und ich muß gestehen, daß ich dort humoristische Reden und Szenen erlebt habe, wie nirgends anderswo. — Einmal, kurz vor Weihnachten, hatten wir eine Zusammenkunft im Habereckl. Dabei wurde für arme Familien eine kleine Sammlung veranstaltet. Ich erbot mich, ein Gastspielhonorar zu diesem Zwecke zu stiften. Als ich nach Monaten wieder in den Feuerjoh kam, las mir der Präsident die Danksagungen vor, die auf die Anschaffungen und Überweisungen von Zucker, Kaffee, Holz usw. (für meine Spende) von den einzelnen Familien erfolgten, und ich war so gerührt, daß mir die Tränen über die Wangen flossen, was einen Feuerjaner zu dem Ausruf veranlaßte: „Kinder, Träne hawe mer gesehe! Träne von em Hofschauspieler, von unserm Kunrad; das is e Mann, und wer dem was will, den schlage mer tot!" Ich möchte damit nur beweisen, wie leidenschaftlich und doch herzensgut diese einfachen Leute waren. Ich glaube, der Totschläger war ein Sackträger.

Über meinen Freund und Feuerjohbruder Köckert könnte ich allein große Bände schreiben. Nicht nur, daß er in seinem Beruf ein vorzüglicher Künstler war, er war auch einer der besten Menschen, die ich je gekannt habe, dabei eine Arbeitskraft, die ihresgleichen suchte. Fast



Brauhaus zum „Habereckl" in Mannheim

jeden Abend im Theater tätig, gab's in Mannheim fast keine fröhliche Veranstaltung, die ohne ihn abgehalten wurde, er ging sozusagen in Wohltätigkeit auf, und dabei war er der beste humoristische Stegreifredner, den ich je gehört, und dazu einer der trinkfestesten Männer der Welt. Von ihm stammt der Ausspruch, als ich seinerzeit so von der Gicht geplagt wurde: „Der Kunrad ist der beste Freund, ich sauf und er bekommt davon die Gicht!" Als ich in dieser Gichtperiode schwer krank darniederlag, sandte mir der Feuerjoh eine Deputation von drei Delegierten nach München, die mir die besten Genesungswünsche und auch als sichtbares Zeichen der Zuneigung einige Würste mit Schinken zu übermitteln hatten. Der Führer war der unter dem Namen „Petriseppl" bekannte Feuerjaner. Da ich nun in München in einer Straße wohnte, die den unglücklichen Namen Cuvilliésstraße führt, und dieser Name von jedem anders ausgesprochen wird und meist mit Kuhmilli-, Kavalier- oder Klavierstraße bezeichnet wird, haben mich die Abgeordneten nicht gefunden und reisten unverrichteter Dinge wieder nach Mannheim zurück. Als der Ausschuß nach den Liebesgaben fragte, erhielt er die Antwort: „Die hawe mer aufgegesse,

sonst wären sie verdorwe!" „Ei," sagte der Präses, „mir hawe doch jetzt auch ein Telefon, hättet Ihr halt ins Telefonbuch geguckt, da steht doch och der Name und die Nummer von ihm drinn!" „Des hawe mer schon getan," sagte der Petriseppl, „aber ich versteh das so schlecht, denn wie ich hineinschrei: „Hier Petriseppl", da hab ich nur ghört: Vieh . . . Vieh . . . Vieh . . . no hab ich einghängt!" — (Noch nie wurde das Surren der Telephondrähte so irrig aufgefaßt.)

Von der Liebenswürdigkeit meiner Kollegen zu reden, wurde ich einmal von dem großen Tenor Kraus, dem Bassisten Döring, dem Bariton Cromer und Freund Alex Köckert mit dem Choral „So leb denn wohl, du wunderschönes Gamsgebirg" am Bahnhof der Vorstation Schwetzingen empfangen.

Meinen berühmten Kollegen Siegwart Friedmann traf ich einst auf der Fahrt nach Mannheim, wo er nur eine Stunde bleiben wollte, um einen Freund aufzusuchen. Der Freund war verreist, und ich veranlaßte ihn, vor seiner Abfahrt mit mir und Köckert noch rasch im Habereckl einen Trunk zu nehmen. Der Trunk dauerte mit kleinen Pausen drei Tage. Köckert, Weinreich, van der Heyd, begrüßten und feierten den illustren Gast, und Friedmann dankte drei Tage lang. Er war, wie er uns versicherte, selbst in seinen jungen Jahren noch nie so fröhlich wie damals als fast siebzigjähriger Feuerjaner.

Gekrönte Häupter

In Stuttgart hatte ich auch Gelegenheit, den König von Württemberg persönlich kennenzulernen, und konnte mich von seiner berühmten Herzensgüte und Leutseligkeit überzeugen. Ich gastierte dort im „Fidelen Bauer", gerade in der Zeit, als das Denkmal Kaiser Wilhelms des Ersten enthüllt wurde. Es steht auf dem Platze zwischen der Residenz und dem alten Waisenhaus. Der König wollte die Aufstellung nicht ohne weiteres zugeben, da er befürchtete, die dortige Placierung könnte sowohl dem Platze wie der Wirkung des Standbildes schaden. Da nun ein Gipsmodell zur Ausprobierung zu teuer gewesen wäre, halfen sich die ausführenden Künstler Ruemann und Friedrich Thiersch mit bemalten und ausgesteiften Leinwandteilen, die genau von verschiedenen Seiten das Monument darstellten, ähnlich wie Theater-

versatzstücke. Der König wurde nun von vorne und seitwärts an das Standbild geführt, und war von der Täuschung wirklich überrascht und gab seine Einwilligung zur Aufstellung. Als später das Denkmal enthüllt wurde, war nach dieser Feier eine Hoftafel, zu der auch der Bildhauer Ruemann und der Architekt Thiersch geladen waren. Thiersch saß neben dem König. Ob bei Hof, ob in bürgerlichen oder Arbeiterkreisen, beim Vorstellen werden Namen immer undeutlich ausgesprochen, und so wußte auch Seine Majestät nicht, wer der Herr sei, der neben ihm saß. Als sie auf das Denkmal zu sprechen kamen, fragte der König den Architekten, wie es ihm gefiele. Thiersch sagte in seiner Bescheidenheit, das Standbild Ruemanns finde er ausgezeichnet, worauf der König erwiderte: „Aber die Architektur ist nichts Besonderes". Thiersch sagte darauf nur: „Darüber steht mir kein Urteil zu, denn sie ist von mir selbst!" „Was," sagte der König, „Sie sind Professor Thiersch, verzeihen Sie, erstens habe ich bei der Vorstellung Ihren Namen nicht verstanden, und zweitens verstehe ich auch von der monumentalen Architektur sehr wenig." Thiersch hat mir die Geschichte selbst erzählt, und spricht diese Wiedergabe für den netten Charakter Thiersch's sowohl, wie für die liebenswürdige Erkenntnis eines der beliebtesten deutschen Fürsten.

Stuttgart ist mir besonders sympathisch, schon wegen seines prächtigen Hotels Marquart, das mit seiner ungemeinen Vornehmheit auch eine Behaglichkeit aufweist, die nicht besser gedacht werden kann; dabei waren auch die Preise so gehalten, daß der größte englische Lord wie der kleinste Geschäftsreisende dort sein Quartier aufschlagen konnte. Auch ist das Personal so gehalten, keinen Unterschied in der Bedienung der verschiedenen Gäste durchfühlen zu lassen. Der frühere Besitzer, Hermann Marquart, war einer der leutseligsten und besten Menschen, ein Lebenskünstler, der leider durch Zuckerkrankheit sein Bein verlor. Er ertrug diesen Verlust mit einem fabelhaften Humor, und als ich ihm, kurz nach der Operation, mein Bedauern ausdrückte, gab er mir zur Antwort: „Besser das Bein verlore als den Kopf — und jetzt wolle wir eine Flasche Wein trinken, daß alles so guat abgegangen ischt!" Dieser vornehme Hotelier hatte auch angeordnet, daß in seinem Hotel alle Theaterleute erniedrigte Ausnahmepreise haben sollten. — Es gibt auch keine liebenswürdigere Stadt als die Residenz des schönen Schwobeländles. Ein glänzender Borsdorferapfel

in Weinlaub eingewickelt. Württemberg und Baden gleichen sich so zwillingsbrüderlich, daß man die Landesgrenzen nur an den Schlagbäumen und Grenzpfählen empfindet, und selbst diese meist übersieht. Die Badener sind wie die Württemberger, klug, lebensfroh und gastfreundlich. Die sieben Schwaben am Spieß lernte ich nur im Märchen kennen; in Wirklichkeit hab ich weder dumme Schwaben noch Spießer dort gefunden. Es gibt keine lieblichere Reise als durch die Obst- und Weingelände Württembergs und Badens. Ich habe von Stuttgart aus Marbach, den Geburtsort Schillers, besucht, habe von Wildbad aus alle die kleinen Ortschaften und Bäder durchwandert, bin über die Schwarzwaldhöhen nach Baden-Baden gestiegen, habe Tübingen und Badenweiler, Ravensburg mit seinen 14 Türmen, im Herbst und Winter kennengelernt, und hatte immer und überall das Gefühl des Friedens und paradiesischer Glückseligkeit.

Nach Badenweiler lud mich einmal der Großherzog von Baden zum Geburtsfest der Großherzogin. Ich fuhr mit meinem unzertrennlichen Reise- und Klavierbegleiter Emil Kaiser von Konstanz nach Offenburg in Baden, und von dort mit dem sogenannten Bimmelbähnle nach Badenweiler. Dort wurden wir am Vizinalbahnhof empfangen mit der Bedeutung, daß der Großherzog die Großherzogin mit mir überraschen wolle, und daß wir uns deshalb den ganzen Tag nicht öffentlich sehen lassen dürften. Wir verbrachten den ganzen Tag im Hotel hinter Weinflaschen und Kaffeetassen.

Erst abends durften wir unser Standquartier verlassen und kamen verabredeterweise, während die Suppe serviert wurde, ins Vorzimmer des Schlößchens. Der Adjutant der Großherzogin empfing mich absichtlich sehr geräuschvoll mit den Worten: „Was wollen Sie denn da?" worauf ich antwortete: „Lassen Sie mich nur hinein, ich will auch gratulieren!" Darauf der Adjutant: „Aber das geht doch nicht so mir nichts dir nichts!" Worauf ich wieder rief: „Ah was, jetzt wart i schon so viele Jahre und jetzt möcht ich der Dame auch amal persönlich meinen Geburtstagswunsch anbringen!"

Mit diesen Worten und einem bescheidenen Feldblumenstrauß bewaffnet, trat ich ins Lokal und sagte der Großherzogin wie ein kleiner Schuljunge ein Geburtstagsgedicht, das mit dem Schlußvers endete:

Und wenn die Blumen Sie erfreun,
Soll'n sie mir net zu teuer sein,
Ich will dann auch die Müh net spare,
Und wieder schleunigst heimwärts fahre,
Und bin das glücklichste Persönle
Dann auf dem ganzen Bimmelbähnle.

Man ließ mich und meine Begleitung aber nicht heimwärts fahren. Wir mußten mitsoupieren und dann vortragen, was ich eben an Liedern und Couplets im Kopf und Musikheften hatte. — Ich habe viel in Fürstenhäusern gesungen und vorgetragen, und gerade bei jenen Herrschaften, die sonst als ernst und unempfindlich für Humor verschrien waren, gefunden, daß sie sich freuten wie die Kinder. Wer wenig Gelegenheit hat zu lachen, ist dankbarer für jede Harmlosigkeit als einer, der ohne jede Sorge in den Tag hineinlebt.

Eine Glücksstadt für mich war von jeher Frankfurt a. M. Dort hatte ich zum ersten Male, als ich bei Jantsch am Viktoriatheater engagiert war, die Feuertaufe vor einem verwöhnten Publikum und einer strengen Presse gut bestanden, und als ich nach vielen Jahren wieder als Gast am alten Stadttheater auftrat, wurde ich mit einer Freundschaft empfangen, die mich immer wieder zur Rückkehr nach dort veranlaßte. Das neue Schauspielhaus, eröffnet 1902, ist viel prächtiger als das alte Haus, aber nicht so behaglich, namentlich für lustige Komödien, als das alte Theater war. Letzteres hatte viel Poetisches mit einer Mischung von Frankfurter Gemütlichkeit. Eine ähnliche Empfindung hatte ich in Nürnberg und Wiesbaden. Solch alte Bauwerke erzählen uns soviel. Namentlich Frankfurt hat eine Theatertradition wie nicht leicht eine andere Stadt. Wie rasch aber die Namen von Bühnengrößen vergessen werden, beweist, daß man diese einst großen Bühnennamen nur noch in alten Theaterlexikons findet, sonst werden sie nie mehr genannt. Höchstens ein alter, vergilbter Stich oder eine Porzellanvase, die zur Erinnerung an einstige Erfolge angefertigt wurden, nennt uns noch die rätselhaften Firmen, so auch den ausgezeichneten Regisseur Weidner, der 1817 als Schauspieler nach Frankfurt kam und den bedeutendsten deutschen Schauspieler, Ludwig Devrient, unterrichtete und zur Bühne brachte. 1818 wurde

Spohr Leiter des Orchesters, aber nur bis 1819, später diesem Malß als Geschäftsleiter beigegeben, der sich mit seinem „Bürgergeneral" ein Denkmal als Schriftsteller und Humorist setzte.

Als ich noch bei Jantsch engagiert war, leitete Eduard Devrient und dann Claar die Frankfurter Stadttheaterbühnen. In dieser Zeit wurde auch das große Opernhaus eröffnet. — Frankfurt ist eine der wenigen deutschen Städte, in denen die Theater von Anfang an blühten, selbst schon unter Jakobine Brigitte Elendsohn, die bei der Krönung Kaiser Karl des Vierten 1711 dem Schauspiel vorstand. Von ihr wird überliefert, daß sie sich in kurzer Spielzeit 22 000 Gulden erübrigt habe. Ab 1727 wurde die berühmte Neuberin Direktorin der Frankfurter Bühnen.

Von allen Direktoren hat Claar am längsten die Leitung der Frankfurter Bühnen inne gehabt. Dieser Intendant war nicht nur einer der liebenswürdigsten Direktoren und Schriftsteller, er ist auch der treueste Freund seiner Mitglieder gewesen. Er hatte ein seltenes Talent, alle Widerstände in friedlichster Weise auszugleichen. Seine Gattin Claar Delia, ehemals große Darstellerin, hatte als Direktorin den Vorzug, daß sie nur begütigend wirkte und niemals sich in Direktionsgeschäfte einmischte.

Wiesbaden — Kaiserliche Bierabende

Auch im nahen Wiesbaden habe ich noch sehr oft am Hoftheater gastiert, wozu ich schon bei der Eröffnung des neuen Hauses vom Intendanten Baron von Hülsen berufen wurde und in „Preziosa" den Pedro zu spielen hatte! — Jedes Frühjahr wurde ich dann zu den sogenannten Bierabenden „befohlen" und habe dabei außer dem Kaiser auch viele andere interessante Persönlichkeiten kennengelernt. Der Kaiser hatte sehr viel Freude und Verständnis für den süddeutschen Humor, und auch seine Umgebung freute sich immer an den Münchner und anderen oberbayerischen Vorträgen und Liedern, die ich zum besten gab! Im Gefolge des Monarchen befanden sich gewöhnlich General Plessen, Graf Eulenburg, Lukanus, Fürst Bülow, die Bürgermeister von Wiesbaden, Prof. Fresenius und andere Gelehrte, viele Künstler und Vertreter fremder Höfe.

Die erste persönliche Bekanntschaft mit Kaiser Wilhelm dem Zweiten machte ich in München, als er im ersten Jahre seiner Regierung mit dem Reichskanzler Caprivi dem Prinzregenten den ersten Besuch abstattete. Ich wurde nach der Vorstellung des Orpheus von Fürst Eulenburg nach der preußischen Gesandtschaft geholt. Der Kaiser war namentlich von meinen Prosacouplets und dem „Schwerverbrecher“ (einer komischen Stotterergeschichte) so entzückt, daß er mir außer einem Schmuckstück mit einem kräftigen Händedruck das Versprechen gab, daß er mich zur Einweihung des neuen Wiesbadener Hoftheaters dorthin beordern lassen werde. — Und so kam es auch. Jedes Jahr wiederholten sich diese Einladungen zu den Maifestspielen, wobei ich nicht nur in den Vorstellungen, sondern auch jedesmal an einem gemütlichen Abend, ob beim Intendanten, ob im Schloß oder im Theaterfoyer mitwirkte. — Einer der prächtigsten Wiesbadener Festabende fand im Mai 1907 bei Gelegenheit der Eröffnung des neuen Kurhauses statt, wozu man mich aus meiner Badekabine in Wildbad herbeiholte. Meine damaligen Erlebnisse möchte ich aber dem Leser nicht vorenthalten:

Wildbad, 1907.

„Nachdem ich hier längere Zeit im Regen- und Thermenwasser gesessen, lächelte endlich die Sonne wieder freundlichst auf mein doppelkohlensaures Dasein. Den allgemeinen Stundenplan mit Baden, Kurpromenade, Wassertrinken, Essen und Schlafen habe ich strikte eingehalten, als eine elektrische Einladung zur Eröffnung des neuen Wiesbadener Kurhauses mich von 28 Grad Thermal- nach 57 Grad Sprudelwasser berief.

Eigentlich hatte ich wenig am neuen Wiesbadener Kurhaus zu eröffnen, sondern nach dem dortigen Prunkkonzert im Hoftheaterfoyer, wie schon des öfteren, in Gegenwart des Kaisers meinen Humor und meine Lungenkraft ins Treffen zu führen. Es ist wirklich eine Freude, vor einem so dankbaren, frohgelaunten, illustren Auditorium, wie es an solchen Abenden versammelt ist, vorzutragen, zumal der Kaiser immer der Dankbarste und Fröhlichste von den Zuhörern ist. Ich fuhr also am 9. Mai von dem lieben, friedlichen, kühlen Wildbad nach dem schon ziemlich erhitzten Wiesbaden. Am Anfang hatte ich den vollen Genuß des entzückenden



Ich und Ganghofer in Wildbad

Ausblicks in das Enztal, aber schon im Badischen steigerte sich die Temperatur dermaßen, daß ich nur bei offenem Fenster und geschlossenen Vorhängen existieren konnte. Was mir die Zugluft an Kühlung gab, das verdarb sie mit Kohlenstaub und feinem Sand, dazu die Nachwirkung der Badekur, daß ich mich nach einiger Zeit schachmatt auf mein Waggonsofa legte. Da mir ohne Schlaf das Liegen sehr langweilig wurde, so stellte ich zum Zeitvertreib Vergleiche an und kam dabei auf die beiden Bäder Wildbad und Wiesbaden und zu folgendem Ergebnis (d. h. ich kann die beiden Badenymphen nur im Mai beurteilen, da ich nur in diesem Monat die Ehre hatte, sie persönlich kennenzulernen): Wildbad ist ein einfaches hübsches Schwabenmädle, Wiesbaden eine elegante große Stadtdame. Wildbad ist deshalb nicht so heißblütig als Wiesbaden (Wildbad 28 Grad Thermalwärme, Wiesbaden gleich 57 Grad); die Dame Wiesbaden liebt Konzerte, Theater und Festestrubel; Wildbad pflegt im allgemeinen der Ruhe. In Wildbad kann ich meine Nerven stärken — in Wiesbaden kann ich sie ausprobieren. Wiesbaden hat als feine Dame sehr guten Anschluß und ausgezeichnete Verbindungen, in Wildbad ist dies namentlich auf der Bahn sehr mangelhaft; in Wiesbaden sieht man mehr

Gesunde als Kranke, in Wildbad ist dies umgekehrt. Wiesbaden hat jetzt ein neues, prächtiges Kurhaus — Wildbad eine neue, prächtige Bergbahn. Beide Badenymphen sind jedoch ihren Kurmachern sehr dankbar, denn ich habe sowohl in Wildbad wie in Wiesbaden die unglaublichsten Kurerfolge gesehen. Gerade in dem Augenblicke, als ich zum Abschluß kommen wollte, mahnte mich ein sanfter Ruck und ein kräftiger Kofferträger, daß ich das Ziel meiner Reise, Wiesbaden, erreicht hatte.

Nach einigen Gepäckabholungsschwierigkeiten fuhr ich durch die dichtgefüllten Straßen zum Hotel Metropol und, nachdem ich getuscht und getischt hatte, ging ich direkt nach dem neuen Kurhaus, dessen Schönheit und Pracht mich hoch entzückte. Malerei, Plastik, Gold, Marmor und Seide feierten hier abwechselnd Triumphe.

Über die Festlichkeiten selbst ist seinerzeit in allen Blättern der Welt ausführlich berichtet worden. Ich möchte deshalb nur ein paar Worte über das Galakonzert und den darauffolgenden Herrenabend beifügen. Das Galakonzert, mit welchem eigentlich der Thiersch'sche Monumentalbau eröffnet wurde, begann am 11. Mai 5.45 Uhr mit dem Eintritt des Kaiserpaares und der übrigen Fürstlichkeiten. Ich hatte vom ersten Rang aus Gelegenheit, das glanzvolle Publikum zu besichtigen. Die Damen in prächtigen Toiletten sowie die Herren in reichen Uniformen gaben ein buntes, bewegtes Bild, auf dem sich die Stadträte und sonstigen Frackinhaber ausnahmen wie Tintenflecke auf einem persischen Seidenteppich. Vor mir saßen ungezählte Millionen, denn ich hatte von meinem Platz aus die Rücksichten der Henckel Trocken, Feist, Burgeff grün, Mumm Extra dry usw., sowie alle die Perlen des Rheins und der Mosel. Eine der schwersten trat mir im Vorübergehen auf die Zehen, aber dieser Auftritt wurde unterbrochen durch den ersten Tusch der Festouvertüre. Nun folgten Männer-, Knaben- und Mädchenchöre, von denen mich der Kindergesang am meisten ergriffen hat. Die Jubelhymne von Strauß konnte ich nicht mehr erwarten, da es bereits Viertel nach 7 geworden und um 8 Uhr mir der Unterhaltungsabend im Hoftheaterfoyer angesagt war. Ich lief also nach meiner Garderobe im Hoftheater, um mich als alter Brunnengeist mit Kressen, Binsen und Laubfröschen zu maskieren und auch noch einige Male mein bis 11 vor Christi zurückgreifendes Gedicht zu memorieren. Kurz nach 8 Uhr war im Foyer die Zusammenkunft. Nachdem ich einen Sternenhimmel von Orden besäter Exzellenzen und Militärs passiert

hatte, kam ich nach dem kleinen Eckſalon, der ſich ans Theaterfoyer anſchließt und in deſſen äußerſter Ecke ein Flügel und vor demſelben mein Begleiter, Herr Profeſſor Schlaar, poſtiert war. Ihm gegenüber ſaß der Kaiſer, der Prinz von Schaumburg-Lippe, Profeſſor Thierſch und noch verſchiedene Würdenträger, die ich aber nicht genau erkennen konnte. Der größte Teil meines Publikums ſtand rechts von mir im Foyer und betrachtete mich nur von der Seite durch die geöffneten Flügeltüren. Meine Stellung war ziemlich ungünſtig, um vorzutragen, und ich muß geſtehen, daß es nicht leicht iſt, ohne Souffleur mitten im verwöhnteſten Auditorium eine fröhliche Stimmung wachzurufen. Jedoch der Kaiſer empfing mich mit ſo herzlichem Lachen, daß alles und ſelbſt ich in dasſelbe einſtimmte und dann mutig und erfolgreich meinen alten Brunnengeiſt aufgegeben habe. Nach dieſem Intermezzo verwandelte ich mich wieder in den glatten Frackmenſchen und hatte noch faſt zwei Stunden Gelegenheit, verſchiedene andere Vorträge zum beſten zu geben. Die Zwiſchenpauſen wurden durch die Verabreichung von ausgezeichneten Getränken und kalten Speiſen ausgefüllt. Erſt um halb zwölf Uhr entfernte ſich der Kaiſer mit ſeinem Hofſtaat und ſprach mir vorher noch in heiterſter Stimmung ſeine Anerkennung aus. Er nannte mich eine der wichtigſten Perſonen bei der Eröffnung des Kurhauſes und erkundigte ſich auch nach dem Befinden meiner früheren Truppe, der „Schlierſeer", indem er mir auftrug, ſie, namentlich Terofal, beſtens zu grüßen.

Nachdem ſich der Kaiſer entfernt, hatte ich noch Gelegenheit, mit dem zurückgebliebenen größten Teil der Geſellſchaft von Intendanten, Künſtlern und Stadtvertretern im Foyer zuſammen zu ſein und mich in jeder Beziehung zu ſtärken von den Aufregungen der letzten Ereigniſſe. Früh morgens 5 Uhr kam ich erſt in mein Hotel, um mit dem Schnellzug um 6 Uhr wieder nach Wildbad zurückzufahren und meine Badekur dortſelbſt fortzuſetzen.

Nach dieſen Kaiſer-Bierabenden gab's noch öfters fröhliche Nachfeiern im Kurhaus, wo ich mich im Kreiſe meiner Kollegen und intimeren Freunde von den Anſtrengungen ſolcher Vortragsabende erholen konnte.

Außerdem wurde ich auch einmal vom ruſſiſchen Botſchafter, Grafen von Oſtenſacken, nach Berlin geladen, um bei einer Abendeinla-

dung vorzutragen, bei der auch der Kaiser zugegen sein sollte. — Ich gastierte damals gerade in Brünn, als ich die Nachricht bekam. Ich fuhr bei einem wahnsinnigen Schneesturm nach Berlin und blieb auf der Strecke ein paarmal stecken. So kam ich mit einer vielstündigen Verspätung und einer totalen Heiserkeit nach der deutschen Hauptstadt. Ich stieg neben der russischen Botschaft, im Hotel Bristol, ab, ging dann zum Legationsrat Schelking und klagte ihm mein Leid. — Dieser gab mir die Adresse eines berühmten Halsspezialisten, und ich gondelte in größter Erregung zu dem berühmten Äskulap, der eben Sprechstunde hatte. Die Situation ganz ähnlich wie damals bei Strakosch. Das ganze Vorzimmer voll Leidender, Hustender, Niesender, Schneuzender ... dazu ein schwarz betreßter Diener, mit Leichenbittermiene. Der ganze Vorraum war mit Musikinstrumenten: Orgel, Flügel, Harmonium, Cellos, Geigen, Fagott usw. ausgestattet. Glücklicherweise hatte ich wieder eine hohe Wartenummer, die ich aber nicht abwartete, und da ich durch all die beunruhigenden Begleiterscheinungen wieder in Angstschweiß kam, ging ich ohne Konsultation weg, fuhr nach dem Hotel und als ich dort ankam, war ich vollkommen klar und im Besitze meiner Stimmittel. — Wer war glücklicher als ich? — Vielleicht war der Anblick dieser Musikinstrumente eine neue magnetische Heilmethode? Abends begab ich mich dann in das mir angewiesene Garderobezimmer in der Botschaft und maskierte mich dort als Hans Stix in mein zinnoberrotes Kostüm, da ich standesgemäß als Prinz von Arkadien meine Vorträge beginnen wollte. Kaum war ich geschminkt und angezogen, stürzt Schelking in das Zimmer und ruft: „Es ist nix! Der Kaiser hat eben eine Depesche bekommen, daß auf seinen Onkel, den König von England, geschossen worden ist!" Ich denke: „Das ist nicht übel, da fahr ich jetzt eigens hierher und jetzt schieß'n die auf den König von England!" Ich zieh mich wieder ins Zivil um und dampfe aus der russischen Botschaft ab. Als ich in der Nähe des Hotels Bristol bin, höre ich hinter mir laufen und schreien. Es war der atemlose russische Hofrat: „Halt! Umkehren! Es ist doch was, der König ist gefehlt worden ... der Kaiser ist deshalb sehr gut aufgelegt!" — Also, ich kehr wieder um und zieh mich wieder als arkadische Siegellackstange an. Der Graf hatte dem Kaiser verheimlicht, daß ich gekommen sei und als ich nun in meiner Zinnoberkleidung aus dem Wintergarten in den Saal trat, sah ich, daß der Kaiser doch im ersten Augenblick über die rote Erscheinung

sehr verblüfft war, bis er mich an der Stimme erkannte und sich, wie immer, über meine Lieder vor Lachen schüttelte. Der Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, der neben ihm saß, schlief während meines Vortrages sanft und fest ein. Am andern Tag sagte mir Graf Ostensacken, daß er dem Kaiser mit meiner Berufung eine große Freude gemacht, die er aber doch schmerzlich empfunden habe, da ihn der Kaiser fortwährend auf die Schenkel schlug. Zum Abschied gab mir der Graf eine Zigarettendose, in deren Zigaretten verschiedene 100-Mark-Banknoten als Honorar eingewickelt waren, was ich, Gott sei Dank, noch vor dem Anzünden bemerkt habe. Die Zigaretten sind trotzdem verraucht und verbraucht, nur das Etui habe ich noch aufbewahrt.

Abschied vom Gärtnertheater – Neue Gastreisen

Um von diesem außerberuflichen Ereignis wieder ins Engagement zurückzukehren, fuhr ich im Schnellzug nach München, wo im Gärtnertheater große Aufregung war, da inzwischen die Vorstellungen anstatt um halb 8 Uhr wieder um 7 Uhr begannen, was man mir nach Brünn mitgeteilt, ich aber dort nicht mehr erfahren hatte. – Es war gerade der „Lustige Krieg", in dem ich den Tulpenzüchter zu singen hatte. Meine Frau erwartete mich verzweiflungsvoll an der Bahn. Ich hatte noch zehn Minuten Zeit, zog mich in der Droschke schon halb aus – rauf über die Treppe, rin in die Hosen, Stiefel und Rock, die schon drei Garderobiers in Bereitschaft hielten, höre die Musik meines Vorspiels, trete auf und merke, daß ich acht Takte zu früh gekommen bin. – Nach Schluß des ersten Aktes rief mir mein guter Direktor zu: „Hören Sie, Sie bringen mich noch um meine wenigen Haare! Denn die reiße ich mir noch aus ... vor Ärger über Ihr spätes Kommen!" Ich sagte ihm nun ganz ruhig: „Es tut mir leid, daß ich zu früh aufgetreten bin! Aber das verspreche ich Ihnen, daß ich nie mehr so früh ins Theater gehe!"

Bei Friedrich Haase ging's einmal umgekehrt. Er gastierte bei uns in „Königsleutnant", kam zur Vorstellung, die damals erst um 8 Uhr begann, schon um 5 Uhr nachmittags ins Theater, er hatte so viele Kleinigkeiten in der Garderobe zu erledigen und so viel mit den Garderobeschneidern, dem Friseur und Requisiteur zu reden, daß er nicht

fertig war, als der Inspizient ihn schon dreimal gemahnt, daß sein Stichwort komme. „Lassen Sie mich zufrieden, ich weiß schon, wenn Zeit ist!" war die Antwort, worauf der Inspizient nur murmelte: „Na, wenn Sie's besser wissen, is recht!" und richtig versäumte der gewissenhafte Gast seinen Auftritt. Eine längere Pause bevor er kam, machte den Auftritt zwar nur interessanter und das Publikum gespannter, während der vergrämte Inspizient brummte: „Bis der Königsleutnant endli amal kommt, is er längst Hauptmann!"

Wir hatten am Gärtnertheater auch einen Regisseur, Herrn Skitt, einen der gewissenhaftesten Beamten, der jeden Abend stundenlang vor Beginn in der Garderobe war, nur um sich die Stirne richtig und tüchtig zu verschminken. Ich war erstaunt, wie er sie mit Fettschminke und Wachs modellierte. Die Masken waren deshalb vortrefflich, nur die Stirne war unbeweglich, weshalb er bei uns der Mann mit der eisernen Maske hieß. Die Stirne und sein Fleiß waren Eisen, aber sein Charakter und sein Herz waren von Gold.



Girardi und Gallmeyer (Verwunschenes Schloß)

Solange ich in München engagiert war, hatten wir auch die sämtlichen Wiener Komiker wie Blasel, Knaak, Madras, Tewele, Girardi und Schweighofer als Gäste, namentlich Schweighofer kam infolge

des guten Geschäftes sehr oft zu uns, er kreierte dabei auch viele Operetten wie „Bettelstudent", „Apajune", „Lustige Krieg" und manche andere. Girardi schuf ein ganz neues Genre der Bauernoperette: „Das verwunschene Schloß". Er war gesanglich wie auch schauspielerisch darin unübertrefflich. Seine lustigen Augen, seine launige Art zu extemporieren und zu charakterisieren, bleiben jedem, der diesen Künstler noch in seiner Jugend bewundern konnte, unvergeßlich. — Außerdem hatten wir aber in München einen Stern am Himmel des Humors, der heller leuchtete als alle andern: Ferdinand Lang, ein Spezialist, der noch mit Ferdinand Raimund zusammen gespielt hat und durch diesen hauptsächlich veranlaßt wurde, seine Liebhaberlaufbahn aufzugeben und ins komische Fach überzugehen. — Er spielte ein Genre, das mit ihm fast ausgestorben ist, das Fach der drolligen Figuren, wie: Staberl, Florian Waschblau, Damian Stutzel, Aufgaben, die in ihrer Harmlosigkeit heute leider meist nicht mehr verstanden werden. Die Welt ist zu klug und nüchtern geworden. Ihr wollen Reden, wie sie in Staberls Reiseabenteuer vorkommen, nicht mehr gefallen. „Waren Sie heute in den oberen Arkaden und haben Sie die Freskogemälde gesehen?" Staberl: „Oh yes! . . . aber ich hab keins g'fressen." Oder: „Haben Sie auch die Arbeiten des Herkules dort bewundert?" Staberl: „Oh



Ferdinand Lang als Damian Stutzel

yes! aber ich war am Sonntag dort, da hat er grad nicht gearbeitet — der Herkules!"

Nebenbei war aber Lang auch im Lustspiel und Volksstück ein Künstler allerersten Ranges. Als Valentin im Verschwender war er so rührend einfach und gemütvoll, daß kein Auge trocken blieb. Lang spielte auch noch im höchsten Alter die benannten Rollen und war dabei von einer Lebendigkeit und Tanzkraft, die jedem Jüngling genügt hätte. Nur das Gedächtnis ließ ihn hie und da im Stich und ich erinnere mich, wie er mit Fräulein Schönchen in dem Einakter: „Dr. Kramperl" ein Duett sang, in welchem er nicht mehr weiter konnte. Rasch entschlossen, anstatt zu singen, tanzte er um seine Partnerin herum und ließ sie dann, indem er zur Türe hinausschlüpfte, allein auf der Bühne zurück ... Schönchen, welche ganz betroffen dastand, sagte nur: „Na, so was?", machte auch ein paar Sprünge und verließ ebenfalls die Szene ... Inzwischen bekam Langs Sohn, der Intendanzrat, in der Direktionsloge Lachkrämpfe, da er durch solche Zufälligkeiten ganz aus dem Häuschen kam, während das erstaunte Volk gar nicht wußte, was eigentlich los war. Intendanzrat Georg Lang, mein Direktor, hatte die glückliche Natur, über Harmlosigkeiten sich schief zu lachen. — So wollte er mir einmal ein von ihm verfaßtes Stück: „Die beiden Afrikaner" vorlesen und kam schon beim Titel so ins Lachen, daß er nicht weiter reden konnte — ich habe erst beim Lesen den Inhalt des Stückes erfahren. — Die Posse ist mir dann beim Gastieren (es hat kein Mensch gelacht) leider durchgefallen. Als ich bei meiner Rückkunft dem Autor diese Mitteilung machte, war er tief unglücklich darüber, und indem er sagte: „Ach Gott? Nicht möglich? Durchgefallen? Das ist doch zu



Intendanzrat Georg Lang

traurig!" Dabei lachte er so, daß die Fenster klirrten. — Sonst war Georg Lang einer der prächtigsten Direktoren des gesamten deutschen Bühnenvereins. Nie konnte er es übers Herz bringen, einem alten Schauspieler zu kündigen oder ein Mitglied wegen leichtfertiger Verfehlungen zu strafen. Er ließ oft Gäste kommen, nur weil er wußte, daß ihnen das Gastspielhonorar gute Hilfe in der Not brachte. — Äußerte er sich doch einmal zu mir über einen alternden gastierenden Herrn: „Ich verstehe fast kein Wort mehr von dem Mann, aber er ist doch sehr komisch und außerdem gehts ihm so schlecht." Dabei haßte Lang nichts mehr, als wenn ein Schauspieler undeutlich sprach. Er meinte: „Die Leute zahlen doch dafür, daß sie erfahren, was auf der Bühne los ist. Ist's nicht genug, wenn man beim Gesang so wenig versteht, den Dialog soll man doch nicht einbüßen." Leider ist das wirklich ein großer Fehler am Theater, daß oft vortreffliche Darsteller entweder zu rasch oder zu leise sprechen und namentlich in Opern und Operetten die Gesangstexte oft so mangelhaft behandelt werden. — Sagte doch schon 1790 der große Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder, als eine Sängerin in Hamburg gastierte, sehr gefiel und nicht engagiert wurde: „Das finde ich sehr begreiflich, daß man die Dame nicht will. Sie hat den großen Fehler, daß sie in ihrer Aussprache viel zu deutlich ist." „Was wollen Sie damit sagen?" fragte man. „Erstens stört sie dadurch das ganze übrige Ensemble und zweitens verkauft der Direktor dadurch keine Textbücher!"

Wie schon erwähnt, dehnte ich meine Urlaubszeit und meine Gastreisen immer weiter aus. Nachdem ich aus dem Verband des Gärtnertheaters ausgeschieden war, ging ich nach der Schweiz, Ungarn, Böhmen, Wien und sogar zweimal, auf einige Monate, nach Amerika. In der Schweiz wurde ich namentlich in Zürich, sowohl als Darsteller wie später auch als Vortragskünstler in liebenswürdigster Weise aufgenommen. Ich kann mir keine schönere Kunstreise denken als eine durch die Schweiz: herrliche Gegenden, angenehme Hotels, ein dankbares Publikum und schöne Theater. — Ich spielte noch in Bern, unter Nikolini, als das alte Stadttheater noch existierte, und das Stehparterre in einer tiefen Versenkung vor dem Parkett angebracht war — man nannte diesen Platz den Bärengraben, der immer überfüllt war und sehr ausschlaggebend auf die Einnahme wirkte.

Budapest, Prag, Schuß- und Tierkomödien

Als ich die Nestroy'sche Tannhäuser-Parodie eingerichtet und den modernen Zeitverhältnissen angepaßt hatte, wurde ich damit zu einem Gastspiel ans Fővarosiszinhaz in Budapest eingeladen. Da dort, im Chantan, nach den Pester Polizeibestimmungen Theaterstücke nur eine Stunde dauern durften, so wurde die Tannhäuserparodie im Varieté-programm erst immer um 11 Uhr nachts angesetzt und mußte sich bei offenen Verwandlungen bis 12 Uhr abspielen. Das Auditorium füllte sich meist erst kurz vor Beginn dieser Operette. — Ich hatte nun dabei Gelegenheit, mir vorher jeden Tag ein anderes ungarisches Theater anzusehen, um genau die Vorzüge und Eigenarten der magyarischen Bühnenkunst zu studieren. Man kennt bei uns englische, französische, italienische, selbst japanische Aufführungen, aber ungarische Vorstellungen waren mir bis dahin ganz fremd geblieben. — Niemand ahnte bei uns, welche herrliche Theater die Metropole Ungarns aufzuweisen hatte, welch' ausgezeichnete Ausstattung und Regie dort wirkungsvoll zutage trat und welch' famose Künstler die ungarische Bühne ihr eigen nannte.

Zu dieser Zeit hatte Pest sechs größere Theater. Das Nationaltheater gab hauptsächlich das Repertoire unserer großen Residenz- und Stadttheater und hatte noch als Filiale das Festungstheater in Ofen zu versehen. Am ersteren sah ich eine moderne Tragödie von Rutkay: „Sötetseg" (Die Finsternis), eine in ungarischen Offiziers- und Kaufmannskreisen spielende Handlung, ein feingestimmtes Bühnenwerk, in welchem namentlich Frau Jaszay als blinde Mutter eine tieferschütternde Wirkung erzielte, aber auch alle anderen Darsteller waren vortrefflich. Eine ebenso gerundete Vorstellung sah ich im Festungstheater, wo ich Frau Markus als Kameliendame bewundern konnte. — Das Varszinhaz oder Festungstheater ist das älteste Theater am Platz und wurde Anfang des 18. Jahrhunderts aus einer Kirche in einen Musentempel verwandelt. Bühne und Zuschauerraum sind klein, um so größer waren die Leistungen der Künstler. Mahalyfi als Armand, Scacsvay als Duval Vater usw., kurz ein Zusammenspiel, wie es nur die jahrelange Zusammengehörigkeit eines solchen Personals aufzuweisen hat. — Am Vigaszinhaz (Lustspieltheater) sah ich ein vaterländisches Drama Ocskay Brigaderos, und ich muß gestehen, daß ich an Ausstattung,

Einzelleistungen und Gesamtwirkung noch nie einer besseren Vorstellung beigewohnt habe; leider sind Künstler wie Balassa, Szeremy und wie sie alle heißen, durch die wenig verbreitete ungarische Sprache an die Scholle gebunden und somit der Bewunderung der übrigen Welt vorenthalten. Sie würden jedoch auch nirgends ein andächtigeres und leidenschaftlicheres Publikum finden, wie es die Ungarn sind. — In diesem Theater sah ich auch ein schwaches französisches Lustspiel: „Die Pfade der Tugend", sehr gut dargestellt, in einer Schloßhallendekoration, die plastisch bis ins kleinste Detail aufgebaut war. Mir war eine hübsch gemalte Leinwanddekoration schon aus praktischen Gründen immer lieber als die schwere Plastik auf der Bühne, die schon bei der dritten Vorstellung merkwürdige Verzerrungen annimmt und bei der jeder Türschluß klingt, als ob eine Kanone gelöst worden wäre. — Im vorliegenden Falle ging's noch an, da das Stück nur in einer Dekoration spielte und die Längen des Umbaues wegfielen — aber in Ocskay Brigaderos mußte man die alte Manier benützen, da diese Komödie mit ihren 30 Verwandlungen sonst ein Jahr Spielzeit beansprucht hätte. — Die Schauspieler Goth und Hegedus hatten neben Eleganz und Temperament einen so burschikosen Humor, der selbst diese langweiligen „Pfade der Tugend" noch lustig gestaltete. Im Magyar Szinhaz hörte ich eine ausgezeichnete Operette von Czobor, Text von Rajna: „Der Heiduckenleutnant", welche schon zum 432. Male aufgeführt wurde, wieder bei vortrefflicher Darstellung. Der Komiker Sziklay mit einer ganz unzulänglichen Stimme stand dort jedoch als Tänzer, Komiker und Mimiker an erster Stelle. Desgleichen gefiel mir die Soubrette Tomtcsanyi in ihrer entzückenden Vielseitigkeit. Diese liebenswürdige Künstlerin ist leider nach ein paar Monaten auf schreckliche Weise umgekommen. Sie hat sich eines Morgens im Bett unvorsichtigerweise mit einem Spiritusapparat die Haare gebrannt, das Bett fing Feuer und das lebensfrische Mädchen ging auf diese Weise gräßlich zugrunde.

Das Kiralyszinhaz gab ebenfalls Operetten. Dort sah ich die famose Fedak in „Die Schwalben" von Konti. — Am Nepszinhaz (Volkstheater) wurde auch eine Operette „Bob Herog" von Huszka gegeben. — Dieses sonst populärste Theater Ungarns hatte damals mit geschäftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ein sehr schönes, von Helmer und Fellner 1875 erbautes Haus, auf dem die berühmten Soubretten

Ungarns: Blaha, Palmay und Kopaczy lange Zeit gewirkt haben. Palmay und Kopaczy habe ich des öfteren auch bei uns in deutscher Sprache bewundert. — Nun nenne ich noch das Magyar Kiralyi Opernhaz (das königliche Opernhaus), ein nobles, großes, von Nikolaus Ybl 1885 aufgeführtes Gebäude, wo ich Puccinis „Tosca" hörte. In dieser Oper berührte mich sonderbar, daß Anthes den Mario italienisch sang, während alle anderen ungarisch brillierten, aber da ich weder Ungarisch noch Italienisch verstehe, war meine Fantasie nicht viel gestört. Auch kannte ich die deutsche Übersetzung und war wieder begeistert von den ausgezeichneten Leistungen und der schönen Gesamtwirkung. — Auch an unserer bescheidenen Chantanbühne war ich mit der Aufführung der Parodie sehr zufrieden, da die Vorstellungen wirklich tadellos gegeben und aufgenommen wurden. — Ich hatte dort auch einen Abschied, der mir nicht nur vom Publikum, sondern auch von allen Kollegen, vom Direktor Waldmann bis zum kleinsten Chorherrn und der jüngsten Balletteuse, bereitet wurde. „Aha," wird mancher Leser sagen, „deshalb lobt er die Ungarn so!" Nein, nicht deshalb, sondern weil ich überhaupt nur über gute und schöne Eindrücke schreiben will und weil ich derer gerade in Pest so viele gefunden habe, daß es ungerecht wäre, ihrer nicht dankbar zu gedenken.



Ich als Landgraf
in der Tannhäuserparodie

Eines meiner merkwürdigsten Gastspiele absolvierte ich am Raimundtheater in Wien. Nach vielem Widerstreben (denn ich hatte immer

einen Riesenrespekt vor dieser Kunstmetropole) hatte ich mit Direktor Müller-Guttenbrunn ein auf sechzig Abende berechnetes Gastspiel, das mit der Eröffnung dieses herrlichen Musentempels beginnen sollte, abgeschlossen. Die Direktion hatte mit meiner Wenigkeit besprochen, daß die Eröffnungsvorstellung „Bauer als Millionär" oder „Diamant des Geisterkönigs" von Raimund sein sollte. Nun wurde aber erstens das Theater um einen Monat später, als mein Kontrakt lautete, fertig. Mein Gastspiel mußte deshalb auch verschoben werden, weshalb aber von meiner Seite keine Schwierigkeiten oder Entschädigungsansprüche gemacht wurden. Nun kam die Festsetzung der Eröffnungsvorstellung und ich erhielt die Nachricht, daß nicht die zuerst in Aussicht genommenen Raimundstücke, sondern die weniger bekannte Zauberkomödie „Die gefesselte Fantasie" bestimmt wurde. Ich schrieb sofort an Direktor Müller-Guttenbrunn, daß die Rolle des „Nachtigall" deshalb für mich in Wien eine Unmöglichkeit sei, weil ich dabei als Wiener Volkssänger am Zettel fungieren müßte und ich in Wien niemals wagen würde, einen Urwiener zu spielen. Ich kann in München einen Sachsen, aber nicht in Dresden oder Leipzig spielen, jedoch haben verschiedene Wiener Künstler in München ganz ruhig Originalmünchner zum Besten gegeben, aber so nachsichtig wie in München ist man wo anders nicht, sich eine derartige Dialektveränderung vorsetzen zu lassen. Meine Einwände sah auch der Wiener Direktor ein und so wurde mein Gastspiel nochmals verschoben und Herr Fröden spielte den Nachtigall in der Eröffnungsvorstellung. Ich habe dann später „Jägerblut", „Den ungläubigen Thomas" etc. gespielt und guten Erfolg gehabt. Nun aber kam die Achillesferse meines Abschlusses: die Direktion hatte mit dem Sudermann'schen Verlag (Blochs Erben, Berlin) für dieselbe Zeit, in die meine Gastspiele zurückgeschoben wurden, die „Heimat" festgelegt und der hartherzige Verlag war nicht so verschiebbar wie ich mit meinen Leistungen und bestand auf seinem Schein. Nun geschah etwas beim Theater sonst Unerhörtes: Ich wurde ersucht, von meinen Vorstellungen die noch garantierten und fehlenden zu streichen, nicht zu prozessieren und dafür das volle Honorar für die garantierten Abende in Empfang zu nehmen. Diese Noblesse wurde später dem wirklich ausgezeichneten Direktor M.-G. in einem Raimundtheaterprozeß zum schweren Vorwurf gemacht. Er konnte doch nicht anders handeln, denn wenn ich geklagt hätte, würde mir die

Theaterverwaltung nicht nur meine fehlenden Honorare, sondern auch die Konventionalstrafe ausbezahlt haben.

Als ich in Wien am Raimundtheater gastierte, lernte ich zufällig den Stallmeister der Kaiserin Elisabeth, Herrn Hüttemann, kennen, der früher im Zirkus Renz als Pferdedresseur war. Die Familie des Herzogs Max in Bayern hatte von jeher Freude an Pferden und Reiterkunststücken, hielt doch der Herzog in München in seiner Reitschule an der Rheinbergstraße Familien-Zirkusvorstellungen ab. Außer seiner Stallverwaltung machte Hüttemann auch in Hypnose und fand, daß ich mit meiner sehr ätherischen Figur ein famoses Medium sein müsse. Eines Sonntag nachmittags lud er verschiedene Freunde und Interessenten zum Kaffee ein, um mich zugleich als Medium auszuprobieren. Ich stärkte mich vorher mit allen möglichen Krapfen, Kuchen und Sandwiches, um dann mutig wie ein Sandwichinsulaner mich auf meinen Mediumsitz zu begeben. Ich wurde von Hüttemann bestrichen und angeblasen, es kam kein Schlaf und keine Hypnose; aber Hüttemann ließ sich nicht einschüchtern. Ich mußte auf einen glänzenden Uniformknopf sehen, während er mich bearbeitete, daß ihm der Schweiß ausbrach. Da noch immer keine Wirkung eintrat, so ergriff mich das Mitleid und ich markierte, was mir der Magnetismus vorenthielt. Ich schloß die Augen und schlief so fest, als es mein Meister wollte. Das war alles gut, schön und wirkungsvoll ... aber nun kamen die eigentlichen Experimente ... „Sieh hier diese schöne Birne!" — Man reichte mir eine alte rohe Kartoffel, „nun beiß frisch hinein," ich biß hinein und aß, was ich nicht essen wollte. Darauf wurde ich ausgesteift und auf zwei Stühlen ausgespannt, auf den einen mit dem Kopf, auf den anderen mit den Fersen gelegt; das ging auch noch, da ich ziemlich leicht und sehnig war. Als sich aber der Hypnotiseur auf mich setzte, fielen wir beide zu Boden. Hüttemann rief „Wach! Wach!" und entschuldigte sich damit, daß die Einschläferung doch nicht stark genug gewesen sei. Ich wollte mich in Gesellschaft einiger Tortenstücke zurückziehen, aber schon hatte mich wieder das magnetische Verhängnis gepackt und eingeschläfert. Diesmal war ich schon in Übung und es ging sehr schnell mit der Einlullung. „Jetzt reagiert er famos und wir wollen ein Täuschungsexperiment machen, das Sie gewiß von der Echtheit des Vorganges überzeugen wird!" Ich höre das Geklirr von Bestecken am Büfett und sehe mit blinzelnden Augen, daß der

Magier mit einer Transchiergabel auf mich lossteuert ... ich gebe keinen Tropfen Blut ... das heißt, er sagte: „Sie werden sehen, er blutet nicht." Und dabei stach er mich mit dem Gabelzinken in mein rechtes Ohrläppchen. — Ich verbeiße den Schmerz, da es nun doch vorüber und ich auch seinen blutstillenden Versicherungen glaubte. Doch da höre ich: „Schau, es blutet doch!" und fühle schon die warmen Perlen über meinen Halskragen und auf meine Chemisette rinnen ... „Wach! Wach! Wach!" rief Hüttemann und blies mir ins Gesicht. Daß ich schneller aufgewacht, wie ich eingeschlafen, ist selbstverständlich. Ich überzeugte noch jedermann von der Echtheit und Unempfindlichkeit meines Zustandes und verschwor dabei im stillen jede Hypnose, selbst wenn der ganze Magnetismus zum Teufel geht!

In diese Zeit fiel auch ein origineller Berliner Gastspielabend im Wintergarten unter Barons Direktion. Direktor Baron hatte mich einmal in gemütlicher Abendstimmung zu einem Gastspiel mit einem Einakter am Silvesterabend verpflichtet mit 1000 Mark Honorar, wovon ich aber, um der Sache einen netten Anstrich zu geben, die Hälfte dem Pensionsfonds deutscher Bühnenangehöriger zusagte. Ich hatte mir dann bei Abschluß des Wiener Vertrages den Silvesterabend freigehalten und konnte demnach meinen Wintergarten-Verpflichtungen nachkommen, indem ich am 30. Dezember nachts mit dem Expreßzug nach Berlin reiste, wo ich vormittags 9 Uhr landete. Baron hatte mir versprochen, für die Pikarde eine erstklassige Künstlerin zu engagieren, und als ich um zehn Uhr zur Probe kam, präsentierte er mir eine Solotänzerin vom Zirkus Renz, die ausgezeichnet tanzen, aber nicht laut reden, sondern nur flüstern konnte. Ich plagte mich wie ein Hund, um eine verständliche Komödie zustande zu bringen, doch es ging nicht. Je lauter ich wurde, desto leiser wurde die Tänzerin. Baron sagte mir, wenn die dann ihren Tanz einlegt, dann geht's schon. Doch es ging nicht. Da, noch ein Rettungsanker: „Anna Held", die gefeierte Chanteuse, welche eben in den Reichshallen ein ähnliches Stückchen spielte: Kurmärker und Pikarde, die hilft uns aus!!! Ich rase zu der niedlichen Heldin, doch o Schreck, die spricht nur französisch und meine Pikarde ist dreiviertel Deutsch!!! Sie lud mich zum Kaffee ein, aber den blauen Teufel, den konnte sie mit dem besten Willen nicht spielen. Ich renne wieder zu meiner Solotänzerin und beginne wieder zu proben ... dann meine Lieder mit Orchester, auch ihren reizenden Tanz ... Ich

dachte, vielleicht geht es doch, wenn die Tänzerin in Rage kommt, dann spricht sie schon lauter. Am Programm stand meine damals noch sehr magere Künstlerschaft mit fetten Lettern und dem geschmackvollen Beisatz „Freund oder Günstling von S. M. dem Kaiser". Auch war mein Einakter erst gegen Schluß des Programms angesetzt und damit also in die gefährlichste Berliner Silvesterstimmung gerückt. Richtig kam ich auch erst um halb zwölf Uhr dran ... Ich blicke durch das Vorhangguckloch in ein von Tausenden von Menschen überfülltes Haus, sehe ein feuchtfröhliches Publikum in der rosigsten Stimmung und höre, daß die Harmonien der Musiker immer mit Zimmerstutzen-ähnlichem Geschnalze begleitet wurden, was ich mir gar nicht erklären konnte. Vor mir traten dann einige dressierte Tiger auf, auch die Otero, welche natürlich nicht ganz geeignet war, meine Pikardentänzerin ins rechte Relief zu bringen. Nun kam die Ouvertüre zum blauen Teufel mit bayerischen Volksmelodien und Schnaderhüpferln durchmischt, welche wieder mit norddeutschen Texten und Zimmerstutzenkrachen begleitet wurden. Der Vorhang geht auseinander und meine Partnerin tritt auf. Sie lispelte, sie hustet, da ruft ein zierlicher Besucher: „Lauter!" Darauf ein Schuß. Die Künstlerin wird nervös und gestikuliert nur noch mit den Armen, im Auditorium mehren sich die Rufe „Lauter! Lauter!" und auch das Gewehrgeknatter. Als ich durch den Hintergrund, das heißt das Tor, das meinen Auftritt abschließt, die Ertrinkende rudern sehe, trete ich auf und merkwürdigerweise tritt Applaus und dann Ruhe ein, ich spreche meine ersten Sätze, die Leute lachen, aber in dem Augenblick, als die Pikarde wieder zu reden versucht, dasselbe Geschrei und Geknalle ... da, je lauter die See brandet und meine Partnerin ver-



Ich als blauer Teufel

zweifelt, desto ruhiger werde ich ... Ich überlege einen Moment ... im Publikum ein Geschrei: „Lauter! Ruhe! Halten Sie den Rand!" usw. und ein unbeschreibliches Maschinengewehrgeknatter ... da sage ich zu meiner Unglücksgefährtin: „Geh'n Sie ab und bringen Sie mir den Wein" (den sie erst zum Schluß der Szene zu bringen hatte). Sie tanzt ab und kommt sofort mit dem Wein wieder ... ich rufe ins Orchester: „Tusch!" In der Loge ein Schrei ... (Frau Direktor Schulz-Friese wurde ohnmächtig) Tusch! Tusch! Das Orchester versteht mich und tuscht nach allen Kräften, ich winke dem Publikum ... einen Moment Ruhepause und ich rufe: „Prost Neujahr!" trinke meinen Wein aus und verlasse die Szene, um sie nie wieder zu betreten. Baron kommt zu mir in die Garderobe ... ich wollte eben einen Wutanfall bekommen, da sagt er ganz ruhig: „Was willst du? Du kriegst dein Honorar! Ich hab' meine Einnahm' und die hab'n ihren Spektakel! So is a jeder zufrieden!"

Aber ich war nicht zufrieden, denn Baron zahlte mir nur das halbe Honorar und ich der Genossenschaft den betreffenden Anteil. Aber an diesen Jahresabschluß werde ich denken so lange ich lebe, denn ein paar tausend Menschen gegen zwei wehrlose Bühnenkünstler, das ist ein ungleicher Kampf, namentlich wenn die zweitausend mit Schußwaffen arbeiten ... Und was waren das für Geschütze? In diesem Jahr war das schöne Kabarettlied „Radadi Bum Diee!" Novität. Baron wollte es mit dem Schlag zwölf spielen lassen und hatte nun seine Programme in die Form von Papierklappen binden lassen, mit denen man dann das Bum immer mit einem Schuß begleiten sollte; die schießwütige Menge aber konnte seine Knalleffekte nicht bis dahin sparen und schoß lieber auf ein zierliches Mädchen und auf einen blauen Teufel ... der sich aber später den Teufel drum scherte. Nur der vornehme Dr. Landau im Börsenkurier hat später ganz energisch meine Partei ergriffen und den Silvesterschützen bewiesen, daß sie selbst dies Papierklappenpulver nicht erfunden hatten.

Nach Prag kam ich des öfteren, als Einzelgast unter der Direktion des berühmten Bühnenleiters Angelo Neumann und später mit meiner Münchner Uniontheatertruppe zu Direktor Teweles. Beim Theater lautet das alte Sprichwort des Nicht-Wiederkommens umgekehrt:

Bist du wo gut aufgenommen,
Mußt du schleunigst wiederkommen.

Und daß ich in Prag immer wiederkommen durfte, beweist, daß man mich gut aufgenommen. Ich habe dort in den beiden deutschen Landestheatern gespielt und später sogar in einem böhmischen Konzerthaus meine deutschen Vorträge ohne jede Störung gehalten. — Unter Direktor Teweles hatte ich namentlich mit dem Lustspiel „Die Meyers" und der lustigen Jagdposse „Wenn der Auerhahn balzt" fast nur ausverkaufte Häuser zu verzeichnen; in benannter Posse wurde mir zuliebe im alten Landestheater die elektrische Beleuchtung eingeführt. Das vierte Bild dieser Komödie spielt nämlich in einem Kinotheater, in welchem mir, als Sonntagsjäger Drechsler, alle meine weidmännischen Sünden vorgeführt werden, während ich im Auditorium sitze und alle diese Beschuldigungen dementieren muß. — Da nun das alte Haus nur mit Gas beleuchtet war, wir aber zu unserem Vorführungsapparat eine große Lichtstärke benötigten, so war man so liebenswürdig, die Rückwand der Bühne zu durchbrechen und einen freundlichen Anschluß an die städtische Beleuchtungsanlage zu gewähren. Diese Lichtvermehrung verstärkte auch die Scheinwerfer an der Kasse. — Leider konnte ich in Prag diese Posse nicht so vollkommen aufführen, als dies in München und Nürnberg der Fall war, wo ich als Extrazugkraft eine Miesbacher Milchkuh zu meinem Ensemble zählte. Diese treue Seele mußte ich wegen der damals in Bayern herrschenden Maul- und Klauenseuche in Nürnberg zurücklassen. Sie hatte bis dahin schon in über sechzig Vorstellungen mitgewirkt und kannte sowohl ihre Entréemusik als auch ihr Stichwort ganz genau. Im letzten Akt trat sie mit einem Kopfbund als Anklägerin gegen mich auf, das heißt, sie sah nur mit ihrem Vorderteil durch das Fenster meines Jagdpavillons, während ihr Bauer (Ludwig Nachbaur) seine Entschädigungsansprüche klarlegte. Eines schönen Abends passierte nun eine unvorhergesehene Störung. Es war nämlich bei der Miesbacherin Hochwasser im Kalender und dieser Ludwig-Donau-Main-Kanal lief unter dem Prospekt durch über die ganze Bühne, um in dem Souffleurkasten seinen Abzug zu finden. Dieses Ereignis war für das Publikum sehr amüsant, aber für mich so peinlich, daß ich für die Zukunft eine Rückversicherung anordnete, indem zwei Putzfrauen, mit Kübeln bewaffnet, solange die Kuh aus dem Fenster sah, an der Kehrseite der Medaille standen und dort der Dinge harrten, die da kommen werden. Diese ungemein lebendige Szene mußte ich in Prag nun mit einer lebensgroßen cachierten Kuh

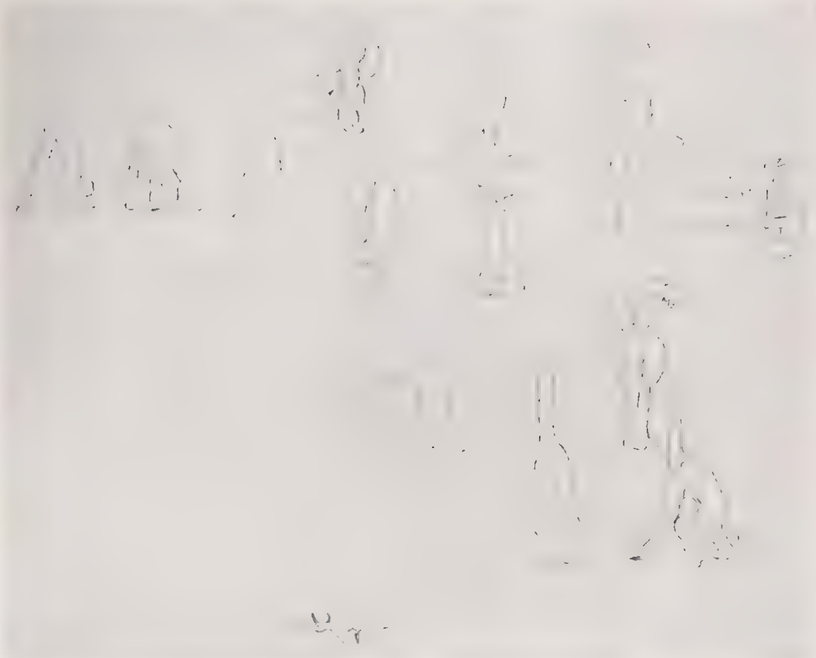
markieren, welche zwar Maul, Augen und Kopf bewegen konnte, aber lange nicht so natürlich und drastisch war als die Originaldarstellerin. Doch war auch das Auftreten der lebenden Kuh nicht ohne Aufregungen. Zum Beispiel in Nürnberg, wo wir im Luitpoldtheater spielten, hätte sie uns bald einen Strich durch die ganze Rechnung gemacht, indem sie sich weigerte, die Bühne zu betreten, weil diese im ersten Stock war, während sie in München nur Parterrelokalitäten zu passieren hatte. Wir versuchten alles, um die Künstlerin zu bewegen, die nach der höheren Kunst gelegte Brücke zu überschreiten. Alle Darsteller schoben, zogen, pufften, doch was ist menschliche Kraft und Überredungskunst gegen den Widerstand eines richtigen Rindviehs? Es war wirklich schon die höchste Zeit, da ertönte die Zwischenmusik, und diese Sphärenklänge dringen auch in das Ohr der Widerspenstigen. Sie horcht auf, brummt und schlägt mit dem Schweif einen gewaltigen Reif, richtet die Blicke nach oben, setzt sich plötzlich ohne jegliche Beihilfe in Bewegung und ist in einer halben Minute an ihrem Standpunkt angelangt; sie spielte dann ihre Szene mit demselben Erfolg und derselben Leidenschaft wie bisher und so auch alle künftigen Abende, bis an ihr dramatisches Ende, das leider nur zu bald erfolgte. Als wir nämlich Nürnberg mit Prag vertauschen wollten, durfte wegen besagter Epidemie unsere braune Liesel das Weichbild der Stadt nicht mehr verlassen. Ich war gezwungen, sie im Hotel „Zum Bären" in Kost und Pflege unterzubringen. Vorher vermachte ich sie noch testamentarisch meinem Freund Hieber in Schliersee, der sie nach Aufhebung der Maulsperre in Nürnberg reklamiert hatte. Jedoch, die Arme sollte ihre geliebten Berge nicht mehr sehen, denn kurz nach unserem Abschied ging auch sie den Weg alles verseuchten Fleisches. Damals schwur ich mir, nie mehr ein Vieh mit auf Reisen zu nehmen. Ich liebe sonst alle Tiere ungemein, nur am Theater regen sie mich auf, da sie bei aller Zugkraft doch unsichere und unberechenbare Darsteller sind. In „Mamselle Nitouche" z. B. ritt ich in München, als Cölestin, einen pensionierten Hofstallschimmel, auf welchem ich als Nuance verkehrt abgaloppierte, den Roßschweif als Zügel benützend. Eines Abends sprengt der Gaul zu nahe an den Kulissenwagen vorbei und streift mich kopfüber über seinen Hinterteil. Wäre ich nicht platt auf die Erde gefallen, so hätte er mir noch mit den Hufen ein Tüpferl auf's I gegeben, daß ich den nächsten Auftritt nicht mehr erledigt hätte. In einem Schwank von

Max Neal und mir „Der Zechpreller“, brachte mich ein Esel durch ständiges Extemporieren zur Verzweiflung.

Die Disziplinlosigkeit eines Esels hatte der berühmte Wiener Komiker Wenzel Scholz schon vor zirka 80 Jahren zu empfinden. Das Theater an der Wien hatte aus irgendeinem Grunde an schlechtem Geschäftsgang zu leiden. Da kam die Possennovität „Rochus Pumpernickel“ als Rettungsanker, der schon in der Vorreklame kräftig einhakte: „Herr Scholz erscheint auf einem lebenden Esel!“ Das Theater war schon acht Tage vor der Premiere ausverkauft. Als nun der heißersehnte Auftritt des Pumpernickel kam und eine Kinderschar schon mit dem Geschrei aus der Kulisse stürzte, um den beliebten Reiter anzukündigen, lehnte der Esel das Debut ab und war durch nichts zu bewegen, sich dem erstaunten Volk zu zeigen. Nachdem nun alle Mittel versagten und der Esel noch mit Beißen und Schlagen seinen Widerwillen bekräftigte, steigt Scholz ab und tritt ohne Reittier auf, um nur noch in die Kulisse zu rufen: „Dummer Kerl! Geh' doch außa! De andern san ja wegen deiner da!“ Schon zur Goethezeit machten sich Tiere auf der Bühne breit und der Affendarsteller Klischnigg aus England hatte mit seinem „Joko, der brasilianische Affe“ überall ausverkaufte Häuser, während unsere Klassiker aus Mangel an Interesse vom Repertoire abgesetzt wurden. Auch am Stadttheater Hamburg und am Hoftheater München kletterte der Pseudoaffe, Klischnigg, vom Podium nach der Galerie des Balkons! Spitzweg hat in seinem Skizzenbuch diese Denkwürdigkeit festgenagelt



Der Affendarsteller Klischnigg



Skizzen nach Klischnigg von Spitzweg

mit der Randbemerkung: „Wie tief sich der Mensch doch bücken kann!"

Welch' tiefen Eindruck namentlich Katzen auf der Bühne hinterlassen, das habe ich in „Anno 48" am deutlichsten empfunden, als mir eine Katzenmutter aus meiner Bärenmütze, in der sie ihre Jungen hatte, ins Gesicht sprang. Auch ärgert mich stets eines in solchen Tierkomödien, daß sich die Mitglieder im allgemeinen mehr mit den Viecherln als mit ihren Rollen beschäftigen. Namentlich die Kolleginnen haben eine unbeschreibliche Zuneigung zu Tieren und ich kenne verschiedene Künstlerinnen, die niemals ohne ihren Tierpark reisen können. So die Gattin Pollinis, die immer zwei Hunde und zwei Affen im Gefolge hatte. Die Hunde waren als Empfangskomitee, die Affen als Tischgenossen sehr unterhaltend. Der kleinere Mimiker, ein Löwenäffchen, hatte seinen Standplatz am Herzen der Dame und sah stets neugierig aus der Bluse auf die verschiedenen Besuche. Der größere, ein Klammeraffe, hing entweder an einer langen Kette oder an den

Tapetenanfängen. Als ich einmal meinen Freund im Hotel „Vier Jahreszeiten" besuchte, trat plötzlich seine Gattin ins Zimmer und ersuchte mich, ihr beim Einfangen ihres Kletteraffen behilflich zu sein. Ich folgte bereitwilligst und als ich in das Boudoir der Dame eintrat, war der Langgeschwänzte eben dabei, in der obersten Zimmerecke die Wandbekleidung in verschiedenen Streifen mit den Zähnen und Händen kunstgerecht abzulösen. „Seh'n Sie," sagte die Dame, „da oben sitzt der Ausreißer, bitte, drohen Sie ihm nur mit dem Spazierstock. Das Tierchen ist sehr ängstlich und er wird dann sofort in meine Arme zurückkehren!" Ich gehe also mutig auf den Aus- und Abreißer los, der mich sofort mit grasgrünen Augen anstierte und mit wütendem Gepfeife die Zähne fletschte. Ich hebe den Stock und rufe: „Na wart, du Lump!" Da springt das Vieh an meinem Stock herunter auf meinen Arm und beißt mich durch meinen Cutaway bis auf die Knochen ... Ich nicht faul, pack ihn bei seinem Klammerschweif, reiß ihn los, schwing ihn durch die Lüfte und hau ihn zur freundlichen Darnachachtung mit meinem spanischen Rohr in die Visage ... „Nicht hauen das Äffchen," schreit die Besitzerin, „das tut ihm ja weh!" „Ja," sag ich, „mir tut's auch nicht wohl!" und ziehe mich mit dieser Entschuldigung diskret zurück. Bitte, mich nicht mißzuverstehen, ich handelte nur in der Notwehr, denn sonst war ich, wie gesagt, jederzeit ein großer Tierfreund, hatte in der Zoologie immer Note eins und wäre ich nicht zum Theater gegangen, so wäre ich entschieden Naturforscher oder Tierwärter geworden. Es gibt keinen Tiergarten und keine Menagerie, die ich nicht auf meinen Wanderungen so oft als möglich besuchte. Meine Tierliebe erstreckte sich vom Elefanten bis zur kleinsten Kröte! Die Kröten waren mir schon wegen ihres langen Lebens und ihrer Widerstandskraft sympathisch. Namentlich die alte Sage erfreute mein Herz, daß Kröten sich im Schlamm verkriechen, dann von Versteinerungen inkrustieren lassen und nach ein paar hundert Jahren wieder beim Zerschlagen der Steine frisch und munter weiterleben. Ich ließe mich jetzt gleich versteinern, wenn ich in einer besseren Zeit wieder zum Vorschein kommen könnte. Wär's dann noch zu früh, dann rasch wieder in den Schlamm und noch ein paar hundert Jahre Versteinerung! Was die zoologischen Gärten anbelangt, so waren mir die kleinen Tiergärten stets lieber als diese unübersehbaren Schaustellungen. Zum Beispiel Niels kleiner Stuttgarter Tiergarten hatte mich immer als

Stammgast zu verzeichnen. Er fesselte mich schon wegen seiner prächtigen Menschenaffen. Nie vergesse ich's meinem Freund, dem Tiermaler K., daß er mich bei Niel in die Affenkäfige einführte. In letztere ging ich jedoch meist vormittags! Da konnte ich mich mit meinen Freunden ungestört unterhalten. Jedesmal, wenn ich mich von denselben verabschiedete, gab es großen Jammer von seiten der Exoten. — Eine komische Geschichte erlebte K. mit einem Orang-Utan. Der Künstler hatte, um die Affen zu porträtieren, sich zwischen dem Käfig der Schimpansen und dem des Orang-Utan eine Abteilung frei machen lassen, wo er ungestört arbeiten konnte. Als er mit der Untermalung der Studie fertig war, ließ er Staffelei und Farbenkasten in dem leeren Käfig zurück und verschloß den Farbenkasten noch besonders mit zwei daran befindlichen Haken. Als der Wärter des anderen Morgens in das Affenhaus kam, traf ihn beinahe der Schlag, da der kostbare Utan über und über mit Blut bedeckt war. Er stürzte zu seinem Herrn, und als er mit diesem zurückkam, stellte sich folgende Tatsache heraus: Der Affe hatte mit unsäglicher Anstrengung in der Nacht endlich den Farbkasten an sich gezogen, die beiden Haken daran geöffnet und sich speziell mit einer Tube Karmin den ganzen Körper beschmiert. Alle Versuche, ihn von dieser Farbe gänzlich zu reinigen, blieben erfolglos, so daß der Waldmensch sein ganzes Leben einen rosigen Anstrich behielt. — Ich habe mit eigenen Ohren gehört, wie ein zoologisch gebildeter Herr ihn einmal seinen Zuhörern als eine besondere Spezies bezeichnete. Ich kannte den Grund dieser Spezialisierung, habe ihn aber nicht verraten.

Noch komischer war der Vorfall im Elefantenhaus. Niel hatte nämlich einen seltenen, großen und ebenso klugen asiatischen Rieseneelefanten, dessen Haupttrick darin bestand, daß, wenn man ihm eine kleine Münze reichte, er seinem Wärter klingelte und den Betrag in das entsprechende Quantum Brot umsetzte. Der Elefant unterschied ganz genau, ob man ihm Geld oder einen blechernen Hosenknopf verabfolgte und gab alle Fälschungen sofort zurück. Nun führte mich mein Malfreund zu seinem Jumbo und erklärte mir folgendes: „Ich halt ihm jetzt den runden Griff von meinem Yale-Hausschlüssel hin und Sie werden sehen, daß er sofort sieht, daß es kein Geldstück ist ... er nimmt es nicht ... er langt nicht einmal danach!" Also wir gehen zu unserem Riesenfreund, der uns gleich mit perpentikelartigen Schwenkungen

seines Rüssels begrüßt und mit seinen kleinen klugen Augen anblinzelte. Mein Begleiter hält ihm den Griff des Yale-Schlüssels entgegen, indem er den Schlüssel selbst mit der Hand bedeckte ... „Da! Da! Nimm Alter! Nimm das Gelderl!" Der Elefant schlenkert nur mit dem Rüssel. „So nimm doch! So nimm doch! Sehn S', er nimmt'n nicht! Er nimmt'n nicht!" Aber er nahm ihn doch und so rasch, daß mein Freund die Hand nicht mehr zurückziehen konnte. Das Wundertier nahm den Schlüssel, sah ihn einen Augenblick an, schob ihn ins Maul und schluckte ihn. — Mein Freund war starr vor Entsetzen. „Ja, was ist denn dös? Ich glaub gar, das Viech hat'n g'fressen! Gib'n her! Gib'n her, du Tropf, du eiskalter!" Aber er gab ihn nicht her, sondern er schlenkerte nur mit dem Rüssel, als ob ihn die ganze Sache gar nichts anginge. „Ja, was mach ich denn jetzt?" jammerte mein Freund. Ich beruhigte ihn so gut ich konnte und schlug vor, daß wir uns rasch entfernen, im Falle der Großschlüsselbewahrer die eisenhaltige Speise nicht vertragen könnte und draufginge. „Ach Gott," rief der Unglückliche, „das wäre das wenigste, aber ich kann heut gar nicht in meine Wohnung 'nein, denn meine Hausfrau macht heute eine Landpartie und kommt erst morgen heim!" Ich riet ihm nun, Rizinusöl zu besorgen, damit ein schnelleres Wiedersehen erfolge, kurzum ein verzweifelter Dialog, während dessen der Elefant nur mit dem Rüssel hin und her schlenkerte. „Du bist a rechts Sauviech!" rief mein Freund schmerzlich dazwischen. Der Rüssel immer hin und her. „Da können wir vorläufig nichts machen," sagte ich. „Na, aber vielleicht er?" erwidert mein Freund. Nun forderte ich den Trostlosen auf, mit mir ins Hotel zu gehen und heute dort zu kampieren. Wir schickten uns an, die Unglücksstätte zu verlassen ... Noch einen Blick der Wut und Trauer auf den Rüsselschwenker ... da reicht derselbe mit graziöser Bewegung seines Geruchsorgans meinem Begleiter den Schlüssel, den er nicht verschluckt, sondern nur die ganze Zeit im Maul gehalten hatte. — Würde ich nicht den Zeugen benannt haben, der den Vorfall miterlebte, so hielte man die Geschichte für eine Anekdote. K. lebt heute noch als berühmter Künstler in Stuttgart und Jumbo soll als größter Star im zoologischen Garten in Hamburg bewundert werden. So war ich mit meinen naturwissenschaftlichen Reisen von Prag über Nürnberg nach Stuttgart gekommen und wollte doch wieder zurück nach dem schönen Böhmerland, wo es noch viel Interessantes zu sehen

und zu beschreiben gab. Auch nach Pilsen, Komotau, Karlsbad, Marienbad und Eger hat mich meine Berufspflicht gebracht. Podiebrad habe ich jagdlich aufgesucht und seine wunderbaren neuentdeckten Heilquellen ausprobiert. Die Entdeckung des genannten Bades ist auf ganz eigenartige Weise geschehen. Fürst Philipp Ernst Hohenlohe war einmal als Gast des Kaisers mit zur Kieler Woche. Auf dem Schiff war ein preußischer Landrat, Herr von Bülow, der die eigenartige Gabe hatte, mit einer Wünschelrute versteckte Gegenstände aufzufinden. Fürst Hohenlohe, der sich mit dem Herrn unterhielt, erfuhr nun, daß diese kleine Spielerei nur das Vorwort sei zu einem Experiment, das viel mehr Nutzen bringe und das der Landrat schon öfter ausprobiert hatte, nämlich die Kunst, Quellen zu finden! Hohenlohe bat nun den Herrn, zu ihm nach Podiebrad zu kommen, da er dort in einer Försterei, die sehr wasserarm sei, einen Brunnen graben müsse und so könne der Landrat gleich mit der angenehmen Jagd das Nützliche der Quellenforschung verbinden. Wie ausgemacht, so kam es auch. Herr von Bülow kam zur Jagd und fand nahe bei bewußtem Forsthaus die gewünschten Brunnen. Gesprächsweise kam er aber auch zu der Bemerkung, „daß er beim Überschreiten des Schloßhofes von Podiebrad die Empfindung hatte, daß dort eine sehr starke Quelle liegen müsse". Der Fürst ließ sich die Stelle zeigen, und nachdem diese wieder mit der sogen. Wünschelrute genau festgestellt war, ließ man auch dort nachgraben, um gutes Trinkwasser, an dem auch in Podiebrad Mangel war, zu finden. Man grub und grub tiefer und immer tiefer und war schon von dem Irrtum überzeugt, als sich endlich in einem Schacht von ungefähr 600 Meter Tiefe ein ungemein starker Brunnen zeigte, welcher aber anstatt des Trinkwassers eine kohlensäurehaltige Heilquelle sprudelnd in die Höhe trieb, die mit ihren sonstigen Bestandteilen sofort die Berechtigung zeitigte, in Podiebrad ein Heilbad zu gründen, welches nun viel Leidenden Hilfe und Linderung bringt. — Der Kohlensäuregehalt ist so stark, daß man beim Eintritt in die Badewanne glaubt, in eine große Champagnerbowle zu steigen. Außerdem ist das Podiebrader Mineralwasser als gute Trinkkur und famoses Tafelwasser zu empfehlen, das beim Abfüllen noch stark schwefelig riecht, aber schon nach kurzer Zeit diese unangenehme Begleiterscheinung verliert. Podiebrad liegt nahe bei Prag auf der Linie Prag—Lissa an der Elbe in einer der jagdlich und landwirtschaftlich reichsten Gegenden Böh-

mens. Ist es als Badeort auch kein Diamant, wie Karlsbad und Marienbad, so ist's doch eine kleine wertvolle Perle im Goldgrund des böhmischen Landes. Als unschätzbares Juwel muß jedoch vor allem die Metropole Böhmens, Prag, genannt werden. Ob in der alten oder neuen Stadt, ob diesseits oder jenseits der Moldau, überall entdeckt man bauliche Schönheiten, Kunstschätze und Monumente, die soviel aus alter und neuer Zeit erzählen. Wie oft habe ich die alte Residenz, den Hradschin, staunend durchwandert und nur den einen Wunsch dabei gehabt, daß man doch endlich das scheußliche Flaschengefängnis einfüllen möchte, diesen gräßlichen Hungerturm, in welchem man politische Verbrecher und angebliche Hexenmeister verzweifeln ließ, während man sich wenige Schritte davon lustierte! — Solche unmenschliche Schandflecke sollen nicht aufbewahrt und nicht erklärt werden. — Wie friedlich ist dagegen der Rundblick vom Hradschin auf die Stadt mit all ihren Dächern, Giebeln und Türmen, die alle versöhnend zum Himmel weisen. — Auf Einladung eines böhmischen Kollegen besuchte ich auch das tschechische Landestheater, um eine Vorstellung „Johannes Huß" in der Landessprache zu hören. Der Darsteller der Titelrolle, Herr Vojan, verblüffte mich durch eine selten vornehme Darstellungsweise. Diese tragische Titelrolle führte der Künstler mit wenig Aufwand von Stimmkraft durch und brachte damit diese Riesenpartie zu herrlichem Erfolg! Die Empfindung des Dulders, mit der er seine Dogmen sprach, mußte jeden Zuhörer tief ergreifen und gerade durch diese Eigenart der Darstellung wirkten die einzelnen Glanzlichter um so bedeutender. Auch das Arrangement des Konzils zu Konstanz mit all seinen Prälaten, Kirchenfürsten und Priestern war eine Prachtleistung der Regie und eines gerundeten Zusammenspiels, wie es nur bei Gesellschaften sein kann, die jahrelang zusammenwirken.

Auslandskollegen

Die jahrelange Zusammengehörigkeit war es auch, die den Weltruf des Münchner Gärtnertheaters begründete. Jede Nebenrolle muß mit einem Darsteller besetzt sein, der seinen Ehrgeiz dransetzt, aus der kleinsten Aufgabe eine gute Leistung zu schaffen. In Pest und Prag wurde diese Zusammengehörigkeit schon durch die Landessprache bedingt, da ungarische und böhmische Truppen außer ihrer Heimat

schwer verstanden würden. Künstlerischen Erfolg hätten diese Truppen sicher überall gehabt, denn wenn ihre Sprache dem Publikum auch fremd war, ihre Kunst würde man sicher verstanden haben. Die Sprache der Kunst ist international, mag sie aus Bildwerken oder von der Bühne aus zu uns dringen. — Als einst die japanische Schauspielerin Sacajaca in München gastierte, wurde ihre Darstellung und malerische Eigenart von allen Kunstkennern bewundernd anerkannt, obwohl Tokio und japanische Empfindung doch ziemlich weit entfernt von Bayern liegt. — Ich bin kein Franzosenfreund und habe doch Herrn Coquelin, als er an unserem Hoftheater spielte, einen Lorbeerkranz geworfen, da ich seine Künstlerschaft voll und ganz empfunden habe. Er nannte mich in seinem Dankesbrief: Mon camerad und schrieb mir: „Daß es ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen, daß ihm ein Kollege, den er nicht einmal persönlich kenne, eine solche Liebenswürdigkeit erweise". Dabei hatte ich nicht einmal eine Freikarte. — Coquelin hat mich namentlich in komischen Rollen begeistert und durch sein Mienenspiel sehr entzückt. Pallenberg erinnert mich sowohl im Aussehen wie in der Spielweise ungemein an Coquelin aine. Sein „Weibsteufel" und „Der eingebildete Kranke" bestätigen meine Annahme. Ganz merkwürdig war ich von Mounet Sully als Hamlet berührt. Die eigentümliche Deklamation, die Monotonie seiner Sprechweise und das Pathos langweilte mich die ersten Akte; um so mehr war ich ergriffen von der grandiosen Wirkung, die er am Schluß der Bilderszene beim Erscheinen des Geistes erzielte. Die sich steigernde Erregung beim Vergleich der beiden Bildnisse und der große Aufschrei, als plötzlich der Geist seines Vaters vor ihm steht, packte auch das ganze Haus dermaßen, daß die Leute tobten, trampelten und applaudierten und das mindestens fünf Minuten lang. Ich leistete in diesem Augenblick dem von mir Verkannten innerlich herzlichste Abbitte für mein verfrühtes Urteil und mußte einsehen, daß ich damit kurzsichtiger war als Mounet Sully. Der Künstler litt bekanntlich an großer Kurzsichtigkeit. Als ich im Jahre 1882 in Paris war, hatte ich mehrfach Gelegenheit, französische Theater und Spielweise, namentlich des heiteren Genres, zu studieren. Ich sah am Vaudeville die famose Rejanne mit dem Komiker Baron in einem sehr schwachen Lustspiel „Prevet Superieur" und konnte gerade dadurch die hohe Künstlerschaft dieser Berühmtheiten bewundern.

Im Varieté war damals „Familie Bonbiquet" Novität, mit Dupuis, einem der natürlichsten Bonvivants Europas. In Gaitée sah ich eine Ausstattungskomödie: „Pay d'or" mit Mademoiselle Casive und dem Pariser Girardi, Monsieur Fugerè. Mademoiselle Casive ging in ihrer Liebenswürdigkeit über alles, sogar über den Niagara, als Velokünstlerin!

Im Chantan „Scala" erschien damals Yvette Guilbert als neuer Stern, die mit ihrer zarten Figur und Vortragsweise eine ungeheure Anziehungskraft ausübte. Desgleichen sah ich dort den populärsten Coupletsänger Paulus sowie eine lustige, originelle Amazonentanznummer, in welcher eine sehr molette Dame eine kleine Schar von Tänzerinnen vorführte, deren Busenschützer aus Metallglocken bestanden, während die Kommandeuse eine große Glocke unterhalb der Taille angebracht hatte. So oft nun eine der Tänzerinnen die Generalin passierte, bekam sie mit dem Kommandostab einen Schlag auf ihre Glöcklein. Der Tanz war so arrangiert und die Glocken so gestimmt, daß der Walzer aus den „Cloches de Corneville" zur Vorführung kam, dessen einzelne Figuren immer mit einem tiefen Schlag auf die Bauchglocke der Direktrice endeten. Im Cirque Hiver war damals die große Wasserpantomime: „Le Roi Dagobert", in der alles schwamm, sich entkleidete und badete, nur der Direktor, der täglich ausverkaufte Häuser hatte, war damit aus dem Wasser. — In der Villa, die ich bewohnte, hatte ich jede Nacht noch anschließend eine große Hundekomödie, da mein Gastgeber in seiner Villa am Boulevard Jourdin sich 14 Bernhardinerhunde hielt. Wenn wir nachts ein Uhr ankamen, ging das Gebelle los und ungefähr um 4 Uhr hatte sich der letzte Sprosse von St. Bernhard beruhigt. — Im Moulin Rouge sah ich die besten Cancantänzerinnen, im Warenhaus Louvre die billigsten und preiswertesten Waren, nebst der freundlichsten Bedienung, von der Omnibusplattform sah ich das mit Dynamit gesprengte Lokal von Verry, das die Anhänger des Anarchisten Ravacholl vernichteten. So hatte ich damals in sehr kurzer Zeit sehr vieles betrachtet und bewundert, doch tausend interessante Dinge übersehen und überhört, die alle im großen Trubel untergingen. Man überhört in dieser Stadt des großen Geschreis so vieles, was nicht zu verwundern, in einem Getriebe, in dem schon beim Bestellen einer Tasse Bouillon ein Lärm einsetzt, als ob die Weltrevolution ausgebrochen wäre. Der Kellner schreit, der Piccolo

schreit, der Speisenträger schreit, der Wirt schreit und der Koch schreit: „Toute suite! une tasse du Potage! pour ce monsieur!“ Außer dieser Bouillon habe ich dort noch viel Gutes genossen und mich trotz der fremden Sprache und fremden Sitte so heimisch gefühlt wie in München, um so rätselhafter ist es mir, daß sich nach wenigen Jahren zwei der sympathischsten Nationen erschlagen und erschießen mußten und ich sang nie mit größerer Überzeugung das Lied des alten Null Ahnerl: „Is do die Welt a Narrenhaus!“

Riga und Petersburg

Von Rußland kenne ich nur Riga und Petersburg. In Riga spielte ich noch als Gast unter der Direktion Martersteig. Guter Erfolg, gute Kollegen und — gute Einnahmen verschönten mir den Aufenthalt in dieser früher mehr deutsch als russisch gesinnten Dünastadt. Schmerzlich berührte mich damals nur der Anblick der Gefangenentransporte, welche des öfteren durch Riga nach Sibirien wanderten. Das Aufschlagen der Ketten auf das Buckelpflaster begleitete in unheimlicher Weise diesen Trauermarsch. Sonst störte mich auch die ständige Tageshelle im Monat Mai. Die Sonne ist dort viel fleißiger als bei uns, kaum daß sie schlafen geht, steht sie auch schon wieder auf, so daß ich mir durch Verhängen meiner Fenster eine künstliche deutsche Nacht herstellen mußte. Mein Gepäck kam verspätet an und da das Zollhaus Sonntags fest verschlossen war, mußte ich mit Bitten und Rubelscheinen die Schlösser und Plomben öffnen lassen. Sonst wäre mein Sonntagsgastspiel ausgefallen. Viel verkehrte ich in der Familie des Herrn Professor Lowis. Seine Gattin war eine große Tierfreundin, die das Wunder bewirkte, eine aus dem Neste gefallene Schwalbe aufzuziehen und zu zähmen. Dieser kleine Segler war ihr ständiger Begleiter auf allen Spaziergängen; er hatte sich in der Bluse der Dame ein Plätzchen ausgesucht, von wo aus er seine Rundflüge unternahm, um dann immer wieder in dieselbe zurückzukehren. Im Herbst jedoch zog die Schwalbe mit ihren Genossen nach Süden, kam aber im Frühjahr wieder mit großem Geschrei ins Zimmer geflogen, doch nur um die Wohltäterin zu begrüßen. Sie hatte sich jetzt eine andere Häuslichkeit ausgesucht; jedenfalls hatte sie inzwischen geheiratet und von

seiten der eifersüchtigen Ehehälfte keine weitere Besuchserlaubnis mehr erhalten.

Zur Zeit meiner Rigaer Gastspiele war dort der erste Streik, ein Streik der Droschkenkutscher. Da in Riga die Droschkenkutscher sehr schnell und billig sind, wird dort der ganze Geschäfts- und Marktverkehr per Droschke erledigt. Man kann sich denken, welch' ungeheure Verkehrsstörung durch das Ausschalten dieser Wagen eintrat. — Veranlaßt wurde der Streik durch eine unsinnige Polizeibestimmung: Daß wegen des Lärmens der ständig hin und her fahrenden Droschken auf dem holprigen Straßenpflaster die Droschken künftig ihren Standplatz nur verlassen dürften, wenn sie einen Fahrgast aufzuweisen hätten! Nun blieben die Kutscher, welche absichtlich die Vorschrift genau befolgten, einfach zu Hause. Jetzt war guter Rat teuer. Die Droschkenkutscher konnte man nicht missen und andererseits konnte in der damaligen Zeit ein polizeilicher Befehl nicht zurückgenommen werden. So duldete man einfach die Übertretung der Verordnung ohne weitere Bestrafung und die Kalamität war durch diese salomonische Einsicht behoben. Auf Empfehlung des Grafen Ostensacken, der damals russischer Gesandter in München war, kam ich auch als Gast ins Haus des damaligen Gouverneurs von Riga, der als Deutschenfresser verschrien war; ich wurde aber nicht gefressen, im Gegenteil, ich war bei ihm großartig verpflegt und herzlichst aufgenommen. Der Garten des Gouverneurs lag direkt an der Düna, die damals aussah, als sei sie mit Parketten belegt, da eine Unzahl von Flössen die ganze Oberfläche des Stromes bedeckte. Auf dieser Balkenunterlage waren wieder hunderte von kleinen Holzhäuschen errichtet, welche von den strusischen Bauern bewohnt waren, die alle aus dem Innern Rußlands angeschwommen kamen, um ihre Vorräte an Lebensmitteln usw. abzusetzen. Zum Schluß verkauften sie auch das Holz ihrer Flösse, um dann in monatelanger Fußwanderung wieder heimzukehren. Die Lebensmittel waren damals in Riga außergewöhnlich billig und was man kaufte, war ausgezeichnet: Fleisch, Fische, Butter, Eier, Geflügel usw. Auch estländische Pferde, ein kleiner Schlag, aber sehr schnell, ausdauernd und ungemein genügsam, waren zu einem Spottpreis zu erwerben, und wenn das deutsche Schiff, welches im Hafen von Riga lag, nicht Überfracht gehabt hätte, würde ich ein paar dieser reizenden Tiere nach Stettin und von dort nach Schliersee geschickt haben.



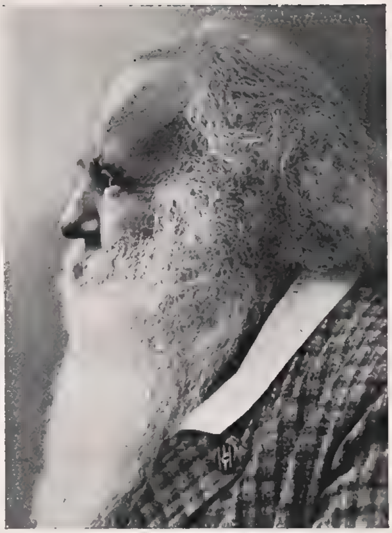
Russisches abnormes Wildgeflügel
Hahnenfedrige Birkhennen

Von großem Interesse für mich war die Ausstellung einer Sammlung abnormer russischer Wildvögel, deren Photographien ich aufnehmen ließ und mit den nötigen Erklärungen damals in Deutschland veröffentlichte.

Diese in ihrer Art einzige Sammlung ist von dem bekannten Ornithologen Th. Lorenz im Laufe vieler Jahre zusammengebracht worden. Aus allen Gebieten des russischen Reiches hat er sie bezogen und dann in vollendetster Form präparieren und ausstopfen lassen. Ich will nur die interessantesten Exemplare zur Ansicht bringen.

In Riga sah ich auch eine deutsche Theater-Vorstellung, benannt: „Karl der Kühne"; vergebens wartete ich auf den Herrn dieses Namens und erfuhr, daß er eigentlich „Wilhelm Tell" getauft sei, in Rußland aber nur unter obigem Namen aufgeführt werden dürfe. — Von Riga fuhr ich auf drei Tage nach Petersburg, um wenigstens eine russische Vorstellung zu sehen, was bei zwei Tagen Bahnfahrt gewiß als großes Opfer für die Kunst gelten kann. — Ich habe dort das Volksstück „Die Majorin" mit der seinerzeit besten russischen Schauspielerin, Frau S a b i n a, im kleinen Theater gesehen und war so entzückt von dem Stück wie von der Aufführung, daß ich das Drama erwarb, von meinem Petersburger Vetter Spahn nach dem Spahinskischen Original übersetzen ließ und Hermann Bahr veranlaßte, es für Deutschland zu bearbeiten. Die Aufführung am Gärtnertheater in München war nicht

erfolgreich, da namentlich die Hauptrollen ungünstig besetzt waren. Auch ich spielte statt der komischen Rolle des Sladneff die undankbare Aufgabe des alten Major, ohne Wirkung! — Doch hoffe ich, diese ausgezeichnete Tragödie, die jetzt unter dem Titel „Die Nixe" im Münchener Rubin-Verlag ruht, in besserer deutscher Darstellung wieder irgendwo anzutreffen!



Hermann Bahr

Ein wirklich rührendes Ereignis mahnte mich später einmal an die traurigen russischen Verhältnisse, als ich vor einigen zwanzig Jahren zu einem Gastspiel nach Bremen fuhr und am Bahnhof in Uelzen einen längeren Mittagsaufenthalt hatte. Es war ein kalter Wintertag, der Sturm schlug uns den Schnee um die Ohren, so daß wir rasch den Perron überrannten, um in den warmen Restaurationssaal zu gelangen. Als ich mich gestärkt hatte, ging ich wieder auf den Bahnsteig, um zu sehen, ob kein mitleidiger Zuganschluß in Sicht sei, da bot sich mir ein selten trauriger Anblick. Siebzig bis achtzig arme russische Juden beiderlei Geschlechts und jeden Alters saßen auf ihren Gepäckballen oder lagen auf dem kalten Steinpflaster, bedeckt vom Flaum mitleidiger Schneeflocken. Ein kleiner Kerl von kaum vier Jahren lief, weinend vor Frost, sich in die Hände blasend, umher ... Mütter schützten ihre Säuglinge mit ihren zerfetzten Shawltüchern oder nur mit ihren abgemagerten Armen vor der schneidenden Kälte ... Da dachte ich an mein Heim und meine Kinder ... Ich fragte den Ältesten der Auswanderer, woher sie kämen. „Vertrieben aus Rußland!" „Warum?" „Weil wir Juden sind!" „Wo geht ihr hin?" „Vorläufig Bremen ... dann weiß der liebe Gott!" „Warum geht Ihr nicht in den Wartesaal?" „Wir dürfen nicht, da wir nichts zu uns nehmen!" Meine Frau bestellte nun rasch für jeden einen Teller Suppe mit ein paar

warmen Würsteln und Brot und ich überbrachte den Leuten persönlich die Einladung. In zwei Minuten war die Plattform leer und in sechs Minuten waren die Diners, ohne jedes rituelle Bedenken, aufgezehrt. Als ich abfuhr, waren alle die guten Leute an meiner Kupeetüre versammelt, um mir die Stiefel zu küssen, was ich gerührt ablehnte. Der Abgang des Zuges nahm mir die Beschämung eines zu großen Dankes für die kleine Wohltat. Lange hörte ich noch durch das Sausen des Windes und des Zuges die Worte des Alten: „Weil wir Juden sind." Würden doch alle Menschen die eine Glaubensregel festhalten: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Dann würden sie viel mehr Freude und Glück und weit weniger Neid, Haß und Elend in diesem kurzen Erdendasein begegnen. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!" das heißt mit anderen Worten: Suche deinem Nebenmenschen Schmerz, Kummer und Not zu lindern, soweit es in deiner Kraft steht. Man darf sich auch durch den Undank der Menschen nicht davon abbringen lassen! Es gibt edle Leute, die so viel Enttäuschungen für ihre Wohltätigkeit eintauschten, daß sie den Undank als selbstverständlich erachten. So erzählt man sich vom alten Frankfurter Rothschild, daß er auf die Mitteilung: „Der Schmul schimpft so gemein auf der Börse über Sie herum!" nur erwiderte: „Der Schmul? Der Schmul? Was hat denn der für einen Grund, auf mich zu schimpfen? Ich erinnere mich doch nicht, daß ich dem Manne je was Gutes erwiesen habe!"

Einer der wohltätigsten Menschen, die ich kannte, war mein Freund Franz von Lenbach. Wir waren einmal zusammen im Künstlerhausrestaurant, als uns ein sehr zudringlicher, unsympathischer Mensch anbettelte. Lenbach gab ihm 10 Mk. Als ihn jemand aus der Tafelrunde fragte, wie man einem solch ekelhaften Kerl ein solches Almosen geben könnte, sagte Lenbach nur: „Eben weil er so ekelhaft ist, hab ich ihm mehr gegeben als sonst, denn dem gibt sicher kein andrer was!"

Gustav Henneberg von Zürich, der sogenannte Seidenhenneberg, war auch ein idealer Wohltäter der Menschheit. Folgende Episode ist für ihn bezeichnend: Er machte jedes Jahr eine Fußtour durch die Schweizer Berge. Mit einem alten Touristenanzug bekleidet, sehr bestaubt und mit abgemagertem Rucksack kam er einst an einem Gärtchen vorbei, in dem ein altes Mütterchen arbeitete. Henneberg bat die Alte um einen Zehrpfennig. „Oh, mein Gott!" sagte das gute Mutterl, „i hob ja selber nix, aber auf ein paar Rappen geht's net z'samm!" Als nun

Henneberg seine Handwerksburschenwegzehrung erhalten hatte, ging er zur nächsten Poststation, von wo er der guten Spenderin zwanzig Franken mit der Bemerkung sandte: „Wohltun trägt Zinsen! Der arme Handwerksbursch!" Ich sagte ihm, als er mir dies erzählte: „Lieber Freund, ich habe dabei nur die eine Sorge, daß das gute Mütterchen im Hinblick auf diese Verzinsung jetzt allen vorüberziehenden Handwerksburschen 2 Rappen schenkt und dann selbst verhungern muß."



Ich als Sarah Bernhard
(Cameliendameparodie)

Noch eine originelle Wohlfahrtsgeschichte: Es gab zu meiner Zeit in München kein Wohltätigkeitskonzert, zu dem nicht von hoch- und niederstehenden Patronen und Patronessen die Mitglieder des Hof- oder Gärtnerplatztheaters beigezogen wurden. Mein Kollege Brummer und meine Wenigkeit waren oft so vielseitig in Anspruch genommen, daß wir an einem Abend nach der Theatervorstellung noch an zwei und drei verschiedenen Orten unsere Couplets und Duette zum allgemeinen Besten geben mußten. So hatte ich auch einmal zuerst im Kolosseum und dann im katholischen Kasino den humoristischen Teil übernommen. Als ich schon ziemlich spät nach dem Kasinosaal kam, bemerkte ich außer der ungeduldigen Unruhe im Publikum an den Wänden große Zettel, auf denen angezeigt war, daß nach dem Konzert vom Komitee selbstgemachter Zitronenpunsch, das Glas zu 50 Pfennig, verabreicht würde. Außerdem bemerkte ich, daß hinter meinem Standpunkt, am Podium, ein Tisch mit verschiedenen Requisiten wie Suppenterrine, Schöpflöffel, Zuckerhüte, Zitronenhügel usw. als Punschentwicklungsstilleben appetitlich arrangiert waren. Mitten in meiner Arie „Die beiden Dragoner" (Les deux gendarmes von Levasseur) bei der Stelle „Und in Dunkel hüllte sich die Erde, nur durch die

Stille tönte fort ..." tönte plötzlich das Quitschen der Zitronenpresse wie das „Kling! Kling! Kling!" des umrührenden Bowlenlöffels in intensiver Weise an mein Ohr, was mir den Beweis erbrachte, daß das Stilleben hinter mir lebendig wurde und der Bowlen-Fabrikant seine Tätigkeit aufgenommen hatte. Leider war die Rührung in einem viel rascheren Tempo als mein Lied. Ich fragte nun den Rührseligen, ob ihn mein Vortrag nicht störe, worauf er nur erwiderte: „Na, na, nur zua, mi geniert's net!" „So," sagte ich, „aber mich geniert Ihr Spektakel und wenn Sie nicht aufhören, dann hör ich auf!" „Ah guat," antwortete der Punschmann, „der Gscheutere gibt nach" und mit dem Abschiedsgruß „Hanswurscht, damischer" verließ er mit seiner Bowle im Arm die Bretter, die die Welt bedeuten.

Pollini

Weitere Gastreisen führten mich auch nach Hamburg zu Pollini. Zu letzterem Engagement kam ich durch ganz eigene Umstände. Als ich die Ehre hatte, in Kissingen 1892 beim Altreichskanzler Fürsten Bismarck zu Tisch geladen zu sein, sprach die fürstliche Familie den Wunsch aus, mich auch in Hamburg spielen zu sehen. Ich ließ nun durch einen Agenten am Thaliatheater in Hamburg anfragen, ob ein Gastspiel meiner Wenigkeit erwünscht und möglich sei, selbstverständlich mit dem Hinzufügen, „daß die fürstliche Familie den Wunsch gehegt, mich dort zu sehen". Ich erhielt darauf von Direktor Maurice jun. die Antwort: „nur unter der Bedingung, daß ich mich kontraktlich verpflichte, den Fürsten ins Theater zu bringen!" Ich konnte natürlich so eigentümliche Kontraktparagraphen nicht unterschreiben und so blieb mir das Thaliatheater ver-



Pollini

schlossen! — Nun erfuhr Pollini von der Sache und engagierte mich, nur mit künstlerischen Verpflichtungen, auf mehrere Jahre, jedes Frühjahr als Gast für das Hamburger und Altonaer Stadttheater.

Der Fürst konnte jedoch infolge seiner neuralgischen Leiden und der voraussichtlichen Aufregung, die ihm ein solcher Abendbesuch in Hamburg gebracht hätte, meine Gastdarstellungen nicht mehr besuchen, dagegen war ich jeden freien Tag in Friedrichsruh und hatte die Freude, sowohl die Fürstin, wie die übrigen Mitglieder des Hauses Bismarck einige Male in der Pollinischen Loge und nach der Vorstellung noch im Restaurant Pforte begrüßen zu können. Ich war nicht nur Gast in den Theatern Pollinis, sondern auch in seiner behaglichen Villa an der Heimhuderstraße. Dabei hatte ich Gelegenheit, diesen größten Theaterunternehmer sowohl als Geschäftsmann wie als Menschen und Kunstleiter kennen zu lernen. All' diese großzügigen Unternehmer sind zum Teil Gewaltmenschen und haben als solche viele Feinde, Neider und Widersacher. Ich kann aber bestätigen, daß gerade dieser energische Mann ein warmfühlendes Herz, namentlich für seine kleinen Leute hatte. — An die großen Künstler stellte er natürlich, für hohe Honorare, auch hohe Anforderungen. Pollini ist es, der in Deutschland zuerst die guten Gagen eingeführt hatte.

Pollini litt in den letzten Jahren an einem schweren Herzübel, das infolge der vielen geschäftlichen Aufregungen nicht gemildert wurde. Als er einmal bei mir in Schliersee zu Besuch war, konsultierte er, im nahen Neuhaus, den berühmten Herzspezialisten Professor Oertel. Der Gelehrte riet ihm, alle Geschäfte aufzugeben und alle Aufregungen zu vermeiden. Wie Pollini diesen Ratschlag befolgte, beweist, daß er noch am selben Tag den Abschluß mit der Scala in Mailand telegraphisch einleitete, nach welchem er mit seiner Hamburger Oper einige Monate in Mailand spielen wollte, wogegen die Operngesellschaft der Scala in dieser Zeit einen Zyklus von Gastvorstellungen in Hamburg erledigen müßte. Glücklicherweise, für Pollini, kam dieses nervenbeunruhigende Unternehmen nicht zustande. — Wie baldrianhaltig seine Tätigkeit war, konnte ich während meines Hamburger Aufenthalts jeden Tag beim Frühstück ausprobieren, wenn Pollini seine Post bekam. Zum Beispiel:

Erster Brief: „Mein Herr! Ihr Kassier ist ein gemeiner Antisemit, den Sie sofort zu entlassen haben!"

Antwort Pollinis: „Ich lasse mir von Ihnen keine Vorschriften machen und ich mache Ihnen auch keine solchen, sonst würde ich Ihnen raten, sich einen Briefsteller anzuschaffen, damit Sie anständig schreiben lernen."

Zweiter Brief: „Ihr Angestellter (folgt der Name) ist ein Dieb, im Speicher (so und so) liegen die Ihnen entwendeten Gegenstände, Sie werden mir dankbar sein! Antwort unter X. Y. Poste restante!"

Antwort: „Da Sie vermeiden, Ihren Namen zu nennen, verzichte ich, auf Ihre anonyme Anzeige näher einzugehen. Hinterlegen Sie dieselbe auch in dem bewußten Speicher."

Dritter Brief: „Während Sie diese Zeilen lesen, liege ich bereits am Grunde der Alster. Sorgen Sie für meine Familie." Unterschrift des damaligen Theatermeisters.

Und wirklich erfuhren wir im Theater, daß sich der Briefschreiber an diesem Morgen wegen häuslicher Zwistigkeiten ertränkt hatte. Daß alle diese Aufregungen, neben den geschäftlichen Sorgen und Unannehmlichkeiten mit Oper, Schauspiel, Stückerwerbungen, Gastspielabschlüssen, Konzert und leider auch Börsenspekulationen, selbst einen kerngesunden Menschen zum Herzschlag bringen können, ist nicht zu wundern, um so mehr einen Asthmatiker, der schon seit Jahren die teuersten Badekuren gebrauchen mußte, um sein Leben zu fristen. — Doch glaube ich, daß all diese Vorfälle bei ihm wie Kampfereinspritzungen wirkten und seine schwache Herztätigkeit immer wieder anregten, denn erst als dieser rastlose Mann anfing, es sich bequemer zu machen und sich einen glücklichen, behaglichen Hausstand gegründet hatte, klappte er zusammen und erlag einem Schlagfluß. — Pollini war schon als Kind ein geschäftliches Genie. Geboren zu Mannheim als Sohn eines Graveurs namens Pohl, hatte er auch dessen Handwerk erlernen müssen. Da fand er als Lehrjunge bei einem Antiquar ein großes Wappenbuch. Dieses kaufte er auf Abschlagszahlung und suchte nun alle die Namen von reichen Mannheimer Familien in diesem Werk und schnitt, ob das Wappen nun zu dieser Familie Bezug hatte oder nicht, wenn nur der Name stimmte, einen Siegelstock, den er dem betreffenden Namensinhaber zum Kauf anbot, indem er ihm auf Grund seines Buches die Zugehörigkeit zur Heraldik leicht beweisen konnte. — Als er seinem Vater die ersten fünfzig Gulden, aus diesem geheimen Verdienst, als Über-

raschung brachte, gab ihm dieser eine Ohrfeige, weil er glaubte, der Junge habe das Geld auf unehrliche Weise erworben. — Nachdem Pollini einige Zeit als Baritonist in Deutschland und Italien tätig war und schon als Sekretär und Geschäftsleiter bei kleineren Opernunternehmungen gewirkt hatte, erfuhr er eines Tages, daß der Pächter von Baden-Baden, Herr Blanche in Paris, das dortige Kurtheater zur Verpachtung ausgeboten hatte. — Baden-Baden war zu der Zeit der Spielbank eine der ertragreichsten Theaterunternehmungen Deutschlands, an welchem die bedeutendsten Opernkräfte der Welt, wie Patti, Godoni, Roger usw. wirkten. Pollini, damals ein blutarmer Kerl, lieh sich das Reisegeld aus und fuhr nach Paris. Er ging direkt zu Blanche und frug ihn, „ob er ihm nicht die Leitung dieses Unternehmens anvertrauen wolle?" Blanche besah sich den bescheidenen Jüngling und fragte ihn dann, was er für ein Betriebskapital aufzuweisen hätte? Worauf Pollini antwortete: Betriebskapital habe er keines, aber gute Ideen und auch einige Erfahrung und entwickelte nun seine Pläne, die er in Baden-Baden ausführen wollte, mit solcher Klarheit und Leidenschaft, daß Blanche all die großen Bewerber außer Konkurrenz setzte und Pollini die Direktion und einen genügenden Betriebsfonds zusagte. „Was gedenken Sie jetzt zu tun?" fragte ihn Blanche. „Jetzt muß ich nach Hause fahren," erwiderte Pollini, „denn erstens habe ich nur noch etliche Franken über mein Reisegeld und zweitens muß ich sofort mit allen Vorbereitungen beginnen!" „Das ist brav," bemerkte Blanche und übergab ihm vorläufig 1000 Franken, was gewiß ein Beweis des Vertrauens war, zu einem ihm völlig unbekannten Menschen! — Pollini entfernte sich, wie der arme Schmock aus den „Journalisten", indem er einige Dankesworte stammelte. Pollini hat mir die Sache selbst erzählt: „Als ich auf die Straße kam, drehte sich alles mit mir wie in einem Rausch, ich stützte mich an eine Laterne und bekam einen solchen Weinkrampf, daß die Vorübergehenden mich bedauernd fragten, was mir fehle. Sodann ging ich noch in jenes Kaffeehaus, wo ich wußte, daß sich dort die Theaterleute versammeln und hörte dem Gespräch der Impresarios zu, von denen ich wußte, daß sie Reflektanten auf Baden-Baden waren. Nun hörte ich, wie einer wettete, daß Damrosch der Direktor würde, wieder einer nannte einen andern und nun erlaubte ich mir die Behauptung, „daß keiner von den genannten Herren die Direktion bekäme!" Darob große Entrüstung und einer bot mir eine

Wette von 100 Franken an, ich hielt die Wette, welche sofort durch das Vorzeigen meines Vertrages den Austrag fand. Das war das erste Geld, das ich bei diesem Unternehmen verdiente und dieser Summe folgten noch viele Tausende!" So wurde Pollini der kühnste Unternehmer und es gab keine Geschäftssparte, wenn sie anständig war, die ihn nicht interessierte. Als er einmal von einem Journalisten beschuldigt wurde, daß er neben der hohen Kunst auch mit Hühneraugenringen in der Uhr handle, rief er wütend: „Den Menschen verklag ich! Nicht deshalb, weil er mich damit beleidigt, sondern weil's mich ärgert, daß ich an dem guten Unternehmen nicht beteiligt bin!" Dabei hatte der große Kaufmann auch ein fein-künstlerisches Empfinden, das bewiesen all die erstklassigen Künstler, die er unter seiner Flagge vereinigte und auch zum großen Teil ausbilden ließ. Pollini engagierte nie ein Mitglied, das er nicht in seiner Bühnentätigkeit kannte, wodurch er die lästigen Probegastspiele und Probezeiten aufhob. Welchen künstlerischen Blick er hatte, ersah ich daraus, daß ich ihm einmal von einem jungen Straßburger Komponisten eine Partitur überbrachte, die er sich sofort von seinem ersten Kapellmeister Mahler vorspielen ließ und dann äußerte: „Der junge Mann, der dies geschrieben, ist ein kolossaler Musiker, der hat eine große Zukunft!" Die Partitur war nämlich von dem jetzt so begeistert anerkannten Komponisten Meister Pfitzner. — Wie sich die Angelegenheit weiter entwickelte, kann ich nicht sagen, da sich Mahler dann direkt mit dem Komponisten in Verbindung setzte. Von Berty Goldschmidt in Wien erwarb er dessen großes Musikwerk Gäa, zahlte den ganzen Gäafond zurück, ließ von Franz Stuck die Dekorationsskizzen und Figurinen anfertigen und bereitete auf eigenes Risiko damit eine Welttournee vor. — Als mich Goldschmidt einmal in München besuchte, erzählte er mir begeistert von der grandiosen Art und Weise, mit der sich Pollini für sein Werk ins Zeug legte. „Ich habe nur die eine Angst, daß am End, bei meinem sprichwörtlichen Pech, der Hofrat noch vor der Aufführung stirbt!" Leider hatte Goldschmidt mit seiner Ahnung nur zu Recht. Pollini starb während der Vorbereitungen zu diesem Werke und Gäa wurde nicht aufgeführt. Jetzt sind beide vereinigt: Pollini und Goldschmidt im Schoß der Gäa, denn kurz nach Pollini starb Goldschmidt auch an einem Herzleiden, wie sein Freund und Protektor.

Gastreisen im Bereich des Friedens und des Krieges und was einem dabei alles passieren kann

„Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen!" Das heißt, „wenn einer eine Reise getan hat" und ich, der ich schon so viele Reisen getan habe, kann dies um so mehr, als mancher andere. Namentlich denen möchte ich was erzählen, die mit Theatertruppen auf die Wanderschaft gehen, weil ihnen dann mancher Kummer und Verdruß erspart bleiben kann, wenn sie aus meinen Erlebnissen die richtige Nutzanwendung ziehen.

Theatergastspiele sind oft mit mehr Schwierigkeiten verbunden, als eine Afrika- oder Nordpolexpedition; namentlich wenn der Unternehmer größere oder kleinere Truppen in Bewegung setzt, welche pünktlich an Ort und Stelle eintreffen müssen, welche nicht nur ihre schauspielerische Fähigkeit, sondern auch ihr Organ, ihren Humor, selbst ihre Garderobe in tadellosem Zustand erhalten, und dabei Kollegialität und vornehmen Anstand zur Schau tragen sollen.

„Wie der Herr, so das Gscherr" ist auch ein wahrer Sinnspruch, denn wenn der Leiter der Truppe einen fehlerhaften Charakter hat, so leidet das ganze Unternehmen unter seinen Mängeln. Wie oft versagen scheinbar sichere Ab- und Anschlüsse, Unpäßlichkeiten der Darsteller, Nachlässigkeiten der Theatervorstände, bei denen man zu arbeiten hat, das sind alles Möglichkeiten, denen man nur mit raschen Abwehrmöglichkeiten entgegentreten kann, um im letzten Augenblick noch siegreich zum Ziel zu gelangen. Was habe ich mit diesen Betriebsstörungen zu kämpfen gehabt und fast alle Hürden doch noch siegreich übersprungen, wenn mir auch manchesmal, vor jähem Schreck, die Beine eingeschlafen sind! Namentlich, als ich mit meiner Gesellschaft die Kriegsfronttheater absolvierte! — In Beverloo wurde mir eine Darstellerin, an der blutigen Ruhr, so schwer krank, daß ich sie im Kriegslazarett zurücklassen mußte. Ich zahlte ihre Gage und deponierte die Verpflegungskosten. Meine 17 Jahre alte Tochter, die noch nie Komödie gespielt und nur als Sekretärin bei mir war, übernahm ohne Proben ihre sämtlichen Rollen. In Zillichheim war uns kurz vor der Vorstellung ein französischer Gasangriff gemeldet. Es wurde uns freigestellt, ob wir absagen oder spielen wollten. Da

aber meine sämtlichen Mitglieder sowie alle militärischen Theaterbesucher für die Durchführung der Komödie eintraten, konnte mit der Aufführung begonnen werden, nachdem vorher, zur Rückversicherung, anstatt Blumenspenden, den sämtlichen Mitgliedern Gasmasken zur Verfügung gestellt wurden. — In Douai hatte sich ein Herr, der zum Schluß des ersten Aktes eine Charge darzustellen hatte, verschlafen, der Inspizient meldete mir seine Abwesenheit erst, als es fast zu spät war; in dem Augenblick kommt ein anderes Mitglied, das erst im letzten Akt zu tun hatte, auf die Bühne, ich schiebe den Verblüfften mit den Worten: „Spielen Sie die Rolle des Herrn Deutsch!" auf die Szene und da dieser intelligente Künstler das Stück genau kannte, sprach er den Sinn der Partie so trefflich, daß kein Mensch im Publikum von der Umbesetzung eine Ahnung hatte. Nur wurde mir später, durch Kronprinz Rupprecht, der Regiefehler vorgehalten, daß ich in einem sommerlichen Garten einen Darsteller hätte im Pelzrock auftreten lassen! Was ich damit erklärte, daß der rasche Wechsel daran Schuld war und dafür der Verschlafene die Rolle des Pelzrockmannes im letzten Akt im Sommeranzug übernommen hätte.

Wie störend waren oft die Fliegerangriffe an Vorstellungstagen in Metz, Carvin, Colmar, Saarbrücken usw. Wie oft habe ich den lieben Gott gebeten, die Angriffe während der Aufführungen zu verhindern und jedesmal hat mich der Himmel erhört, so daß der Sirenenklang immer erst nach den Vorstellungen erfolgte. Ich erinnere mich noch eines nächtlichen Fliegerangriffs im Hotel du Nord in Metz. Wir hatten uns schon so an die Störungen gewöhnt, daß wir nicht mehr in die unterirdischen Gewölbe flüchteten, sondern daß ich sogar mit meinem Sekretär, Herrn von Sagan, den Angriff von meinem Hotelfenster aus besichtigte. Unter dem Fenster war ein mit Wellblech gedeckter Schuppen. Die feindlichen Flieger erschienen wie Leuchtkäfer im Strahlenkegel der Scheinwerfer, heftigst beschossen von den Abwehrgeschützen, so daß die abfallenden Granatsplitter öfters sehr geräuschvoll auf das Wellblechdach niederrasselten, was meinen Adlatus zu der Bemerkung veranlaßte: „Wir wollen doch lieber die Fenster schließen!"

In Colmar schlug kurz nach der Vorstellung das Geschoß eines amerikanischen Fliegers die Ecke eines Nebengebäudes ab. Eine Stunde früher und zehn Meter näher, wäre auch meine Einnahme in die



Mit Hauptmann Prof. Karl von Piloty bei den Fliegern bei Lille

Brüche gegangen! Auf der Fahrt von Saarbrücken nach Valenciennes wurden wir irrtümlich in den falschen Zug verfrachtet, mein Gepäck aber, ohne uns, in Sedan ausgeladen. Mein Vertreter sprang aus dem laufenden Zug, um das Gepäck zu schützen und wir fuhren bis Laon weiter, woselbst der Zug stockte. Weiter ging's nicht mehr diese Nacht. Nirgends ein Quartier und wir bei Regen und Schnee auch vom Bahnhof ausgewiesen. Gegenüber war noch Licht ... ein provisorisches Offizierskasino ... zwei Zimmer wurden für uns frei gemacht, die fünf Damen kamen in das eine, ich in das andere, da meine tapferen Herren die Nacht im Restaurationsraum lustig durchwachten. Als ich morgens um 7 Uhr meine Fensterläden öffne, denke ich noch zu träumen: der ganze Bahnhofsplatz voller Oberbayern in kurzer Wichs, die Mädeln ebenfalls in der schönsten bayerischen Volkstracht und alle schreien mir zu: „Jessas, der Herr Direktor Dreher!" Was war denn los? Die Schlierseer hatten mit Terofal den Abend vorher in Laon gespielt und fuhren mit dem ersten Zug nach St. Quentin weiter. Der nächste Kriegstransport brachte auch uns nach Va-

lenciennes, woselbst im Theater das ganze technische Personal, auch die französische Feuerwehr, nach preußischem System stramm antrat. Alles war im propersten Zustand.

Auch in L i l l e spielten wir in dem prächtigen neuen Theatergebäude mit großem Erfolg, da namentlich den bayerischen Truppen die lustigen Possen und Bauernkomödien mehr Freude machten als die schwere Kost, die man ihnen kurz vorher geboten. Die großen Wagneropern an die Kriegsfront bringen, das war denn doch eine verfehlte Idee der Heereskunstabteilung. Charakteristisch dafür ist folgende Geschichte, die mir ein bayerischer Offizier ehrenwörtlich versicherte: Es war eine Parsifalaufführung, neben dem betreffenden Leutnant saßen zwei bayerische Schützengrabenleute, welche durch die Schwere der Musik ganz nervös geworden waren. — Der eine sagte nach dem zweiten Akt: „Du, jetzt halt i's nimma aus, dös macht mi ganz krank!" — „Na," sagte der andere, „bleib'n ma nur no do, bis da Luftballon kommt". Er dachte nämlich an das Luftschiff des Majors Parseval. Sie blieben also, abwartend, bis zum Schluß und verließen dann mit den Worten „Bruch! So a Schwindel!" das Auditorium. — In Herbesthal, an der belgischen Grenze, hatte ich eine sehr unangenehme Affäre. — Zwei Schauspielerinnen, welche, gegen mein Verbot, Drucksachen (Kritiken) und Briefe in ihren Handtäschchen mit sich führten, wurden bei der Gepäckkontrolle deshalb zurückbehalten und, ohne daß ich davon eine Ahnung hatte, einer peinlichen Leibesvisitation unterzogen. — Ich kam nachmittags mit meinen Leuten in Koblenz an, um abends dort zu spielen — da stellte sich heraus, daß die beiden Damen fehlten und erst abends 9 Uhr eintreffen könnten. Um 8 Uhr sollte die Vorstellung beginnen. Wir konnten nicht spielen. Das Haus war schon ausverkauft und ich mußte auf die Einnahme verzichten. Als die beiden Nachlässigen nachkamen, erzählten sie mir in größter Verzweiflung, daß man sie bis auf die Haut und diese selbst mit chemischen Abreibungen nach Geheimschrift untersuchte. — Wir fuhren nachts nach Frankfurt a. M. weiter. Als der Zug in die Bahnhofshalle einlenkte, sprang meine komische Alte plötzlich aus dem Abteil und überkugelte sich ein paarmal am Perron, glücklicherweise ohne sich zu verletzen. Als ich sie erregt um den Grund ihres verfrühten Ausstieges befragte, antwortete sie mir sehr naiv: „Ja, i' hab' glaubt, wenn i' nach de andern aussteig', kriag i' in der Nacht kein Zimmer mehr!"

Bei einer Friedensrundreise hatte ich einmal durch Verschulden der Bahnbehörde von Bamberg nach Pforzheim keinen Zuganschluß in Nürnberg und mußte nun bis Augsburg zurückfahren, um noch eine halbe Stunde vor Anfang der Komödie in Pforzheim einzutreffen. Große Eile in Augsburg, wo wir nur ein paar Minuten Zeit hatten, in den Stuttgarter Zug zu gelangen. Doch war alles vorgesehen. Jeder hatte seine Umsteigkarte: der eine mußte rasch in den Zug, um Platz zu suchen, der andere nach dem großen Gepäck sehen, der dritte hatte den Bahnhofvorstand zu benachrichtigen und die übrigen, namentlich die Damen, hatten sogleich nach ihren neuen Plätzen zu eilen. Mein Regisseur Schopp sollte mir und meinem Kollegen Loscarn das Handgepäck aus dem Coupéfenster so rasch als möglich reichen. Da gibt mir der praktische Regisseur zuerst seinen Regenschirm, dann eine Mappe, endlich ein Bukett aus dem Fenster und dann erst auf meine energische Reklamation die verschiedenen Handkoffer. Wir kamen glücklicherweise noch gerade vor Abfahrt des Schnellzuges in das Abteil, wo ich meinen Freund Schopp mit den Worten empfing: „Schade, daß Sie mir nicht auch noch Ihren Bleistift extra herausgereicht haben!" Eine Viertelstunde vor Anfang der Komödie waren wir im Pforzheimer Theater; aber immer noch früh genug, denn das Publikum war auch noch nicht da. Es war dies eine der wenigen Gaststätten, die mich mit ihrem Besuch im Stich ließ. Es kann eben nicht alle Tage Sonnenschein und nicht alle Abende Kassenscheine geben!

Auch bei meinen früheren Gastspielfahrten, die ich allein, ohne eigene Truppen unternahm, fehlte es nicht an komischen und traurigen Zwischenfällen. — Ein selten tragikomischer Vorfall ereignete sich für mich auf einer Reise im Schlafwagen nach Gießen. Ich hatte beinahe meine Umsteigzeit verschlafen und verwickelte mich beim raschen Aufstehen mit der kleinen Zehe in das Leintuch, wobei ich mir die Zehe ausrenkte oder brach, ich weiß nur, daß ich abends den Steinklopfer Schlegel in den „Reichenmüllern" mit wahnsinnigen Schmerzen, großen Stiefeln und großem Erfolg spielte.

Die meisten Störungen bringen Ausstattungsstücke, d. h. Stücke, welche viel Verwandlungen und Umbau verlangen, so Raimunds herrlicher „Verschwender". Am gefährlichsten bleibt immer die Verwandlungsszene der Fee Cheristane vom Fischermädchen zur Elfenjungfrau. Diese Verwandlung wird bewerkstelligt durch ein sogenanntes Reiß-

kleid. Dieses ist zusammengehalten durch eine Reißleine, d. h. eine Darmsaite, welche durch verschiedene Ringe an der Rückennaht des Kostüms läuft. Am Ende dieser Leine ist ein Bleiplättchen oder schwerer Ring befestigt, welcher bis zur fraglichen Verwandlung in einem kleinen Täschchen ruht. Im entscheidenden Moment stellt sich die Darstellerin vor das im Podium befindliche Reißloch, welches sich auf das Stichwort: „Fall ab, du irdischer Tand!" öffnet, um der Hand des Garderobiers Spielraum zu geben. Die Dame wirft nun unbemerkt das Ende der Darmsaite der durch ihre Beine gedeckten Hand des Gehilfen zu, der dieselbe auf das Klingelzeichen des Souffleurs herauszieht oder besser gesagt, mit einem kräftigen Ruck herausreißt. Das Kleid löst sich los und fällt, oder wird von der Darstellerin abgestreift. Ist nun das Kleid gefallen, wird es wie die Leine rasch in das Loch gezogen, das sich nach dem Verschwinden des Kleides blitzschnell zu schließen hat. — Durch Knoten in der Leine oder Verwicklungen kommen natürlich öfters Störungen vor, da solche scheinbare Kleinigkeiten nie genügend probiert werden. So habe ich einmal erlebt, daß auf den Befehl: „der irdische Tand möge fallen" die himmlische Fee mit der verknüpften Leine umgerissen wurde und mit hochgestreckten Elfenbeinen am Boden lag. Ein anderes Mal konnte durch die Verwicklung des Leinenendes, in einer Falte des Fischerkleides, der Garderobier die Leine nicht erreichen und nachdem die Feenkönigin schon zweimal die Verwandlung angekündigt, diese aber nicht erfolgte, stellte sie die Beine auseinander, um nach der Ursache der Verzögerung zu schauen. Als sie aber die Hand des Verhängnisses immer höher aus dem Boden kommen sah, floh sie mit einem Aufschrei in die Kulisse, um nach ein paar Minuten, ohne Zauberei verwandelt als Fee wiederzukommen; — die Zwischenpausen wurden mit suchenden Handbewegungen, Flüchen des Flottwel und dem Gelächter des Publikums ausgefüllt. —

Ein anderer komischer Vorfall ereignete sich, als ich mit meinem Freunde Alex Köckert in der Pfalz gastierte. Einer der dortigen Darsteller spielte einen Oberst, in Zivil, und klagte meinem Freund flüsternd plötzlich bei einer Szene über Stiche im Nacken und als ihm während des Spiels mein mitleidiger Kollege unbemerkt rückwärts eine Stecknadel aus der Chemisette zog, war der arme Kavalier plötzlich dekolletiert; denn die Stecknadel hatte Chemisette, Kragen und

Krawatte zusammengehalten, die nun schneller zu Boden fielen als das Reißkleid der zauberkräftigen Cheristane. Auch hatten der Pere Nobel kein Hemd darunter und floh auf einige Zeit in das Vorzimmer, um alles wieder instand zu setzen.

Vor etwa einem Vierteljahrhundert gastierte ich in Freising im alten Stiegelbräusaal und da die Garderoben der Darsteller sehr beschränkt waren, mußte ich mich in der Direktionswohnung umziehen und bei dem ausverkauften Haus in Maske und Kostüm mir jedesmal meinen Auftritt mit höflichem Ersuchen durchs Publikum erobern.

In einer kleinen Provinzstadt, in der ich schon ein paarmal durch betrügerische Unternehmer fälschlich angekündigt und am Abend wieder abgemeldet wurde, war, als ich einmal wirklich nach dort kam, auf den Zetteln zu lesen: „Um dem Publikum diesmal jeden Irrtum zu benehmen, wird die Direktion mit dem geschätzten Gast sich zwischen 12 und 1 Uhr durch die Hauptstraßen der Stadt bewegen!" —

In Würzburg gastierte ich einmal als Matthias Gollinger und da für meine Tochter Resi keine andere Dialektdarstellerin engagiert war, erklärte sich eine todkranke junge Dame, eine Wienerin, dazu bereit. Mit welcher Anstrengung und Aufopferung aller Kräfte diese Künstlerin ihre Rolle durchführte, kann ich nicht beschreiben. Sofort nach der Vorstellung wurde sie wieder zu Bett gebracht. Als ich sie nach zwei Tagen besuchte, lag sie im Sterben und der Arzt versicherte mir, daß sie unheilbar lungenleidend sei. — Nach fünf Jahren traf ich die Totgeglaubte in München als Salondame am Münchener Schauspielhaus.

Am schmerzlichsten jedoch berührte mich ein Zwischenfall, als ich einmal in einem anderen Provinztheater im „Verwunschenen Prinzen" mit einer alten Dame den Wilhelm spielte und diese meine Mutter darstellte. Sie litt unter Herzschwächeanfällen und flüsterte mir schon im ersten Akt ins Ohr: „Ach mein Gott! Ich glaube nicht, daß ich das Ende dieser Vorstellung erlebe!" Glücklicherweise konnte sie die meisten Szenen in einem Stuhl sitzend spielen. Nach ein paar Tagen war sie wirklich gestorben.

Die unangenehmste Begleiterin der vortragenden Künstler und Wandertruppen ist und bleibt die Heiserkeit. Sie sitzt meist in überheizten Lokalen, wartet unter zugigen Torausgängen der Theater- und Konzertsäle, begrüßt die Künstler mit größter Herzlichkeit in über-

füllten Rauchkabinen, — fliegt durch plötzlich geöffnete Coupéfenster und Trambahntüren, und wird uns durch ihre Anhänglichkeit meist so lästig, daß sie uns buchstäblich zum Hals herauswächst. Jeder trachtet, sich ihrer aufdringlichen Freundschaft so rasch wie möglich zu entledigen. Die Voraussetzung allein, daß sie uns aufsuchen könnte, genügt, sie herbeizuführen. Man hat schon zur Genüge erfahren, daß die Nervosität, die dieser Gedanke erzeugt, sprachlos macht; vor Erregung verschlägt es einem die Stimme. Man bringt vor Aufregung kein Wort heraus!

Dieses schreckliche Gespenst zu verjagen oder wenigstens auf längere Zeit zu verbannen, ist der sehnlichste Wunsch aller Organisten und so ist es der Wissenschaft und ihrer Heilkraft schließlich auch gelungen, verschiedene Beschwörungsmittel und Formeln zu finden, die wenigstens als einigermaßen erfolgreich zur Nutzanwendung empfohlen werden können. Am besten wirkt natürlich die Ruhe. Ein Mann, der, wie ich, in zehntausend Tagen zehntausendmal Komödie gespielt und Vorträge gehalten, in tausend Bahnzügen gereist, in tausend Theatern und Konzertsälen gesprochen und gesungen, von fünfzigtausend Zeitungen kritisiert wurde, von Hunderttausenden von Personen beurteilt wurde und in tausend Betten übermüdet oder schlaflos — hart und weich — gelegen hat, der kann die günstige Wirkung des Wortes Ruhe am richtigsten beurteilen.

Ein sanftes Ruhekissen ist dazu namentlich nachts ein sehr notwendiges Requisit. — Ich habe diese Ruhelager ziemlich in jeder Form ausprobiert — mit allen Vorteilen und Fehlern. Das eine Bett ist zu tief, so daß man beim Ansitz auf die Rampe gleich hintenüberschlägt, das andere Bett hat in der Mitte Erhöhungen oder Spalten, daß man Kletterpartien und gymnastische Übungen der gefährlichsten Art darin zu leisten hat. Das Plümeau ist einmal zu schwer, das andere Mal zu dünn oder die Liegestätte ächzt und kracht bei jeder Bewegung, daß man kein Auge schließen kann. — Aber man gewöhnt sich schließlich an alles. Sehr vorteilhaft ist es, jederzeit die nötige Ruhe zu bewahren, bis zum Spielabend sein Organ zu schonen und während des Vortrages mit der nötigen Vorsicht zu arbeiten, daß man sich nicht übernimmt und niemals mehr geben will, als man hat.

Außerdem gibt es einige Vorbeugungsmittel, die ich praktisch in jeder Hinsicht ausprobierte. Man kann sie in zwei Gruppen teilen: in

hygienische und medizinische. Unter den hygienischen Mitteln nenne ich: die Kühlung der Aufenthaltsorte, namentlich der Garderoberäume bis auf 12 Grad Reaumur über 0, das Vermeiden zu kalter und zu heißer Getränke und für Nichtraucher das Umgehen rauchiger Lokale. Von medizinischen Schutz- und Trutzmitteln hat mir mein Halsarzt in liebevollster Weise auch ein paar in den Mund gelegt. Ich habe. namentlich die letzten Jahre, mit diesen Abwehrgeschossen alle derartigen Leiden in die Flucht geschlagen. Sowohl zu Hause als auf der Reise führe ich diese Heilmittel, für mich und meine Kollegen, immer in der Taschenapotheke.

Wie schon erwähnt, wäre natürlich das beste und natürlichste Heilmittel für die ermüdeten Sprechorgane die unbedingte Ruhe. — Aber wie soll man der Ruhe pflegen, wenn die Lebensbedingungen den armen Künstler immer wieder zwingen zu arbeiten. Ich habe das wohl am besten mit den beiden Fällen, in Würzburg und mit der armen Darstellerin im „Verwunschenen Prinzen", bewiesen. Auch kann ich am besten selbst mitreden, denn zum Privatvergnügen oder aus Eitelkeit habe ich meine Gastspielrekorde nicht zurückgelegt. Ich glaube, daß ich darin keinen Konkurrenten besitze, der, in meinem Alter, noch solche dramatische Irrfahrten unternehmen wird! — Fast jeden Tag ein anderes Städtchen und jeden Tag ein anderes Bettchen!

Meine letzten Fahrten 1929

In meiner frühesten Kindheit habe ich schon Gullivers Reisen mit größtem Interesse gelesen, später auch die Irrfahrten des Odysseus studiert und erst kürzlich wieder an der Hand des vortrefflichen Winklerschen Wegweisers die Wanderungen des Dr. Johannes Andreas Eysenbarth bewundert und verfolgt, aber ich habe bei all meiner Anerkennung für diese Helden herausgefunden, daß meine Gastspielreisen an Tempo und Rastlosigkeit denen dieser drei Vorfahrer nicht nachstanden.

Wenn man bedenkt, daß ein fast 70 Jahre alter Theaterhäuptling mit seiner Argonautenschar in 49 Wintertagen 48 Komödien veranstaltet, selbst jeden Tag in den Hauptrollen tätig ist, von Oberbayern nach Franken, Oberpfalz, Böhmen, Hessen, Baden, Württem-

berg, Rheinpfalz, Saargebiet und Allgäu reist und dabei kaum einen Tag in jeder Stadt verweilt und dann sich und seine Getreuen wieder wohl und munter in die Heimat bringt, so ist das eine gewiß respektable Leistung. Ich möchte dies ein dramatisches Rennen, aber kein Trab- oder Flachrennen nennen, nein, ein Hürdenrennen ganz eigener Art. Denn Hindernisse gibt es dabei in Hülle und Fülle!

Namentlich wenn man, wie ich, ohne jede staatliche Unterstützung und ohne Kunstschein reiste, da hat man selbst bei Eisenbahnfahrten die sonst übliche Fahrpreisermäßigung verwirkt, und der Kunstschein, den mir nur Presse und Publikum ausstellt, gilt bei den Landsteuerbehörden gewöhnlich nicht für vollwertig! — Dabei hatte ich aber auch bei der normalen Fahr- und Gepäcktaxe noch weniger Berücksichtigung als andere Reisegesellschaften.

Die Fahrt von P i r m a s e n s nach Karlsruhe brachte uns ebensoviele Umstiege als Aufregungen! — In Biebermühle war der Schnellzug so gestellt, daß der Wagen 2. Klasse hinter dem Einsteigeperron zu stehen kam und ich die erste Wagenstufe, trotz meiner langen Beine, nur mit Nachdruck von zweien meiner handfesten Mitglieder erklimmen konnte, und als diese mir noch meinen Koffer nachschoben, ließ der freundliche Bahnbeamte den Zug, ohne Rücksicht auf die noch nicht verstauten Passagiere, abfahren. Mein jugendlicher Liebhaber erreichte noch mit einem kühnen Aufschwung ein Coupé, während mein Theatermeister nur noch auf ein Trittbrett springen und sich an einer Waggonstange halten konnte und in dieser Stellung bei Regen und Schnee bis zur nächsten Eilzugsstation verharren mußte. Trotz alledem kamen wir ganz mobil und fahrplanmäßig in Karlsruhe an. Nicht so unser Passagiergut, das irrtümlicherweise dort gar nicht ausgeladen wurde, sondern gen München weiterwanderte. Auf meine ziemlich geräuschvolle Reklamation wurde nach allen in Betracht kommenden Schnellzugstationen telephoniert, bis wir endlich von Mühlacker Kunde erhielten, daß das Gepäck dort angehalten, ausgeladen und rückbefördert werde, und richtig bekamen wir es noch kurz vor Beginn der Vorstellung ans Landestheater. — Nur ein einziger Reisekorb hatte sich nach München verirrt, um dort ein paar Tage sein Heimweh zu stillen und erfreute uns erst in Freiburg durch ein glückliches Wiedersehen. Dafür aber hatte ich doch einen Beweis des bahnbehördlichen Entgegenkommens

für all diese Mißhelligkeiten, indem der Herr Oberschaffner mich wegen Mitnahme eines zu großen Handkoffers um 2.80 Mark in Strafe brachte.

Dürkheim, du reizendstes aller Pfälzer Bäder, du hast nicht nur gute Luft und Quellen, du hast auch die herrlichsten Weine und ein theaterlustiges Publikum, nebst einer hübschen Bühne in der Festhalle. Du hast auch ein wunderbares komfortables Kurhaus, Parkhotel genannt, eine liebenswürdige Kurverwaltung von Gottes- und Volkesgnaden, herrliche Gebäude und Kuranlagen, von geschmackvollen Künstlern geschaffen, und eine wunderbare elektrische Lichtanlage, gespeist von der Pfälzer Zentrale in Homburg. — Homburg versorgt nicht nur Dürkheim, sondern auch die übrige Rheinpfalz, wie man mir sagte, mit seiner Erleuchtung. Leider hat diese Leuchtkraft hie und da Ausgang, wie alles, was uns dienstbar ist. Beginn meiner Vorstellung abends 8 Uhr, das heißt, sie begann nicht um 8 Uhr, denn schnell und unerwartet ging um halb 8 Uhr das Licht aus. Die Pfalz war plötzlich wie mit einem zeitgemäßen Trauermantel bedeckt, und da auch die Gasbeleuchtung mangelte, so störten nur einzelne durchhuschende Autolaternen das weihevolle Dunkel. Das Publikum saß meist schon im lichtlosen Auditorium, auch unsere Ankleideräume waren verfinstert, und nur an der Kasse flackerten zwei schüchterne Stearinlichter. Wir warten eine halbe Stunde, dreiviertel Stunden, mit der tröstlichen Versicherung: „Ja, das kommt öfters vor. Und vielleicht kriege mer noch den Strom von Bade! Oder am End auch gar net!"

Um halb neun war ich entschlossen, bei Kerzenschein die Eintrittsscheine zurückzubezahlen, da ward es plötzlich Licht! Licht wie am ersten Schöpfungstage, und das liebenswürdige Publikum nahm das alles mit der größten Dankbarkeit entgegen. Kein Pfälzer Gekrische, außer beim Applaus am Ende der Komödie! Da war es freudig und außergewöhnlich zu verzeichnen.

Ein anderes Hindernis: In einem württembergischen Städtchen war gerade Gemeindewahl, als wir ankamen; die Leute waren abends bei den Wahlversammlungen. Wir spielten dort zweimal, konnten aber nur den Zettel für die zweite Vorstellung an den Plakatsäulen befestigen, da die Wahlpropaganda alle übrigen Flächen bedeckte. Bei dieser Wahlschlacht sind wir natürlich nicht als Sieger hervorgegangen.

Allgäu: Lindau, Kempten, Memmingen, Kaufbeuren, Schongau, und Landsberg am Lech, lauter Perlen des Bayerlandes! Wenn Perlen Tränen bedeuten, so sind es für mich nur Freudentränen! Trotz der Weihnachtswoche waren meine Vorstellungen alle überfüllt, selbst der Leiter des katholischen Vereinshauses in Schongau, der mir meine Einnahme garantiert hatte und mit besorgter Miene dem Abend entgegensah, versicherte mir: „Ei, ei, das hätte ich nicht erwartet, daß uns nach allen den vorhergehenden Veranstaltungen auch dieser Abend so viel Weihnachtsfreude bringt!"

Und doch hätte mir gerade noch dieses liebe Schongau sehr verhängnisvoll werden können. Unter den Theatergästen befand sich auch ein alter Freund, der mich nächsten Tag zu sich zu Tisch bat und meinen Vorwand, daß ich schon um 9 Uhr früh mit meinen Leuten nach Landsberg reisen müßte, mit dem Bedeuten entkräftete, daß ja um halb 2 Uhr mittags auch noch ein Zug ginge, der schon um 5 Uhr dort einträfe! Am nächsten Morgen war starker Schneefall eingetreten, und ich dachte schon, daß ich mitsamt der Einladung — eingefroren sei. — Aber nein! — Punkt halb 11 Uhr erschien mein Gönner vor der Tür des Hotels — per Auto — denn er wohnte eine Stunde ab Schongau. Ich sprach meine Zweifel aus wegen der tiefen Schneebahn, doch mein Begleiter erwiderte, daß wir sehr langsam fahren würden, und richtig fuhren wir im 10-Kilometer-Tempo mit größter Vorsicht aus den Gemarkungen Schongaus.

Die Landschaft war bezaubernd schön, der Himmel azurblau, die Landschaft silberweiß und wir in der rosigsten Stimmung, da kommt die erste Straßenbiegung, wir nehmen wieder mit Schneckenrekord und der größten Vorsicht die Kurve, aber was nützt alle Vorsicht, wenn die Fahrbahn sich zur Seite senkt, der Schnee rutscht ab und mit ihm der Wagen und trotz alles Bremsens, aller Pneumatikketten und aller Abstellung gehts langsam aber sicher in den Straßengraben, der Gott sei Dank nur ein paar Fuß tief und anderthalb Meter breit war, aber wir waren in eine sehr schiefe Lage gekommen und dabei rutschte das Auto noch einige Meter nach vorne, bis an einen einsamen Fichtenbaum, tschin, klirr! die Scheiben geben nach und gruppieren sich wie Eiskristalle, weihnachtsstimmungsvoll um unsere Beine. — Da lagen wir nun umschlungen und mußten sehen, so gut wie möglich aus dieser Situation und der linken Seitentüre, die jetzt den Plafond

des Horchwagens bildete, zu entkommen! Ich lag unten, er lag oben, doch beide ohne jede Quetschung und Verletzung. — Ich habe nie gedacht, daß ich noch einen solchen Akrobatenschwung fertigbrächte wie diesen, mit dem ich mich aus dem Wageninneren schlängelte, dem mein Freund schon entstiegen war. Das gewaltsam geöffnete Tor spie zwei Eisbären auf einmal hervor! — Es kamen dann einige hilfsbereite Schongauer, hoben mit Kraft und Schläue den etwas verbogenen Horcher von der Schneewand auf die Straße und nun fuhren wir ohne jegliche Störung und Glasfenster zu einem herrlichen Mittagsmahl und dann zur bestimmten Stunde an den Schongau—Landsberger Südexpreß.

Jetzt erst bemerkte ich, daß ich außer meinen 12 Kollegen noch einen Extra-Reisebegleiter hatte, der unsere Unglückszahl 13 auf die Glückszahl 14 erhöhte und das war mein Schutzengel. — Wie oft hat er mich auf meinen Irrfahrten begleitet und ist mir stets treu zur Seite gestanden — in jeglicher Gefahr.

Mit Liebesgaben an die Kriegsfront

Es war gleich am Anfang des Weltkrieges, als mich mein Freund Ludwig Thoma antelephonierte: „Konradl! Wir fahren übermorgen mit Liebesgaben an die Kriegsfront nach Lothringen zum General Benzino. Der Thöny, der Nadler ist dabei, der Baron Schrenck-Notzing und noch andere Herren, die du alle kennst, weißt, wir müssen doch auch was tun für die braven Soldaten!" „Ja, natürli' fahr' ich mit! Wann geht's denn fort und von wo aus?" „Übermorgen in der Früh um 8 Uhr, von der Türkenkasern'. Die Auto besorgt uns mein Freund Bruckmeier, du bist doch auch beim Roten Kreuz! — Da hast dann schon deine Ausrüstung?" Nachdem ich alle seine dringenden Fragen beantwortet, sagte er noch: „Weißt, wir müssen schon ganz vor... Du hast doch kei' Angst?" — „Ich nein! Ich bin bestimmt um 8 Uhr da!" „Des is brav," sagte er noch und meine Einberufung war damit erledigt.

Als ich am bestimmten Abfahrtstag in die Kaserne kam, waren schon die meisten Fahrtteilnehmer versammelt und beschäftigt, die verschiedenen Kisten, Packeln, Flaschen zu verstauen, denn es war da-

mals noch reicher Vorrat an Tabak, Zigarren, Zigaretten, Wollsachen, Schokolade, Likör, Wurst- und Fleischwaren vorhanden und so fuhren wir mit ungefähr neun großen Autos los, denen sich ein ganz kleines, aber ebenso flüchtiges Autolein angeschlossen hatte, das einem Zigarettenfabrikanten gehörte und das immer hinter der Kolonne herlief als wie dem letzten Auto sein Junges, das seine Mutter sucht. — Der Besitzer dieses Kleinautos hatte aber durch die ihm aufgenötigte Eile das Malheur, einige Hunde zu überrennen und da er in seiner Schneidigkeit fortwährend mit Sinnsprüchen wie „jeder Schuß ein Ruß! — Jeder Stoß ein Franzos' und jeder Tritt ein Brit'" um sich warf, rief ich ihm zu „und jede Viertelstund ein Hund!"

In Augsburg, im herrlichen „Hotel drei Mohren" machten wir die erste kleine Rast, da ein paar Herren noch nicht gefrühstückt hatten, aber nur ein paar Minuten und dann ging's weiter bis Karlsruhe, wo wir vom Vorstand des dortigen Roten Kreuzes die weiteren Ordres und Ausweise für die Front erhielten. Thoma, Thöny, Nadler und ich fanden in Karlsruhe kurze freundliche Aufnahme im Hause des Baron von Göhler, Adjutanten der Großherzogin, und dann ging's wieder im Achtzigkilometertempo weiter bis Straßburg. — Dort nahmen wir unseren Aufenthalt im Hotel „Zum roten Haus" beim ausgezeichneten Wirt Wiesmeyer, der sich als orts- und behördenkundig unserer Truppe anschloß und sie prächtig unterbrachte. Nachdem wir dort noch ziemliche Quantitäten von Vorräten erhielten, die mit der Bahn von München nachkamen, ging's nächsten Morgen weiter zum Kommando Eberhard nach Sales, wo auch General Benzino sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Der Weg nach dort führte uns durch ein Dorf, St. Moriz, woselbst wir schon die Schrecken des Krieges kennenlernten, gänzlich zerschossene Häuser, ein Torbogen, daneben noch ein Stück Mauer mit einem Fenster, an dem ein Vorhang in Regen und Sturm wie eine Trauerflagge wehte, an die Mauer gelehnt standen ein Mann und eine Frau ganz teilnahmslos mit einem leeren Handkarren. Nun hatten wir noch einen neuen Begleiter erhalten. Der Besitzer des Straßburger Kaisercafés, Franz Dorn, gesellte sich in seinem ebenfalls mit Proviant beladenen Auto zu uns. Auf der Fahrt passierten wir eine eben von Pionieren fertiggestellte Holzbrücke und teilten bei jedem Posten Zigarren und Zigaretten aus.

— In Sales war große Freude über unser Kommen. Wir sahen an Scheunen und Haustüren noch die Visitenkarten der vor kurzem abmarschierten Franzosen, das heißt angemalte französische Inschriften mit „Promenade à Berlin". Daneben war ein Blatt des Simplicissimus mit dem bayerischen Löwen angenagelt und darunter stand die bayerische Antwort: „Benzino, der bayerische Löwe". Wir waren beim General Benzino zum Kaffee geladen; dieses köstliche Getränk wurde uns in allen möglichen Gefäßen, wie zersprungenen Haferln, Tassen und Gläsern serviert, vor der offenen Zimmertüre lag auf der Treppe ein Artillerietelephonist mit seinem Anschluß, der die einzelnen Nachrichten von der Vorpostenfront dem Adjutanten und dieser wieder dem Kommandeur mitteilte. — Nach dem Kaffee große Proviantverteilung an die Truppen und auch an das Depot der an der Kampffront stehenden Soldaten. — Es sollte keiner zu kurz kommen. — Von Sales fuhren wir an „Petite Fausse" vorbei nach Provenchères zur Mannschaft des Generals Krüger.

Neben meinen Chauffeur hatte sich ein Landsmann von der Schwanthalerhöh', ein Infanterist, der gerade Rasttag hatte, gesetzt, mit dem Bemerken: „I kenn' Ihna scho, Herr Dreher, i' hob' am Gärtnertheater oft scho' schuahplattelt. Ös müaßt doch aa a militärische Bedeckung hab'n und i konn Eahna aa über alles Auskunft geb'n." Eine schöne Auskunft gab uns der gute Landsmann! Gerade bei Petite Fausse sahen wir am Kirchturm die Granaten zerspringen, da sagte er: „Segns, de jetzt so schiaß'n, des san de Deutschen, dös kenn i am dumpf'n Ton." Wir, als das letzte Auto, hatten ausgerechnet in diesem Augenblick eine Panne ... da läuft ein Posten her und schreit: „Machen S' doch, daß S' weiterkommen, wenn Ihnen die Franzosen seh'n, die schiaß'n auf jedes Fuhrwerk!" Ja weiterkommen ist da schneller gesagt, als getan. Der Chauffeur pappte und ich pumpte, den schmerzlichen Blick zum Himmel gerichtet, denn durch die Nebel grüßten uns die Fesselballons der Feinde, aber man scheint uns doch nicht eines Schusses Pulver wert gehalten zu haben. — Wir hatten aber nun die Gewißheit, daß Petite Fausse nicht von den Deutschen, sondern von den Franzosen beschossen wurde, welche dort eine deutsche Artilleriestellung vermuteten. Als wir in Provenchères anlangten, wurden wir vom General mit den Worten empfangen: „Ja, Himmelsapperment, was ist denn das ... da glauben

die Franzosen, der ganze deutsche Generalstab kommt daher, da haben wir in einer Viertelstund die schönste Beschießung!" Als wir aber unsere Liebesgabenlieferung vorwiesen, war auch das Antlitz des Kommandeurs freundlich erhellt, wir wurden jedoch zur raschen Übergabe und schleunigsten Abfahrt genötigt, denn merkwürdigerweise waren Angriffe und Beschießungen in jener Zeit dort immer auf die Abendstunden verlegt.

Bald darauf trafen wir wieder in Sales ein, wo mit uns die ersten größeren Feldgeschütze ankamen und sogleich in Stellung gebracht wurden. Unser bayerischer Cicerone sagte auf meine Frage, ob jetzt gleich damit geschossen würde: „Na, vor morg'n schiaß'ns net, de Unsern." Da ertönte das Kommando „Salve" und mich hätte der Luftdruck beinahe umgeworfen ... „Schau," sagte der Schwanthaler, „jetzt schiaßen s' doch heut' scho', des hätt' i net glaubt." Wir wollten uns die Geschütze näher ansehen, aber der energische Zuruf des kommandierenden Offiziers: „Meine Herren, gehen Sie sofort zurück, sonst werden Sie von den Franzosen eingesehen und das Gelände kann jederzeit von denselben bestrichen werden", worauf ich zu Thoma sagte: „Geh'n wir, denn ich möcht' mir mein Gelände nicht gern bestreichen lassen."

Dann besuchten wir noch eine Kirche, die als Lazarett hergerichtet war, und dort schenkte ich dem Militärarzt meine ganze Taschenapotheke mit Inhalt, eine Fundgrube von Medikamenten, welche ich mir noch in Friedenszeiten angeschafft und in welcher alles, in Form von Tabletten, in Glashüllen verstaut war. Dafür war mir der Arzt ungemein dankbar; — nur das Laxativum gab er mir zurück, da dieses Mittel nicht notwendig war, — es litten nämlich damals sehr viele Leute an der Ruhr. —

Im nahen Schulhaus waren einige Gefangene, die uns der Begleiter als sehr gefährliche Menschen schilderte, die jedenfalls bald vor ein Kriegsgericht kommen würden. Als ich dann General Benzino fragte, ob sich das bestätige, sagte er mir lachend: „Keine Idee, es sind meist ganz harmlose Menschen, aber da in der letzten Zeit durch geheime Zeichen von irgendeinem Ortsbewohner unsere Stellungen verraten wurden, mußte ich vorläufig, zur Sicherung, alle diese Leute einsperren". Als wir Anstalt machten, wieder nach Straßburg zurückzufahren, begegnete uns, während des

Kanonendonners, eine merkwürdige Gruppe: ein Herr im Gehrock, mit Strohhut, und eine Dame im dunklen Seidenkleid schoben einen Kinderwagen gegen die französische Frontseite zu. Sie hatten die Erlaubnis erhalten, sich nach dort zu begeben, um ihre Verwandten im nahen St. Dieu aufzusuchen. Die Dame hatte einen Sonnenschirm, welchen sie über das Kind hielt, denn es regnete heftig. Ihnen entgegen kam ein Transport mit schwer verwundeten Bayern aus der vorderen Front. Welch tieftrauriges Bild für Freund und Feind.

Jetzt fuhr Freund Nadler mit mir im Auto und außerdem bekamen wir noch einen eigentümlichen Fahrgast. Wir mußten einen Elsässer mitnehmen, der für uns Deutsche als Spion tätig war und schon ein paarmal zu den Franzosen nach Nancy kam und dann Bericht erstattete. Der Mann sah aus wie der Teufel, auch bemerkten ich und Nadler, daß er manchmal seinen Landsleuten mit den Fingern Zeichen machte, und wir gewannen den Eindruck, daß er auch für unsere Gegner spionierte. — Nächsten Tag fuhren wir von Straßburg nur bis Stuttgart, wo wir im „Marquart" übernachteten. Thoma hatte das Malheur, seinen großen Zimmerschlüssel in der Zerstreuung mitzunehmen und sandte ihn mit einem Begleitschreiben von Dinkelsbühl zurück: „Habe den Schlüssel zur Lösung der wichtigsten Fragen gefunden und sende Ihnen denselben anbei. Joffre".

Nach einigen Wochen fuhr ich mit Thoma und einigen Herren wieder nach dem Kriegsschauplatz. Diesmal nach Elsaß; die Liebesgaben waren nicht mehr so reich bemessen, namentlich war schon großer Mangel an Wollsachen, die anfangs während der wärmeren Witterung im Überfluß zu den Truppen kamen, so daß mancher Kämpfer drei Wollhemden übereinander trug. Jetzt, nach dem lange anhaltenden, naßkalten Wetter waren diese Vorräte aufgebraucht und manch armer Schützengrabenmann trug die halbverfaulten Unterkleider in Fetzen am Leib. Ab Straßburg machten wir wieder unsere Verteilungsfahrten und kamen in der Nähe von Diedelhausen auch zu einer Holstein'schen Mörserbatterie, welche bei strömendem Regen mit ihren Steilgeschützen die Geschosse über die Berge sandte. — Die harmlose Bevölkerung sagte: „Die schießen nur, damit es kracht, denn die können gar nit sehn, wohin die Kugeln fliegn!" Von einer Flugbahnberechnung hatten die guten Bauern keine Ahnung. —

Wieder war unser Freund Dorn als treuer Wohltäter der Truppen bei dieser Fahrt, diesmal fuhr er mit einem großen Wagen voraus und zwar so rasch, daß ihm der Begleitoffizier nicht mehr zurufen konnte, er möchte bei der Mörserbatterie halt machen, da Diedelhausen seit gestern von den Franzosen besetzt sei. Wir dachten alle, er wäre dort in französische Gefangenschaft geraten, als er nach einer halben Stunde den schmalen Bergweg rückwärts dahergefahren kam. — Die Franzosen hatten nämlich Diedelhausen auch wieder verlassen, was ihm die einzig zurückgebliebene alte Bäuerin mitteilte; er konnte aber mit dem großen Auto nicht umkehren, worauf er, den Nachschub vermissend, wieder, wie man bei uns in Oberbayern sagt, arschlings den Rückzug antrat. — Wir hatten inzwischen an die anwesenden Bayern und auch an die Holsteiner unsere Liebesgaben verteilt, neben uns das fürchterliche Krachen der Geschütze, während ein Elsässer Landmann im nahen Bach fischte und eine Forelle nach der andern aus den Wellen zog. — Da kamen plötzlich die holsteinschen Soldaten und wollten uns die Liebesgaben zurückgeben mit dem Bemerken, sie hätten erfahren, daß diese Spenden für die Bayern bestimmt seien und sie möchten denselben nicht ihr Eigentum wegnehmen. Auf den Protest sowohl von unserer Seite wie von den bayerischen Kameraden und mit dem Ruf: „Wir sind doch alle Deutsche!" große Freude und Rührung, die uns selbst der rücksichtslose Platzregen nicht verwaschen konnte.

Auf der Nachhausefahrt passierten wir Markirch, wo wir bei dem dortigen Befehlshaber einen Besuch abstatteten. Das heißt Thoma, Dorn und die andern Herren. Ich blieb im Wagen von Dorn sitzen und beaufsichtigte dessen Eßwaren, die er noch für ein kleines Souper der Autokolonne zurückbehalten hatte. Da kamen noch Leute aus den Schützengräben, abgehetzt und durchnäßt zu mir, mit der Frage, ob wir denn gar nichts mehr hätten, sie seien leider zu spät gekommen. Da nahm ich meinen Knicker aus der Tasche und zerteilte unsern Abendimbiß, gab den Leuten auch den noch vorhandenen Wein und Schnaps, so daß sie mit großem Hallo abzogen. Als meine Freunde von ihrem Besuch zurückkamen, und erfuhren, was ich getan, da sagte Thoma: „Bravo Konradl, des hast recht gmacht, wir habn Zeit bis Straßburg", und alle anderen hatten dieselbe Freude, daß auch der letzte Teil unseres Proviants so gute Verwendung fand. Außer Thoma

und meiner Wenigkeit fuhren die anderen Herren noch am Abend nach München zurück.

Uns beiden ließ der Gedanke keine Ruhe, daß die armen Frontkämpfer so unter Nässe und Kälte wie unter dem Mangel von warmer Unterkleidung zu leiden hätten. Wir hatten fast das ganze Geld, das wir für uns mitgenommen, ausgegeben und nun mußten wir auch noch die Rückfahrt bezahlen. Wir fuhren nämlich diesmal von München nach Straßburg mit der Bahn und ebenso zurück und hatten unser übriges Bargeld für Rauchwaren und Schnupftabak ausgegeben, da namentlich die Waldler große Freude an Brasiltabak, Schmalzler genannt, hatten, denselben bekamen wir auch in Straßburg. Vom Wirt wollten wir nichts pumpen. Da machte ich dem guten Ludwig folgenden Vorschlag: Wir gehen in das Straßburger Kaufhaus Hermann Tietz und sehen, daß wir auf Pump noch kaufen können, was man uns eben an Leiberln, Socken und Unterhosen gibt. Gesagt, getan! Wir gehen ins Warenhaus und ich lege in patriotischer Begeisterung einen großartigen Wollmanufakturpump an, den ich versprach sobald als möglich nach unserer Rückkunft durch die Veranstaltung von zwei Konzerten in München und Nürnberg zu decken. Der Direktor willigte liebenswürdig ein und wir wollten mit unserer Errungenschaft den nächsten Tag an die Front zur Wollverteilung fahren, das war aber gar nicht mehr notwendig, denn vor unserem Hotel hielten mehrere Wagen mit Vaterlandsverteidigern, die von ihren Truppenteilen nach Straßburg geschickt waren, um die noch vorhandenen Wollsachen aufzukaufen, aber zu ihrem Schreck erfuhren, daß wir ihnen zuvorgekommen waren. Nun wollten sie mit uns abhandeln, wir aber öffneten die Kisten und Schachteln und fingen zum gerechten Verteilen an und als die Fuhrleute fragten, was sie zu zahlen hätten, sagte ihnen Thoma: „Gehts nur, das kost nix!" und ich sagte: „Das zahlen schon die andern!" Und so war es auch. Unsere beiden Veranstaltungen, im Münchner Deutschen Theater und im Nürnberger Opernhaus, bei denen nicht nur Thoma und ich, sondern auch verschiedene erstklassige Kollegen wie Basil, Frau Bosetti etc. mitwirkten, brachten zwei ausverkaufte Häuser und damit die Deckung unserer Wollschuld, wie noch eine Beisteuer fürs Rote Kreuz in Nürnberg. — An diesen Abenden spielte ich mit Frl. Ewis Borckmann den „Blauen Teufel" und hielt außerdem noch

eine Ansprache, in der ich den Zweck unserer Wohlfahrtsabende erklärte und alle Begebenheiten erzählte. — Wir veranstalteten auch Lichtbildervorführungen, Frontbilder, die mein Vetter Konsul Schüssel an der Front aufgenommen, und hatten dabei die große Genugtuung, daß manche Eltern ihren Sohn, manche Gattin ihren geliebten Mann und manches Kind seinen Vater auf der Leinwand sehen konnte. Dabei sprach ich mit einer solchen Begeisterung, daß mir zwei Herren in München, Dr. Pringsheim und Simader, als nachträgliches Entree 500 Mark extra zur Einnahme spendeten. — Die allgemeine Opferwilligkeit war unbeschreiblich und ich sprach damals schon den Wunsch aus, daß wir auch nach Abschluß des Feldzuges nie vergessen dürften, was unsere braven Vaterlandsverteidiger für uns geopfert, geleistet und getan, denn dies kann nur der voll und ganz beurteilen, der selbst an der Front und im Kriegsgelände war, nur der weiß zu schätzen, was diese Helden uns damit erwiesen, daß sie die Schrecken des Krieges von unserem heimatlichen Boden ferngehalten haben.

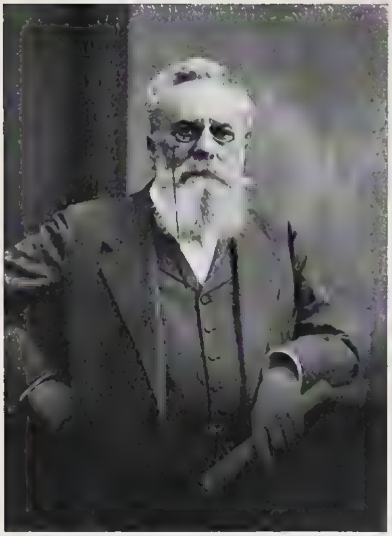
Die dritte Frontfahrt unternahm ich mit meinem Vetter, dem Generalkonsul Eduard Schüssel, nach Chateau Salin und Geiskirchen in den Vogesen, zu den Generalen Fischer und Pecht. Wir hatten damals durch die Vermittlung der Königin Marie Therese noch von Italien gespendete Liebesgaben, Italien war damals noch neutral, nach dort zu bringen. Ich freute mich doppelt auf diese Fahrt, da ich wußte, daß in Geiskirchen, beim Kommando Pecht, mein Freund Waldau als Offizier stand. Leider war er gerade am Tage unseres Besuches im Schützengraben und konnte nicht nach Geiskirchen kommen. Als wir nun auch hörten, daß ein ziemliches Sehnen nach unserem guten Malz- und Hopfensaft herrschte, versprachen wir, schon die nächste Woche wiederzukommen und auch an Bier zu besorgen, was wir mitbringen könnten. Als wir wiederkamen, wurden wir vor Geiskirchen an der Grenze des Kampfgeländes von einem württembergischen Posten angehalten, der den strengen Befehl hatte, namentlich keine Nichtkämpfer durchzulassen. Da standen wir nun mit unserem Straßburger Auto und konnten nicht weiter, aber meiner bittenden Überredungskunst und Schüssels Zigarettenspende ist es doch gelungen, daß uns der biedere Schwabe mit dem freundlichen Wunsche: „Ich hab Ihne g'sagt, daß das Terrain unterm Feuer

der Franzose liegt, aber wenn Sie's net anderscht wölle, verrecket Sie meinetwege!" die Durchzugserlaubnis erteilte. Wir fuhren nun mit gewaltiger Schnelligkeit über die Sturzäcker und blieben richtig am nächsten Hügel im Ackerland stecken. Da erscheint wie ein Himmelsbote am Kamm der Anhöhe die blaue Silhouette eines bayerischen Offiziers, der uns winkt, Hurra schreit und eine Abteilung von Soldaten schickt, die im Nu unser Auto frei machten und uns im Triumph ungefährdet ins Lager brachten. Der liebe Gustl Waldau hatte eigens uns zu Liebe seine blaue Uniform angezogen und weinte vor Freude des Wiedersehens! Und die Soldaten? So was von Begeisterung, als das Bier angezapft wurde, das zur selben Zeit wie wir, von Straßburg, im Lastauto eintraf, da blieb kein Auge und keine Kehle trocken! —

General Pecht ist gefallen, General Benzino ist tot, selbst von dem braven Mann von der Schwanthalerhöhe hörte ich, daß er als einer der tapfersten Bayern das Leben lassen mußte. Thoma ist auch nicht mehr unter den Lebenden. All' jene, die damals mit mir noch an der Front waren, der geniale Thöny, der gute Nadler, der brave Waldau, meine Freunde Dorn und Wiesmeyer, alle teilen mit mir den Reichtum der Erinnerung an die großen Tage, an denen unser deutsches Heer mehr geleistet hat als je eines der Erde, und so schließe ich diesen Artikel mit dem Wunsche und dem festen Vertrauen: „Daß ein solches Heldenvolk n i e zugrunde gehen kann. Denn der gute Gott verläßt die Deutschen nicht."

Friedrich Hessing und August Riedinger

Sehr angenehm waren mir die Gastspiele im Palmenhaustheater in Göggingen bei Augsburg, welches Eigentum des großen Orthopäden F r i e d r i c h H e s s i n g war, mit dem ich mich schon im Jahre der Eröffnung anfreundete. Ich kam fast jeden Sommer nach dort und habe meist auch in der Hessing'schen Heilanstalt gewohnt. So sehr mich auch der Anblick der armen Leidenden betrübte, so hatte ich dabei doch die Freude, immer wieder die Wirkung dieser fabelhaften Heilerfolge zu beobachten. Wie hatten sich die Streckungen und Regulierungen von Verwachsungen und Verkürzungen meist schon innerhalb eines Jahres



Friedrich Hessing

in wunderbarer Weise vollzogen! — Hessing war nicht nur ein bedeutender Heilkünstler, er war auch ein großer Ökonom, Baumeister und sogar Möbelfabrikant für seine drei Sanatorien Göggingen, Rothenburg ob der Tauber und Reichenhall. Auch was in seinen Sanatorien an Lebensmitteln verabreicht wurde, kam aus seinen landwirtschaftlichen Betrieben. Er hatte eine seltene Nervenkraft und war bei seiner kurzen Art des Verkehrs doch einer der gutherzigsten Menschen. Er war ein Mann des Augenblicks und wer ihn recht zu fassen wußte, konnte ihn sofort für einen guten Entschluß gewinnen. So hatte ihn Intendant Schwanecke nach kurzer Unterredung bewogen, das bekannte Gut Rothenburg ob der Tauber mit allem lebenden und toten Inventar als ein Erholungsheim der Bühnengenossenschaft zu schenken. Man hat oft von teuren Kuren bei Hessing gesprochen, was im Verhältnis zu den Erfolgen eine völlig irrige Bezeichnung war. Es wäre besser, man würde erzählen, wieviel Arme er unentgeltlich behandelte und wieviel Gutes er der leidenden Menschheit erwiesen, weil er selbst nie eine Silbe darüber verlor. — Nicht nur, daß er bei seinen Kuren die Apparate selbst verfertigte und je nach dem Verlauf der Heilung selbst veränderte und darin wirklich einzig in seiner Art war. Er hatte auch einen Blick in der Beurteilung der Krankheit, die manchmal ans Wunderbare grenzte. Wie oft sagte er mir: „Ich suche immer die Ursache der Leiden und habe damit schon die halbe Heilung." — Zum Beispiel machte er darauf aufmerksam, daß man kleine Kinder nie beim Spielen an heißen Sommertagen auf kalten Steinfliesen sitzen lassen dürfe, weil dadurch oft eine momentane Lähmung eintreten könne. Ferner erzählte er mir folgende sehr interessante Tatsache: „Zu mir kam einmal eine sehr reiche Wiener Familie, deren beide

Kinder an Lähmungserscheinungen an Armen und Beinen litten. Ich erkundigte mich sofort nach der Ernährung und es wurde mir bestätigt, daß man in dieser Beziehung alle Vorsicht anwandte und sogar für die Milchernährung der Kinder eine eigene Kuh halte. Als nach einiger Zeit die Kinder bei mir, ohne jede weitere Behandlung, die Krankheitssymptome verloren, schickte ich die Familie wieder nach Hause. Kurz darauf erhalte ich die Nachricht, daß sich die Lähmungen nach zwei Tagen wieder einstellten. Darauf telegraphierte ich: „Man solle doch eine andere Milch nehmen als von der Hauskuh!" Und richtig blieben die Störungen gänzlich aus. — Ich bin fest überzeugt, daß die bewußte Kuh in jener Gegend ein Kraut gefressen, das die Krankheitskeime der Lähmung in sich hatte." Daß Hessing bei der ungeheuren Arbeitslast auch manchmal etwas zerstreut war, durfte man ihm nicht verübeln. Mich hatte er einmal zu einer Unterredung wegen des Rothenburger Theaters bestellt; als wir im eifrigsten Verhandeln begriffen waren, wurde er hinausgerufen. Er ging mit den Worten: „Nur einen Augenblick!" — Ich wartete eine Viertelstunde, ich wartete eine halbe Stunde, ich wartete noch eine Viertelstunde ... der Herr Hofrat kam nicht mehr. Ich erkundigte mich, wo denn Herr Hessing geblieben und erfahre, daß er nach Hamburg gereist sei. Zuerst hat er auf die Hamburgerreise und dann auf mich gänzlich vergessen! — Er sprach sehr selten von seinen Heilerfolgen, aber um so lieber von seinen Stallungen und Viehbeständen, die er mir immer wieder in Begleitung seines Bruders, des Ökonomieverwalters, vorführte. Vor seinem Sanatorium in Göggingen ist eine reizende Marmorgruppe, welche Hessing im Kreise heilungsuchender Kinder zeigt. Hessing war ein gewaltiger Mann, der sich vom einfachen Klaviermacher bis zu einem der größten Wohltäter der Menschheit emporgearbeitet hat. Mit phantastischer Umkleidung beschreibt Wilbrandt in seinem Roman „Die Rothenburger" die Hessingsche Heilmethode und seine Anstalt, die er von Göggingen nach Nürnberg verlegt, in wahrheitsgetreuer Weise. Mit dem Namen Hessing verknüpft sich auch der Name R i e d i n g e r in Augsburg. Der alte Fabrikant Riedinger war der erste, der Hessings Genie erkannte und ihm bei der Gründung seines orthopädischen Geschäftes mit Rat und Tat an die Hand ging. Riedinger Vater und dann auch die Söhne Gustav und August waren die Leiter der Maschinenfabrik L. A. Riedinger, der dann August Riedinger Sohn eine der ersten kunstgewerb-

lichen Lüsterfabriken angliederte. Außerdem hatte die Familie Riedinger das Verdienst der Instandhaltung eines der ersten Hotels der Erde: „Die drei Mohren". Nachdem der alte Herr gestorben, bekam August, der ältere Sohn, auch die „Drei Mohren" als teures Vermächtnis. Teuer in jeder Beziehung, da die tadellose Restaurierung und der vornehme Betrieb dieses alt-historischen Hauses jedes Jahr ein kleines Vermögen kostete. Dieses „Drei Mohren"-Haus wurde schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts vom Patrizier Anton Fugger als sein Wohnhaus erbaut. Der Saal mit der reichvergoldeten Decke ist noch heute als Festsaal erhalten, ebenso der Kamin, in welchem Fugger die kaiserliche Schuldverschreibung Karl des Fünften verbrannte. Doch steht jetzt der Kamin nicht mehr im großen Saal, sondern im Vestibül des Hotels. Auch werden dort keine Reichsschuldenscheine mehr verbrannt — das wird jetzt in Berlin erledigt. Leider verlor August Riedinger fast sein ganzes Vermögen inklusive seines herrlichen Kunstmuseums mit dem schönen Alt-Augsburger Silbertaler und des Drei-Mohren-Hotels durch die Luft! — Man möchte glauben, der Artikel Luft sei ganz umsonst und doch hat Druckluft und Luftdruck gerade diesem klugen und rastlosen Techniker viele Hunderttausende gekostet. Die Popsche Druckluft war die erste Erfindung, an der sich Riedinger beteiligte und leider hielt diese Erfindung durch Eisbildung in den dünnen Röhren nicht das, was sie versprach. Die zweite, noch kostspieligere Neuerung war die lenkbare Luftschiffahrt, die damals gerade im Stadium der Lösung war. Riedinger hatte leider nicht solche Summen zur Verfügung, wie sie die teuren Proben und Vorbereitungen erforderten und so blieb er in der Entwicklung stecken. Ich sah den letzten derartigen Versuch, der mit einem lenkbaren Flugapparat von einem hohen Holzturm auf Schienen, ohne Besatzung, abgestoßen wurde. Der Apparat war mit einem von Siegsfeld konstruierten Kompaß versehen, der die Flugbahn immer wieder regulieren sollte. Dasselbe Reguliersystem wurde von benanntem Techniker schon bei Torpedos angewendet, daß sich dieselben, wenn sie die bestimmte Linie verlassen, durch eine Kompaßnadel, die sich immer nach Norden wendet, selbsttätig wieder regulieren. — Verschiedene Fachleute und Gelehrte waren zu diesem entscheidenden Versuch nach Augsburg gekommen ... alles war bereit, das Flugzeug schon am Turm, die Propeller wurden angekurbelt, die Maschine bewegte sich und stürzte wie ein abgeschossener Geier zur Erde. Unter

den Trümmern des Probeapparates waren außer den Geldopfern auch die Hoffnungen jahrelangen Fleißes und geistvoller Berechnung begraben, doch nicht die schaffensfreudige Arbeitskraft des sechzigjährigen Unternehmers. Fast alle mächtigen Freunde ließen ihn im Stich, nur einer nicht, das war sein Arbeitsgeist, und mit diesem arbeitete er sich wieder in ein paar Jahren in die höchste Flugbahn des erfolgreichen Schaffens. — Er benützte die Konjunktur und gründete eine Fabrik, welche Ballonstoffe und Teile von Flugzeugen fabrizierte; er ließ nun die andern erfinden und er holte sich wieder, was er durch so phantastische Ideen verloren hatte, so auch das Hotel zu den „Drei Mohren", das nicht nur ein bleibendes Monument für den Namen Fugger, sondern auch des Hauses Riedinger sein wird. Die „Drei Mohren" allein lohnen einen Aufenthalt in Augsburg. Als Riedinger starb, ging dieses wunderbare Hotel in den Besitz der Stadt München und von dieser an den genialen Hotelbesitzer Alfred Walterspiel über, der es in vornehmster Weise weiter betreiben läßt.

Was die Beteiligung an neuen Patenten und Erfindungen anbelangt, so kann man aus obigem ersehen, wie schon ein erstklassiger Fachmann sein gesamtes Vermögen gefährdete, der aber noch das Glück hatte, im letzten Moment abzuschwenken, um sein großes Können und Schaffen einzusetzen, das Verlorene auf andere Weise wieder zu gewinnen. Aber wie viele Unerfahrene und Unberufene lassen sich durch rosige Aussichten und Versprechungen verleiten, sich für in weiter Ferne liegende Erfolge zu interessieren und opfern damit alles, was sie sich sauer erworben und noch dazu das Glück ihrer ganzen Familie. Als Warnung möchte ich die Schicksale eines meiner besten Freunde hier niederlegen.

Einer der angesehensten und vermögendsten Kaufleute Leipzigs wurde von einem genialen Ingenieur veranlaßt, sich an der Entwicklung einer Erfindung: „Verladung von Kohlen auf fahrende Kriegsschiffe" mit etwas Geld zu beteiligen und eventuell auch einige Freunde dafür zu gewinnen. Die Aussichten waren nach allen vorliegenden Plänen geradezu glänzend. Jeder ruhig denkende Mensch wird sich aber vernünftigerweise fragen: Was hat ein Leipziger Pelzwarenfabrikant mit Kohlen und laufenden Kriegsschiffen zu tun? Jeder Schulbube würde antworten: „Laß dich nicht verkohlen!" Nur der nicht, der schon von der Idee des künftigen Gewinnes angekränkelt ist. Dabei kostete jeder praktische Versuch ein Vermögen. Die ersten Proben mißlangen . . . tut

nichts; es sind noch einige Kleinigkeiten zu verbessern und dann ist alles in Ordnung. Die Hauptsache ist nur, daß die Summen da sind, um die neuen Verbesserungen usw. zu bezahlen. Na, sagt man sich, wie der Hazardspieler, habe ich das eine schon geopfert, so kommt's auf das andere auch nicht mehr an und wieder werden Versuche bezahlt und gemacht. Aber nicht in Leipzig oder Berlin, sondern in Petersburg und Japan. Die Berichte lauten günstig, betreffs des Interesses der einzelnen Regierungen, desto schlechter sind die Nachrichten vom Ausfall der Proben. Sie scheinen wieder mißlungen zu sein. Mein Freund weiht mich in seinen Kummer ein und gesteht mir, wieviel er schon der Sache geopfert hat, daß es aber noch Zeit wäre, zurückzutreten. Ich bitte und beschwöre ihn, doch nicht das ganze Vermögen für eine Fata Morgana zu opfern und nicht dem verlorenen Geld nachzujagen. Er versichert mir aber, daß man ihm bestimmte Zusagen gegeben, der nächste Versuch würde glänzend werden und daß nur die Schlampereien in den betreffenden Kriegshäfen die Versuche verdorben hätten. Dabei stehen die teueren Apparate noch immer in den ausländischen Werften, ohne Schutz und Interesse von seiten der dortigen Marinebehörden. Ich gehe mit meinem Freund zu meinen russischen Gesandtschaftsgönnern, man weist uns an den Militärattaché und dieser ausgezeichnete Fachmann erzählt uns: „daß er selbst bei den Versuchen anwesend war und nur bedauernd sagen kann, daß die Kohlensäcke beim Überladen alle ins Wasser fielen. Die Apparate, die auf Rechnung und Gefahr der Erfinder dort stehen geblieben, seien wenigstens einigermaßen geschützt untergebracht, die Herren möchten aber die teueren Maschinen endlich abholen lassen, da die Regierung nicht die geringste Veranlassung habe, dieselben länger aufzubewahren".

Nach dieser offenen Kritik denke ich meinen Freund geheilt entlassen zu können. Aber nein, er ist wie ein Wahnsinniger von der Idee besessen und sucht die Summen, die ihm selbst nicht mehr zur Verfügung stehen, durch das Interesse seiner Freunde und durch die Aufhebung eines Servitutes, das zugunsten des Vermögens seiner Kinder auf seinem Hause lastet, beizubringen. Ersteres gelingt und letzterer Plan scheitert an dem Widerstand der Behörde, die das Testament seines verstorbenen Vaters nicht antasten will. Mit den weiteren Proben geht es genau wie mit den ersten und da zu neuen Verbesserungen und Proben keine Gelder mehr vorhanden, stürzen mit den Kohlensäcken auch

alle weiteren Hoffnungen und alle Entschädigungsaussichten für gebrachte Opfer ins Wasser.

Das alles würde mein Freund und seine Familie noch ertragen haben, aber daß er durch seine Verblendung auch verschiedene Freunde schwer geschädigt, die im festen Vertrauen auf seine Versicherungen vieles, ja sogar alles gegeben, das konnte er nicht ertragen. Er war nicht der Held wie Riedinger ... er verliert mit dem Geld auch den Kopf und denkt nicht, daß man durch den eigenen Beruf wieder hochkommen könnte! Nein, der Wahnsinn trieb ihn zur Verzweiflung; eine Pistole war die letzte Maschine, die ihm noch blieb und dieser Apparat versagte leider nicht. Das war das tragische Ende eines Mannes, der einer der glücklichsten Familienväter, einer der besten Kaufleute und einer der edelsten und treuesten Menschen war.

Ich selbst habe auch von der Manie, wo anders das Glück zu suchen, als in der Sphäre, in die mich das Schicksal eingeteilt, einen bitteren Vorgeschmack empfunden. Das Tier ist in der Beziehung besser daran, da es keinen freien Verstand, sondern nur einen scharf abgegrenzten Instinkt hat. Nie würde der Hering aus dem Salzwasser in einen Süßwasserstrom steigen, so wenig wie die Forelle ins Meer schwimmt. Aber ich als Schauspieler habe schon hundert Dinge angefangen, die weit abseits von meinem Lebensberufe liegen und mir nur Schaden brachten. So beteiligte ich mich auch an einer Erfindung eines Schutzreifens für Pneumatiks der Autos. Mit einer Mikavit-(Glimmer-)Einlage gedachte der geniale Erfinder den Automantel unempfindlich zu machen; ein anderer genialer Mann suchte die Sache auszuprobieren und zu verwerten, und der dritte Mann, ich, mußte das Geld geben. Der erstere bekam von mir einige Tausend als Drangabe für die grandiose Gewinnaussicht, der zweite hatte Gelegenheit, die Reifen an seinem Auto auf meine Kosten auszuprobieren, und ich hatte das Vergnügen, alle Rechnungen und Liquidationskosten zu zahlen, nachdem sich der Glimmer in den Reifen zusammenballte und diese von innen mehr verletzte, als es alle Widerstände von außen zuwege gebracht hätten. Nachdem ich einen Schimmer von diesem Glimmer bekommen, fuhr ich ohne Schutzvorrichtung mit einigen Löchern in der Kasse wieder in jene Gegend zurück, wo ich zu Hause bin und ließ an meiner Behausung den schönen alten Sinnspruch anbringen: „Schuster bleib bei deinem Leisten!" Warum dort das Glück suchen, wo man es niemals finden wird?

Mein Beruf hat mir so viel Schönes und Angenehmes und so viel Erfolg gegeben, daß ein bescheidener Mensch damit reichlich zufrieden sein kann. Ich konnte davon leben, das war mir und den Meinen genug; ich hatte mit meinen Leistungen überall Anerkennung, liebe Freunde und namhafte Gönner gefunden, Bekanntschaften, um die mich viele beneiden. Ich habe die Welt zum großen Teil in all ihren Schönheiten kennengelernt, habe ein leichtes Gemüt, was brauche ich mich noch an anderen Erfindungen zu beteiligen! Die schönste Erfindung ist die Zufriedenheit! Drum wehe denen, die den glücklichen Menschen durch gewissenlose Versprechungen das größte Vermögen stehlen: die Anteile am Kapital der Zufriedenheit.

Die schönste Erinnerung meines Lebens war der Verkehr im Hause Bismarcks und ich kann nicht umhin, einige interessante Begebenheiten hier zu veröffentlichen:

Kissingen und Friedrichsruh

Es war im Juli des Jahres meines Heils 1892, als ich mit fahrplanmäßiger Verspätung vormittags 11 Uhr in Kissingen eintraf, um dort ein Gastspiel im Kurtheater zu absolvieren.

Da in derselben Zeit der Altreichskanzler Fürst Bismarck zur Kur dort anwesend war, versuchte ich mit Empfehlung meiner Freunde Lenbach und Schweninger und durch die Vermittlung des fürstlichen Sekretärs in die Nähe des großen Mannes zu kommen. Ich besuchte Dr. Chrysander im Salinengebäude, um ihm meinen Wunsch auszusprechen, worauf ich die entmutigende Antwort erhielt, daß Tausende schon vor mir das gleiche Verlangen kundgegeben, daß aber der Fürst in Kissingen die königlich bayerische Ruhe im weitestgehenden Sinne genießen möchte. Ich ging etwas niedergeschlagen zurück in den Kurgarten, setzte mich mißvergnügt auf eine Bank und suchte mich am Getriebe der gesunden und kranken Kurgäste zu zerstreuen. Die Sache war nicht dazu angetan, mich zu erheitern und auch die Kurkapelle spielte eine traurige Sinfonie, die geeignet war, mich noch mehr in eine trübe Stimmung zu versetzen. Neben mir saßen zwei ältere Kurgäste, wovon der eine über die Neugierde der Menschen räsonierte und namentlich es unbegreiflich fand, daß, so oft Bismarck durch die Stra-

ßen fahre, die einfältige Menge nach dem Wagen renne, um diesen Wundermann zu sehen. In diesem Augenblick kam neues Leben in den Kurgarten, indem eine Stimme rief: „Der Bismarck kommt!" Sofort liefen alle, Gesunde und Kranke, nach der Kurstraße und auch mein ärgerlicher Nachbar rannte hinterher und vergaß sogar seinen Krückstock mitzunehmen. Ich selbst konnte in dem Gedränge nur einen kleinen Durchblick erhaschen, um den hohen Gast wie bei einer Blitzlichtaufnahme zu besichtigen.

Vom Kurgarten begab ich mich auf die Theaterprobe, die auch nicht angetan war, mein Gemüt lebensfroh zu gestalten und von dort nach dem Hotel zur Table d'Hote. Auch die Speisenfolge brachte nur Trauergänge für meine Stimmung. Suppe und Fisch wies ich zurück. Beim dritten Gang wurde mir eine Stadtdepesche folgenden Inhalts überreicht: „Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck lassen Herrn Dreher um 6 Uhr zum Diner bitten. Chrysander." Ich dachte zuerst, ich sei benebelt, obwohl ich nur ein Glas Rakoczi getrunken hatte. Jedoch fand ich bei nochmaliger Prüfung der Depesche den Text genau so vor und gab sie zur weiteren Rückversicherung meinem Nachbar und als die ganze Tafelrunde von der Richtigkeit des Textes überzeugt war, war ich mit einem Schlage der interessanteste Tafelaufsatz des ganzen Mahles und selbst ein Geheimer Kommerzienrat, der mich anfangs gänzlich übersehen hatte, erkannte mich wieder als alten Freund und Spezi.

Die Aufregung brachte mich anstatt um 6 Uhr schon um 5 Uhr nach der Saline. Als ich dort ankam, hatte ich nicht nötig, den Türklopfer zu benutzen, denn mein Herz schlug so hörbar, daß ich dieser Anmeldung gar nicht bedurfte. Ich fand jedoch gleich offene Flügeltüren und offene Herzen. Die Fürstin empfing mich wie einen alten Bekannten und sagte mir, daß sie von Lenbach, Schweninger und ihren Kindern aus München so viel Nettes von mir gehört habe und sich deshalb freue, mich kennenzulernen.

Ich wurde so verlegenheitsrot wie ein frischgekochter Hummer und stotterte nur: „Durchlaucht, ich auch!" Nach einigen Formalitäten und Vorgesprächen öffnete sich eine der Seitentüren und der Fürst trat ein. Er reichte mir die Hand und als er mich mit seinen unbeschreiblich klaren und großen Augen ansah, war ich so ergriffen, daß mir der Atem stockte und ich einen Weinkrampf bekam. Diese Bismarckschen Augen, welche nur Lenbachs Kunst widerspiegeln konnte, wirkten auf

mich ein, wie wenn an einem Sommermorgen die Fensterläden geöffnet werden und das hellste Sonnenlicht blendend durch die Scheiben dringt.

Auch der Fürst schien gerührt und sagte: „Aber warum weinen Sie denn? Sie sollten sich doch freuen, bei uns zu sein, wir wollen doch mit Ihnen fröhlich sein und lachen. Sie sind doch Komiker! Und das ist der einzig richtige Beruf im Leben, denn wenn man zum Schluß desselben alles überdenkt und betrachtet, so ist alles doch so furchtbar komisch. Übrigens, Sie haben heute abend noch Komödie zu spielen, und wir haben die Pflicht, sofort zu speisen, damit Sie Ihre Vorstellung nicht versäumen."

Wir gingen nun nach dem Speisesaal zum Diner. Was ich gegessen und getrunken habe, weiß ich nicht mehr, da ich zu aufgeregt war und erst bei späteren Besuchen in Friedrichsruh hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß im Hause Bismarck Speisen und Getränke in großer Anzahl und rascher Abwechslung serviert wurden und alles Gebotene die erste Note verdiente. Wir waren an der Tafel nur fünf Personen, das Fürstenpaar, eine Baronin von Thüngen, Dr. Chrysander und meine Wenigkeit. Der Fürst war sehr redelustig und aufgeräumt, und damit verlor auch ich meine anfängliche Schüchternheit. Im Laufe des Gesprächs äußerte er, daß er sehr bedauere, seit 17 Jahren nicht mehr ins Theater gekommen zu sein. Den Darstellern könnte das freilich nur angenehm sein, da er immer störend wirke, indem er das Publikum beunruhige, das meist mehr ihm, als der Bühne seine Aufmerksamkeit zuwende. Sehr interessant war mir die Schilderung des Kullmannschen Attentats durch den Fürsten: „Eigentlich hat mir der Taschenspieler Bellachini unbewußt das Leben gerettet. Ich fuhr aus dem Düroffschen Haus, woselbst ich damals wohnte. Als wir den Torweg verlassen wollten, trat ein Priester direkt vor die Pferde, so daß mein Kutscher sich genötigt sah, dieselben anzuhalten. In diesem Augenblick sprang Kullmann rückwärts auf den Wagen und hielt mir, dem Ahnungslosen, die Pistole an den Nacken. Im selben Moment sah ich am Fußsteig gegenüber den Taschenspieler Bellachini, den ich für den Grafen Dönhoff hielt, und neigte mich grüßend gegen ihn; während dieser Bewegung drückte Kullmann seine Waffe ab und fehlte. — So hat mir dieser kleine Irrtum das Leben gerettet. Der Frankfurter Tenorist Lederer ergriff den Attentäter und übergab ihn der Polizei."

Ich mußte nun einige lustige Erlebnisse zum besten geben, und so ging unter lebhaften und heiteren Gesprächen das Diner zu Ende. Der Fürst sowohl wie die Fürstin tranken mir zu und forderten mich auf, sie in Friedrichsruh zu besuchen. Indem der Fürst nach der Uhr sah, sagte er zu mir: „Wir müssen jetzt scheiden," und verabschiedete sich von mir mit einem kräftigen Händedruck und der nochmaligen Aufforderung, in Friedrichsruh ein Wiedersehen zu ermöglichen. Die Fürstin aber versprach mir, daß sie mit der Baronin Thüngen heute abend noch meine Vorstellung besuchen werde.

Als ich nach dem Theater fuhr, war's mir, als ob ich geträumt hätte, und ich kann nicht beschreiben, mit welch eigenartigen Gefühlen ich mich zur Komödie rüstete, umringt von meinen Kollegen, denen ich selbst die kleinste Einzelheit berichten mußte. Ich spielte diesen Abend drei Einakter. Im ersten, „Eine vollkommene Frau", saß die Fürstin mit Frau v. Thüngen und Dr. Chrysander in der kleinen Proszeniumsloge. — Das alte Kurtheater sah damals nicht aus wie ein Musentempel, sondern wie ein Schweizervogelhäuschen. Die einzigen zwei Logen waren dicht an der Bühne, so daß man bei einem unvorsichtigen



Kurtheater in Kissingen

Schritt nach vorn den Logenbesuchern auf die Finger treten konnte. — Als das Publikum merkte, daß die Fürstin in der Loge sei, wandte sich das Interesse schon mehr nach jener, als nach meiner „Vollkommenen Frau". Die zweite Komödie war „Ein blauer Teufel", ein lustiges Genrebildchen aus dem Siebziger Feldzug, in dem ich einen tapferen bayerischen Soldaten spielen mußte. Da bemerkte ich plötzlich im Hintergrunde der Loge die Riesengestalt des Fürsten, welcher sich, um nicht zu stören, erst später eingefunden und ganz rückwärts in die dunkelste Logenecke postiert hatte. Ich wäre beinahe aus dem Konzept meiner „Tapferkeit" gekommen, fand mich aber bald wieder mit meiner Rolle zurecht und hatte sogar im dritten Stück: „Frühere Verhältnisse" den Mut, auf den hohen Gast eine Strophe zu improvisieren. Niemand im Publikum ahnte bis dahin die Anwesenheit des Fürsten. Kaum daß ich die Schlußstrophe, mit den Worten:

„'s kann sich selbst mein Urgroßvater mehr erinnern recht daran,
Daß der Fürst war im Theater und doch hat er's heut getan!"

konnte ich nicht mehr weiter singen, denn das Publikum brach in einen solchen Beifallsjubel aus, wie ich einen solchen weder vor- noch nachher im Theater gehört hatte. Der Beifall galt aber nur dem Besungenen und nicht dem Sänger. Das Publikum ruhte nicht eher, als bis sich der Fürst an der Logenbrüstung gezeigt hatte und in die Vivat- und Hochrufe stimmten alle Anwesenden freundlicher und unfreundlicher Nationen ein. In dieser Begeisterung flog ein großes Rosenbukett mir vor die Füße, das ich sofort der Fürstin in die Loge überreichte. — Wieder endloser Jubel. Doch da bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß an dem Strauß ein Billetdoux baumelte, und als ich nach dem Fallen des Vorhangs in meine Garderobe kam, schickte ich den Theaterdiener sofort nach dem Zuschauerraum, um mir das Brieflein von Dr. Chrysander zu erbitten. Leider kam mein Bote zu spät und ich war um so trauriger, als ich erfuhr, daß dieses Blumenangebinde gar nicht für mich, sondern für eine Kollegin bestimmt war und der Orchesterdiener nur in der Begeisterung alle Adreßrücksichten vergaß und mir diese Ehrung als Wurfgeschoß übermittelte. — Nachts mußte ich noch nach München zurück und so erfuhr ich vorläufig nichts mehr über das geheimnisvolle Anhängsel. —

Nach Jahren traf ich auf der Reise, im Speisewagen, Geheimrat Dr. L a v a l , welcher beim Tischgespräch mich fragte, ob ich mich noch

an jene Bukettepisode erinnere, worauf ich erwiderte: „Gewiß, ich muß Ihnen aber gestehen, das Bukett war gar nicht für mich bestimmt", worauf mir Dr. Laval das Ende der ganzen Geschichte zum besten gab. Er war nämlich am nächsten Tag bei den fürstlichen Herrschaften zur Tafel geladen und das Bukett hatte zwischen dem Fürsten und der Fürstin gestanden. Die Fürstin sagte: „Das ist ja die reizende Aufmerksamkeit vom guten Dreher. Aber wir wollen sie doch entfernen lassen, weil solch hohe Arrangements immer den Ausblick verderben." Als der Kammerdiener die Blumen wegnehmen wollte, bemerkte der Fürst: „Sieh, da ist ja auch ein Brieflein daran befestigt." Er nahm es ab und gab es, nachdem er es gelesen, unter Lachen auch mir, sagte Laval, und bat mich, den Inhalt zu verlesen, und ich las unter schallendem Gelächter der Tafelrunde folgende Worte: „Liebe Maus! Anbei diese Blumengrüße, komme heute bestimmt nach dem Theater zu mir ins Weinrestaurant .. Dein . . ."



Fürstin Bismarck

Anläßlich dieser Gastspiele kam ich auch öfters nach Friedrichsruh, das erstemal im Winter 1893. Damals war auch Lenbach zugegen. Die Fürstin eröffnete mir, daß der Fürst sowohl durch sein neuralgisches Leiden, als auch durch die vielen Aufregungen, die er bei einem, wenn auch noch so kurzen, Besuch in Hamburg hätte, sich leider nicht

mehr, wie er beabsichtigt, an meinem Humor im Theater erfreuen könnte, was ich jedoch mit kleinen Unterhaltungsabenden in Friedrichsruh wieder auszugleichen versuchte. Die Fürstin selbst aber wolle nicht versäumen, jedes Jahr bei meinen Gastvorstellungen anwesend zu sein. Und so geschah es auch, und ich hatte die Freude, nach dem Theater jedesmal mit der Fürstin zu speisen, welche meist Graf Wilhelm oder Herbert Bismarck begleiteten.

Am meisten amüsierten den Fürsten lustige Jagdgeschichten und er sagte mir, eines seiner liebsten Bücher sei das reizende Jagdbuch „Petermanns Jagdabenteuer", das in München im Fliegenden-Blätter-Verlag erschienen war. Bei der Tafel war stets alles in bester Stimmung, namentlich der Altreichskanzler, dessen fröhliche Erzählungen zwar hie und da durch schmerzliches Zucken der Gesichtsmuskeln unterbrochen wurden, wenn sich die Neuralgie zu sehr in die Unterhaltung mengte. Auch die Fürstin zeigte stets die liebenswürdigste und beste Stimmung, trotzdem sie schwer asthmaleidend war. Sie trug ihre Schmerzen mit einer heldenhaften Selbstverleugnung, nur um die Stimmung nicht zu trüben. Ich erinnere mich, daß eines Mittags die Fürstin etwas später zu Tisch kam und sich damit entschuldigte, daß sie vor Übermüdung in ihrem Lehnstuhl etwas eingeschlafen sei. Bei Tisch jedoch sagte sie mir (sie war meine Tischnachbarin) leise, daß sie heute so heftige Schmerzen und asthmatische Anfälle hatte, daß sie vor Entkräftung ohnmächtig wurde; sie möchte aber nicht, daß irgend jemand etwas davon erfahre, weil damit der Fürst in Aufregung und Kummer versetzt würde. Der Fürst führte, so oft ich in Friedrichsruh anwesend war, fast nie politische, sondern nur heitere Gespräche und erzählte dabei meist lustige Erinnerungsgeschichten. Eine dieser Erzählungen möchte ich als Charakterisierung beifügen. Anschließend an meine Jagdvorträge fragte ich den Fürsten, ob jene Geschichte wahr sei, welche man häufig erzählte, daß er früher bei einer Jagdveranstaltung infolge seiner einfachen Kleidung für den Leibjäger und sein Leibjäger für ihn angesprochen worden sei, worauf mir der Fürst erwiderte: das sei schon deshalb unmöglich, weil er niemals einen Leibjäger gehabt habe, namentlich keinen so eleganten Diener, den man für einen vornehmen Jagdgast hätte halten können. Daran anschließend erzählte er folgende Episode: „Als ich seinerzeit bei Friedrich Wilhelm IV. zum erstenmal zur Jagd geladen war,

machte sich Seine Majestät den Spaß, mir einen Jagdhumpen mit Champagner kredenzen zu lassen. Er war aus einem abnorm gebildeten Hirschgeweih angefertigt und hatte die Eigentümlichkeit, daß beim Trinken zwei Geweihsprossen am Kinn auflagen und dadurch den Humpen von der Lippe etwas entfernten. Setzte man nun den Humpen ab, so spritzte einem dabei, wie bei den alten Trinkstiefeln, der Inhalt des Gefäßes ins Gesicht. Ich bemerkte jedoch am Schmunzeln der Gesellschaft, daß der König mit der Sache einen Scherz beabsichtigte und als ich die Eigenartigkeit des Humpens rasch erfaßte, streckte ich meine Unterlippe etwas vor und trank den ganzen Humpen, ohne abzusetzen aus. Der König, der mein Kneipgenie noch nicht kannte, war über den mißlungenen Scherz etwas verstimmt und als die ganze Gesellschaft verlegen schwieg, sagte ich, um diese peinliche Pause zu beenden, zu dem Diener, indem ich ihm das Trinkgefäß übergab: „Bitte, füllen Sie es noch einmal", worauf der König lachend erwiderte: „Nein, nein, es genügt schon, daß Sie uns das eine Mal den Spaß verdorben haben."

Einmal kam ich kurz nach dem Geburtstag des Fürsten nach Friedrichsruh. Die Räume des einfachen Schlosses waren mit Kisten, Paketen, Fässern usw. angefüllt. Die Geschenke waren seltsam mannigfaltig. Neben einem goldenen Glücksschweinchen mit Brillantenaugen ein Faß mit gedörrten Pflaumen, Kisten mit Wein und Kiebitzeiern, Säcke mit Karolinenreis usw., alles Zeichen dankbarster begeisterter Verehrung. — Originell waren die vielen langen Pfeifen, die großen Bleistifte, von welch letzteren ich mir manchen aneignete und, in kleine Teile zerschnitten, dann an meine Freunde als Friedrichsruher Reliquien verteilte.

Ärgerlich habe ich den Fürsten nie gesehen, nur etwas verstimmt, wenn er auf falsche Zeitungsnachrichten stieß. Der Fürst rauchte gewöhnlich nach dem Abendessen seine lange Pfeife und las, auf einer Chaiselongue ruhend, die verschiedenen Zeitungen. Dabei fand er eines Tages in einer amerikanischen Zeitschrift einen Artikel, der seine verfrühte Todesnachricht enthielt. Der Fürst las uns die Notiz selbst vor: „Endlich ist Bismarck dem übermäßigen Genuß von Alkohol erlegen. Die ganze Familie, sowie mehrere Ärzte, worunter auch das aufgedunsene rote Gesicht Dr. Schweningers zu bemerken ist (Schweninger war bekanntlich schlank und sehr blaß), umstehen sein Sterbelager." Ohne

zu beenden, warf der Fürst mit einem verächtlichen Lächeln die Notiz zu den bereits am Boden liegenden Blättern, indem er sagte: „Solche Leute schreiben auch Interviews über mich und bringen Dinge, die ich gesagt haben soll, obwohl ich die betreffenden Personen niemals gesehen und empfangen habe." Ich fragte den Fürsten, ob er den großen Ingenieur Lessеps persönlich gekannt hätte, indem ich das Bild desselben über meinem Bett mit einer kurzen Widmung bemerkt habe. Der Fürst sagte mir, daß er sich nicht erinnern könne, den armen genialen Mann kennengelernt zu haben. Diese Bemerkung bezog sich auf den Panamaprozeß, welcher sich damals gerade abspielte, und bei dem Lessepps merkwürdigerweise wegen unlauterer Spekulationen, denen er sicher ganz fernestand, verurteilt wurde.

Große Freude bereitete mir bei meinen Spazierfahrten die Umgebung von Friedrichsruh, vor allem in dem herrlichen Sachsenwald. Meist befand ich mich in Gesellschaft der Fürstin oder der Söhne des Fürsten. Dabei passierte mir einmal eine sehr charakteristische Episode. Es hatten sich vor dem Schloßtor in Friedrichsruh immer viele Hunderte Neugierige eingefunden, um den Fürsten bei der Ausfahrt zu begrüßen und ihm begeisterte Huldigungen darzubringen. Als ich das erstemal den Vorzug hatte, mit der Fürstin und Baronin Merk eine Spazierfahrt zu unternehmen, sagte die Fürstin zu mir: „Sie sind ja sonst sehr beliebt, Herr Dreher, aber Sie werden doch erstaunt sein über die enttäuschten Gesichter, wenn wir durch das Schloßtor fahren, weil die Leute natürlich ihr ganzes Interesse nur auf den Fürsten konzentrieren." Und richtig, so kam es auch. Als wir die harrende Menge passierten, ich saß am Rücksitz, sah ich nur enttäuschte Gesichter und nur ein Unvorsichtiger, der mich jedenfalls von rückwärts für den Fürsten hielt, schrie: Hoch! Aber im selben Moment bereute er seinen Irrtum und rief sofort ebenso laut: Nein, nein, nein, womit er diese falsche Ehrung energisch zurücknehmen wollte. — Nachdem die Fürstin gestorben, kam ich nicht mehr nach Friedrichsruh. Aus jener für mich sehr wertvollen Zeit stammen auch die Photographien: Lenbach, Schweninger und ich, sowie die reizende Briefillustration Albrechts mit Dichtung des fröhlichen Künstlers, der sich leider ein paar Jahre später, in geistiger Umnachtung, im Starnbergersee ertränkte.

Nachstehendes Gedicht mit Bild erhielt ich von meinem Allotriafreund Hans Albrecht nach Hamburg nachgesandt:



Fürst Bismarck und ich / Zeichnung von H. Albrecht

So wie die Familie Bismarck sich im Leben treu zur Seite gestanden, so wollte sie sich auch durch den Tod nicht lange voneinander trennen. Der Fürst ertrug den Schmerz über den Heimgang seiner Gemahlin mit scheinbar überraschender Ruhe, denn er ahnte, daß die Trennung für ihn nur eine kurze sei. Nachdem der Altreichskanzler im Jahre 1898 verschieden, folgten ihm gar bald seine beiden Söhne Herbert und Bill. Mit dem Stamm fielen auch die Zweige dieser gewaltigen deutschen Eiche.

König Ludwig II.

Meine Beziehungen zu König Ludwig II. von Bayern waren sehr untertänig gewesen. Ich sah den König nur ein paarmal in meiner frühesten Jugend bei den Fronleichnamsprozessionen. Er war damals noch jung und schön wie ein Märchenprinz. Im letzten Jahre seines Lebens begegnete ich ihm zufällig in den Gängen der Residenz. Er war

ganz allein. Es war abends 6 Uhr. Der König ging vom Marstall nach der Residenz zurück. Ich war sehr verblüfft, denn ich wußte, daß der Monarch fast nie ohne Diener und höchst selten schon um diese Tageszeit seine Gemächer verließ. Ich grüßte ihn sehr ehrerbietig und der König dankte mir ungemein freundlich. Sodann schritt er durch die Säulengänge weiter, den Blick immer nach oben gerichtet. — Zwei kleine Episoden brachten mich indirekt mit dem König in nähere Beziehung. Das erstemal geschah dies durch meinen Hühnerhund. Ich hatte nämlich meinen Hektor dem königlichen Leibjäger Reindl zur Pflege gegeben. Nun hatte der gute Heinrich das Tier immer bei sich, auch einmal im Vorzimmer des Königs in Schloß Berg, da er genau wußte, daß der hohe Herr dieses Zimmer niemals betrat und der Hund auch dort sich tadellos ruhig verhielt. Eines Abends rief der König früher als gewöhnlich seinen Leibjäger in sein Schlafgemach und Reindl konnte den Hund nicht mehr entfernen. Nachdem er seinen Herrn angekleidet, mußte er ihn auf seinem Spaziergang durch den Schloßgarten begleiten. Der König verließ mit ihm durch den rückwärtigen Ausgang das Schlafgemach, während Hektor im Vorzimmer zurückblieb. Da nun dem guten Tier die Promenade zu lang dauerte, sah er aus dem Fenster des im ersten Stock gelegenen Vorzimmers und sprang, sobald er seinen Herrn erblickte, freudig bellend von dort in den Garten, um sich dann den Promenierenden zu Füßen zu legen. Der König, der von jeher eine Aversion gegen Hunde hatte, erschrak sehr über den fliegenden Hund und rief: „Wem gehört dieses Tier?" worauf Reindl antwortete: „Meinem Freund Dreher" und erklärte dann den ganzen Sachverhalt. Als der König den zitternden Heinrich und den kuschenden Hektor einige Zeit betrachtete, sprach er mitleidvoll: „Dieser Hektor scheint ein sehr gutes Tier zu sein, doch sage dem Dreher, ich möchte seinen Hund nicht wieder hier sehen!" Auf diese Weise erfuhr der König zum ersten Male von meiner Existenz und hat dann weder meinen Hund noch mich jemals wieder gesehen. Der zweite Vorfall: Prinz Alexander von W... kam eines schönen Morgens zu mir und fragte mich, ob ich jemand aus der näheren Umgebung des Königs kenne, was ich bejahte, da ich auch mit dem Leibfourier Hesselschwert gut bekannt gewesen. Nun erzählte mir der Prinz, daß eine Gesellschaft von Frankfurter Geldleuten dem König, von dem sie wußten, daß er eine größere Summe Bargeld benötigte, gegen 2 % Ver-

zinsung vierzig Millionen Mark vorstrecken würden und nur die Schlösser Herrenchiemsee, Hohenschwangau und Linderhof als Sicherstellung, d. h. Pfandobjekt verschrieben haben wollten, falls nach dem Ableben des Königs die Schuld nicht eingelöst würde. Ich fragte nun: warum sich die Herren nicht an das Zivilkabinett des Königs wandten? Worauf mir der Prinz antwortete: es würde dort nicht gerne gesehen, wenn der Bauleidenschaft des Königs noch weitere Mittel zur Verfügung gestellt würden. Da ich mit meinem beschränkten Untertanenverstand die Kabinettsbedenken nicht begreifen konnte und mir armen Kerl auch eine anständige Provision in Aussicht gestellt wurde, so sagte ich zu, Hesselschwert aufzusuchen und das Resultat dieser Verhandlungen sofort nach Frankfurt zu depeschieren. — Ich ging gleich zu benanntem Herrn Fourier und trug ihm die Angelegenheit vor. Nun war dieser aber gerade in Ungnade und konnte die weiteren Verhandlungen nicht übernehmen, weshalb er mich bestimmte, selbst nach Hohenschwangau zu fahren und persönlich mit dem König zu unterhandeln, was bei der Wichtigkeit der Sache leicht zu bewerkstelligen sei. Ein ganz merkwürdiger Zufall führte mir, als ich den Hofstall verließ, einen alten Freund, den Dichter und Hofrat S.... in den Weg, der mir gesprächsweise erzählte, daß der König sein letztes Werk gelesen und davon so entzückt sei, daß er ihn nach Hohenschwangau zur Audienz befohlen habe. Diese Mitteilung berührte mich ganz faszinierend und ich enthüllte nun dem Herrn auch meine Pläne, die mich in jene Alpenlandschaft lockten. Der Hofpoet machte mir nun seinerseits das Angebot, die Sache in die Hand zu nehmen, um so das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Da mich nun seinerzeit mein Hektor nicht gerade bestens bei Hof eingeführt, dachte ich, hier ist geteilte Freude doppelte Freude und gab dem Poeten nicht nur alle schriftlichen Belege, sondern auch die Zusicherung des halben Betrages, den uns die Frankfurter Fortuna in den Schoß werfen würde. Nachdem mir nun mein Freund noch die Versicherung seiner sofortigen Abreise gegeben, verließ ich ihn mit den besten Wünschen und der Aussicht auf eine goldene Zukunft! Ich habe schon viel ab- und zugewartet in meinem Leben, aber noch nie habe ich Post- und Telegraphenboten so ersehnt wie in dieser Schmerzenszeit. Volle drei Tage erhielt ich kein Hohenschwangauer Lebenszeichen, aber desto mehr Anfragen von meinem Gönner, dem

Prinzen, und Depeschen von Frankfurt am Main. Am vierten Tag begab ich mich endlich in des Dichters Musenheim und treffe zu meinem nicht geringen Erstaunen denselben im Schlafrock an seinem Schreibtisch. „Ja," rufe ich, „bist du nicht in Hohenschwangau?" „Hm", sagt er, „Hohenschwangau? . . . Ich war gar nicht dort!" „So," sag ich wieder, „das ist nicht übel, wo warst du denn?" „Ich war," erwiderte er ganz wichtig, „ich war im Geheimkabinett und da sind sie gleich von den Stühlen gefallen, als ich ihnen die Summe bekanntgegeben. Du verlierst deine Stellung und ich meine Pension, wenn wir es wagen, dem König nur noch einen Pfennig zuzubringen, drum hab' ich's unterlassen. Ja, ja," schrie er, „mein Lieber! Du verlierst dann auch deine Stellung!" Vor allem verlor ich die Sprache und meine Fassung, so starr war ich über diese liebevolle Eröffnung und als ich Tags darauf selbst nach Hohenschwangau reisen wollte, war der König bereits entthront. — So blieb mir nichts von diesen goldenen Hoffnungen, als wieder die gute Lehre: „Dreher bleib bei deiner Drehbank" und die Vorwürfe meines Gönners, des Prinzen von W . . ., der noch deprimierter war als ich, da er auch mit diesem Provisionsanteil seiner kleinen Apanage auf die dünnen Beine helfen wollte. — Jener Prinz war nämlich ebenso arm als feudal, denn was ist ein verheirateter Prinz von 65 Jahren mit 250 Mark Monatsbezug? Selten jedoch habe ich einen Mann gesehen, der sein wirklich drückendes Los mit mehr Vornehmheit trug, als dieser deutsche Aristokrat. Er hatte nur einen Wunsch, die Stadt seiner glücklichen Jugend und unglücklichen Spielwut, Wiesbaden, nochmals in seinem Leben zu sehen. Dort hatte er nämlich als junger Leutnant sein kleines Vermögen der Spielbank geopfert. Ich schlug dem Prinzen vor, daß er einmal während der Festspieltage mit mir nach Wiesbaden reisen solle und daß ich eventuell die Kosten auslegen würde. Er nahm jedoch den Vorschlag nur unter der Bedingung an, daß er mir die Auslagen aus seinen Monatsbezügen in mehreren Raten zurückzahlen dürfe, was ich auch zusagte und so ist's mir gelungen, dem guten alten Herrn noch ein paar glückliche Tage zu bereiten. In Wiesbaden trafen wir eines Tages den Fürsten Pl . . ., der den Prinzen aufs herzlichste begrüßte und mit ihm alte Jugenderinnerungen austauschte. — Nachdem uns der Fürst verlassen hatte, sagte der Prinz zu mir: „Sehen Sie, das ist ein vornehmer Mann! Das ist wahrer Adel. Dem Herrn

schulde ich schon seit vierzig Jahren 20 000 Taler und er zuckt heute noch nicht mit der Wimper. Ich könnte sie zwar auch nicht bezahlen, wenn er noch so zucken würde. — Die Sache war nämlich folgende: Als ich noch ein kleiner Leutnant war, trug mir der Fürst eines seiner vielen Güter zum Kauf an. Er sagte mir, es sei ein großes Gut in der Lüneburger Heide, das er erst kürzlich geerbt hätte und daß das Gut hauptsächlich durch Schafzucht (Heidschnucken) sehr rentabel wäre! Ich erwiderte, daß ich sehr gerne bereit sei, das Gut zu erwerben, jedoch weder die nötige Summe zur Anzahlung, noch eine solche für die ersten Betriebsspesen aufzuweisen hätte, worauf mir der Fürst erwiderte: „Diese Summe strecke ich Ihnen vor!" und nun gab er mir noch zu dem Gut als Betriebskapital 20 000 Taler! Sage 20 000 Taler! Ich reiste sofort, als die Sache verbrieft war, nach meinem neuen Lüneburger Besitz, wo ich von meinem neuen Personal und einer Menge dickwolliger Heidschnucken feierlich empfangen wurde. Nachdem die Empfangszeremonien erledigt, erkundigte ich mich bei meinem Domänenverwalter, wie denn das Gut nutzbar zu machen wäre, worauf er unter anderem einfließen ließ, daß namentlich die Schafschur eine sehr gute Einnahmequelle biete. „Schafe scheren," sagte ich, „das ist für mich geeignet". „Nur fleißig Schafe scheren". Ich bewirtschaftete einige Zeit das Gut und zog mich dann nach Berlin zurück. So oft nun bei mir empfindlicher Geldmangel eintrat, depeschierte ich meinem Verwalter nur die inhaltsschweren Worte: „Schafe scheren!" Da ich aber diese Formel zu oft gebrauchte, erhielt ich eines Tages die traurige Mitteilung, daß die Herden bereits so kahl geschoren seien, daß schon die Haut angezwickt würde! — Als ich nun sah, daß diese Rentabilität sehr unbeständig sei, so teilte ich dem Fürsten schließlich mit: Es sei im Interesse aller beteiligten Kreise, daß er das Gut wieder zurücknehme. Er nahm das Gut auch schleunigst wieder an sich und hatte dadurch nur den Verlust des Vorschusses und einiger Schafwollebestände zu beklagen! „Und haben Sie von Lüneburg nichts mehr erfahren," fragte ich. „O doch," antwortete der Prinz, „ich hörte, daß sich das Bild beim Empfang des Fürsten dort wesentlich verändert hatte, indem neben dem treuergebenen Dienstpersonal nur noch glattrasierte zitternde Heidschnucken die nackte Wahrheit vor der Triumphpforte des Schlosses repräsentierten. Sehen Sie, ich wäre auch lieber Gutsbesitzer in Lüneburg geblieben, als mich

mit einer fortwährenden Schuldenlast und 250 Mark Monatsapanage durchs Leben zu schleppen; aber das ist eben der Fluch, wenn man in seiner Jugend nichts gelernt hat, als ein Prinz zu sein." Die schönen Wiesbadener Tage hat mir der Prinz nie vergessen. Als ich ihn einmal in seinem bescheidenen Heim am Chiemsee besuchte, lud er mich zu Tisch und zeigte mir vorher noch seinen ökonomischen Betrieb, indem er mich fragte: „Haben Sie meinen Hühnerhof schon gesehen?" und als ich dies verneinte, führte er mich hinter sein sogenanntes Landhaus, wo er mir in einer kleinen Umfriedung einen ungemein ängstlichen Gockel mit den Worten vorstellte: „Sehen Sie, lieber Dreher, das ist mein gesamter Hühnerhof; dieses Hähnchen fällt noch heute Ihnen zu Ehren und damit ist der Hühnerhof derer von W... für immer geschlossen." Der Prinz erreichte ein Alter von fast 80 Jahren, lebte immer nett, adrett und gut gelaunt, immer mehr an der Erinnerung alter Zeiten zehrend, als an seiner mageren Apanage. In einem Zeitraum von wenigen Monaten starben dann erst der Prinz, hierauf seine Gattin und schließlich auch seine alte treue Haushälterin und damit war auch die Chiemgauer Hofhaltung derer von W... für immer geschlossen.

Männer im Reiche der Kunst

Auch Fürsten im Reiche der Musik zählte ich zu meinen Gönnern und Freunden, wie den großen Dirigenten Hans von Bülow, der es nicht verschmähte, in meinem bescheidenen Heim Gärtnerplatz Nr. 4 im dritten Stock, des öfteren seinen Kaffee einzunehmen und der mir dabei versicherte, es sei ihm schon deshalb bei mir wohl, weil ich kein Klavier aufweisen konnte. Ich hatte bei meinen niedrigen Gagenverhältnissen nur ein Ariston für meine musikalischen Bedürfnisse angeschafft, das übrigens mein damals dreijähriges Söhnchen virtuos bewältigte, indem er aus ungefähr hundert Platten sofort nach der Stellung der Löcher beurteilen konnte, welche Komposition dadurch zu Gehör gebracht würde. — Bülow war von dieser Drehorgel sehr entzückt, da er dabei nur Zuhörer und nicht Vortragskünstler sein mußte. „Ich finde es so geschmacklos," sagte er, „Sänger, Musiker und Schauspieler bei Einladungen immer zu Vorträgen zu

pressen und sich damit die Speisen mit Wucherzinsen bezahlen zu lassen. Auch mich will man bei jeder Gelegenheit als musikalischen Zahnstocher benützen. So erst kürzlich war ich bei einer Familie zum Tee und bemerkte gleich beim Eintritt, daß mich ein nagelneuer Bechsteinflügel verdächtig anlächelte. Im Laufe des Gesprächs spielte ich mich in seine Nähe, zog unbemerkt den Schlüssel ab und warf ihn ebenso geheimnisvoll in den Garten. — Ich hatte noch nicht das zweite Stück Kuchen angebrochen, da ersuchte mich schon die Hausfrau, mein Urteil über das neue Instrument abzugeben. Ich erklärte mich mit Freuden bereit, erlaubte mir aber zu bemerken, daß der Schlüssel fehle und das Piano verschlossen sei. In fünf Minuten kroch die ganze Familie mit mir am Boden herum, den verlorenen Schlüssel zu suchen. Man wollte den Schlosser kommen lassen, doch da meine Zeit zu gemessen, konnte ich denselben leider nicht abwarten. — Als ich nach Hause kam, sah ich mich veranlaßt, der mir sonst befreundeten Familie den Aufenthaltsort des Klavierschlüssels, sowie meine Beweggründe der Wegnahme bekanntzugeben."

Rubinstein lernte ich in Stuttgart, anläßlich eines Wohltätigkeitskonzertes im Königsbau kennen. Ich hatte dabei wieder einmal eine kleine oberbayerische Szene in dem Stück „Der blaue Teufel" darzustellen. In einem großen Nebensaal, den man mir und meiner Partnerin als Garderobe angewiesen, versammelten sich auch die vornehmen Herrschaften um ihre Toiletten und Frisuren vor den Wandspiegeln noch in Ordnung zu bringen, was für einen Schauspieler, der sich anziehen und schminken soll, nicht gerade erfreulich ist. Vor allem entzog ich dem Konzertsaal eine große spanische Wand und stellte mit derselben eine Trennung zwischen Damen- und Herrengarderobe her. Die Wand war nämlich zum Schutze der höchsten Herrschaften gegen Zugluft vom Schloß geholt worden. Sie blieb dann noch einige Tage in jener Garderobe stehen und wurde schon als gestohlen bei der königlichen Materialverwaltung verzeichnet.

Rubinstein konzertierte kurz vor meiner Szene und hatte das Malheur, mit einem Fingernagel an den Tasten hängen zu bleiben und sich eine kleine blutende Wunde zuzuziehen. Er kam zu mir, Heilung suchend, in die Garderobe. Ich zerriß sein Taschentuch, wusch und verband ihm als barmherziger Samariter die Verletzung. Während dieser Prozedur hatten sich schon mehrere jüngere und ältere Verehrerinnen

des Meisters in meiner Garderobe angesammelt und verlangten dann stürmisch die von mir abgerissenen, blutdurchsetzten Leinenteile des Verbandes. Nachdem ich die gewünschte Verteilung vorgenommen, verschwanden die Blutdürstigen ebenso geräuschvoll wie sie gekommen waren. Eine junge Musikenthusiastin hatte mir sogar meinen mit Altrot gefärbten Schminkfetzen, in der Meinung, es sei Virtuosenblut, mitgenommen. Der dritte Musikheros meiner engeren Bekanntschaft war mein Freund Generalmusikdirektor Hermann Levi, der sich ebenso wie ich, als Mitglied der Künstlergesellschaft Allotria aufspielte. Er hat mich dort an manchem Festabend ohne jede Vorbereitung und Notenunterlage mit größter Hin- und Nachgabe begleitet! Eine virtuose Leistung von Levi war, die Akkorde auf den Tasten anzuschlagen und mit dem Taschentuch dabei über die Saiten zu fahren, was wie Sphärenklänge wirkte. Levi hat, soviel ich weiß, sich nur einmal als Komponist betätigt, mit der Vertonung des wunderbaren Liedes: „Ich komme vom Walde hernieder!" Levi war ein seelenguter Mensch, ein vornehmer Künstler und ein witziger Gesellschafter. Als ihn einmal ein Spötter fragte, warum sein Bruder in Mannheim sich nicht Levi, sondern Lindeck nenne, antwortete Levi, „wissen Sie, wir alle hießen früher Lindeck, da mir aber der Name zu jüdisch war, habe ich mich in Levi umgetauft."



Millöcker

Meine Bekanntschaften mit Meister Pfitzner und Direktor Mahler habe ich schon erwähnt und sonst führte mich meine Operettentätigkeit mit den ausgezeichneten Komponisten auf diesem Gebiet zusammen, von Joh. Strauß, Suppé und Millöcker bis Leo Fall, das heißt die Zeit von 1878 bis 1914. Von da ab schweigen für mich alle Flöten und übrigen Instrumente. Von den deutschen Schriftstellerberühmtheiten zählte ich

Sehr geehrter Herr Doktor!

Wie ich Ihnen gestern sagte, er-
laube ich mir heute, Ihnen ein
Buch zu übersenden; ich thue es
in der Erwartung, Sie möchten
irgend etwas darin finden, was
Sie interessiert, damit Sie nicht
bedauern müssen, es aufgeschlagen
zu haben. Vielleicht erscheint
es Ihnen zu kindlich; ich habe
den innerlichen Seelen-Humor
darin zu entwickeln gesucht, als
dessen größten Meister ich Sie
kenne, der aber von der Menge nicht
immer am höchsten geschätzt wird. Sie

Eindruck, den Ihnen das Manuscript macht, auch wenn Sie es nicht vollständig lesen, theilen Sie mir vielleicht einmal gelegentlich im „Rheingold" mit. Ich bin kein ungeduldiger Autor und weiß aus eigener Erfahrung, wie lange man oft keine Zeit, etwas zu lesen, findet.

In Bewunderung Ihrer Kunst, mit besten Grüßen Ihr

Frank Wedekind

München, 16. Januar 1907.

die meisten zu meinen Gönnern und viele zu meinen besten Freunden. Bei Ludwig Thomas erster Komödie „Der Schusternazi" war ich glücklicher Taufpate der Titelrolle. Auch war ich mit ihm des öfteren an der Kriegsfront mit Liebesgaben. Wedekind hatte eine seiner ersten Komödien „Der Schnellmaler" mir zugedacht. Vorstehender Brief zeugt für das große Vertrauen, das er in mich setzte, das ich aber nicht rechtfertigte, indem ich als Possen- und Operettenmensch nicht die Verantwortung für eine so literarische Aufgabe übernehmen wollte. —

Mit Ganghofer bin ich nicht nur als Freund und Vertreter seiner komischen Rollen im „Herrgottschnitzer“ und „Prozeßhansl“ viel zusammengekommen, sondern habe ihn auch als Weidmann und Kunstschützen auf unseren Jagdausflügen rühmlichst kennen gelernt. Er hat auch wieder nach altem Muster die Falkenjagd betrieben, indem er mit einem von ihm dressierten Falken auf wilde Enten jagte. Die meisten meiner Jugendfreunde hatte ich jedoch in Maler- und Bildhauerkreisen, was die Illustrationen dieses Buches zur Genüge bestätigen. Ich nenne nur Lenbach, Stuck, Defregger und Grützner, Waderé, Bradl, Nachreiner, Friedrich von Thiersch, Kemendy, Ludwig Knaus, Gulbranssen, Thöny, Arnold, Uhde, Engl, Piglhein, Walther Fierle, Papperitz, Hengeler, Trübner, Rudolf Seitz, Kunz Mayer, Karl Haider, Kossuth, F. A. von Kaulbach, Hermann Kaulbach, Harburger, Samberger, Maffei, Oberländer, Habermann, mit deren Namen ich eine große Münchner Kunstepoche aufgezählt habe, die mir um so wertvoller erscheint, als ich sie selbst miterleben durfte.



Schweninger, ich und Lenbach

Lenbach stand an der Spitze der Gesellschaft Allotria, eine Regierung des Münchener Kunststaates, dessen Würdenträger die obengenannten Namen einschließen. — Feste, wie sie in dieser Gesellschaft zu Ehren einzelner Mitglieder gefeiert wur-

den, dürften in der Welt einzig dastehen. So die Gabriel-Seidl-Feier, das Oberländer-Jubiläum, die Levi-Ehrung, die Franz-Fischer-Festlichkeit etc. waren mit soviel Geschmack und Humor veranstaltet, wie sie eben nur in ersten Künstlerkreisen Münchens geboten werden können. Jedes Mitglied, vom ersten Künstler bis zum bescheidensten Gaste, trug sein Teil dazu bei. Da war mit billigsten Mitteln an Ausstattung das Fabelhafteste hergestellt; im Orchester wirkten die ersten Virtuosen des Hoforchesters, am Klavier saßen Levi und Fischer. F. A. von Kaulbach, von Stuck, Hengeler und Exter illustrierten die Festschriften, Schwabenmayer dichtete Prolog und Festspiele und alles wirkte in den Gelegenheitskomödien mit, was Humor, Organ, Arm und Bein hatte. Jedoch der Impuls zu allem war immer wieder Lenbach, dem es nicht zuviel war, um einen Künstler für eine solche Idee zu gewinnen, denselben als Entschädigung umsonst zu malen. Die Allotria war der Münchener Engpaß, den alle Leute mit interessanten Namen passieren mußten und viele hat man dort für gute künstlerische Bestrebungen begeistert und gewonnen.

Diese Künstlerwelt war frei von jeder niederen Spekulation und Intrigue! Wieviel Gutes hat gerade Lenbach von und durch die Allotria auch an armen Kollegen getan! Lenbach mit seinem schlagenden Witz dort sprechen zu hören, war schon allein ein unbezahlbarer Genuß. Wie ehrlich er auch in seiner patriotischen Treue war, beweist, daß, als ihn einmal ein höherer Berliner Hofbeamter überzeugen wollte, die Entlassung Bismarcks hätte doch eine gewisse Berechtigung, er nur erwiderte: „Lieber Freund, mich können Sie nicht umstimmen! Sagen Sie nur Ihrem Herrn: er ist, seit er den Bismarck so schlecht behandelt hat, bei mir in Ungnade!"

Noch ein Beweis von Lenbachs Herzensgüte. In der Zeit, als ich von ihm porträtiert wurde, brachte ich einmal für Lenbach eine der schönsten Forellen, die ich je in meinem Fischwasser gefangen. Lenbach war so entzückt von der Schönheit dieses großen Tieres, daß er es sofort mit einigen Pinselstrichen skizzierte. Am meisten war sein alter Atelierdiener vom Anblick der Forelle begeistert und zwar so, daß Lenbach plötzlich zu mir sagte: „Nicht wahr, Du bist mir nicht böse, wenn ich den Fisch dem guten alten Kerl schenk', denn der hat so was doch noch nie in seinem Leben gegessen." Gesagt, getan und wir speisten abends in der Allotria zwei Kalbshaxen, ein Lieblingsgericht Lenbachs.



Moltke vor Kreisau



Moltke vor Kreisau im Damenhut

Jeden Abend wurde in der Allotria ein gemütlicher Tarock gespielt. War ein neuer Gast zugegen, der nicht an diesem Spiel teilnehmen konnte, wurde er von Lenbach mit folgenden Worten begrüßt: „Schade, daß Sie nicht tarocken können, den Fehler müssen Sie sich abgewöhnen!" Dann überließ man den Fremdling den nichtspielenden Mitgliedern oder beschäftigte ihn mit einer größeren Anzahl der interessanten Karikaturenbücher. — Wie ansteckend Lenbachs Humor war, beweise ich mit umstehenden Bildern: der ernste Feldmarschall Moltke vor Schloß Kreisau, mit und ohne Damenhut.

Defregger und Grützner

Franz von Defregger hat mich schon als Anfänger der Schauspielkunst gastlich in seinem Heim aufgenommen und ist mir bis zu seinem Tode ein treuer Gönner und Freund geblieben!

Die Kunstwerke dieses populärsten Künstlers sind das, was die Volkslieder in der Musik. Dieser edle, herrliche Mann hat wohl keinen armen Landsmann oder Kollegen unbeschenkt von der Türe gewiesen und keinen Wohlfahrtsbazar vorübergehen lassen, den er nicht mit einem seiner Bilder oder Skizzen bereicherte. Bis zu seinem 84. Jahre erfreute sich Defregger der besten Gesundheit und nur eine Augentrübung dämmte seine noch immer jugendliche Schaffensfreudigkeit ein. Was er durch seine liebenswürdige Kunst der Menschheit in allen Erdteilen gegeben und in welch sympathischer Form er seine Tiroler Landsleute überall einführte, das weiß die ganze Welt. Treu war er seinen Münchnern und seinen Tirolern. Wer von seinen Landsleuten einen Kummer hatte, kam zu ihm. Ein armer Tiroler Bilderschnitzer besuchte ihn einmal und brachte einen sehr reichgeschnitzten Rahmen mit, der dem Künstler sehr gefiel. „Den soll ich wohl kaufen? Und was soll er denn kosten?" fragte der Meister den Landsmann. „Na", sagte der andere, „dös möcht i net verlangen, dös war a bissel z' keck. Der Rahmen hat mir viel Arbeit gemacht und ischt halt a derentwegen woltern a bissel hoch im Preis und deswegen konn i eahm aa so schwar verkaufen. Und da hab i mir denkt: wenn Du mir a kloans Bildl einemoln tatst, nachher kunnt i eahm doch ender anbringen!" Defregger ließ sich nun den Preis nennen und zahlte den Rahmen über



Ich als fideler Bauer / Von Defregger

die Forderung, indem er sagte: „Jetzt muaß i halt schaugn, daß i ihn anbring, wenn i a Bildl einimal!"

Was ich eben von Franz Defregger gesagt, möchte ich auch auf meinen Freund Eduard Grützner anwenden, nur, daß ich den Kunstfreund vom Tiroler Bauernhof in die deutschen Klosterkellereien führen muß. Grützners feuchtfröhliche Mönchsgestalten rufen uns noch die ganze Erinnerung an die schönen Friedenszeiten wach, in denen noch der goldene Wein um billiges Geld aus Römern und Pokalen winkte und noch der edle Gerstensaft alle Schichten der Münchener Bevölkerung froh und freundschaftlich vereinte! Wo ist die liebliche Zeit des

Brauhaus- und Kellerlebens? Grützner hat sie uns in ihrer Märchenpracht auf seinen Bildern festgehalten. Wo ist auch sonst noch solch liebenswürdiger Humor zu finden, als in seinen Falstaff- und Mephisto-Szenen, wo vergessen wir, wie der Opiumraucher das Elend, der fleischlosen Tage, als wie beim Anblick seiner Schinkenstilleben? Sein wunderbares Heim an der Maximiliansbrücke war stets ein Muster deutscher Gastlichkeit, ein Denkmal des behaglichen und zugleich hochkünstlerischen Geschmackes, des echten, alten Münchner Lebens, ein Symbol des häuslichen Friedens und des idealen Glücks.

Stuck und Kaulbach

Franz von Stuck ist mit mir künstlerisch und persönlich aufgewachsen, nur hat er mich in jeder Beziehung bedeutend überholt. Sein Genie erstreckt sich nicht nur auf die Malerei, sondern er ist einer der bedeutendsten Bildhauer, Radierer und Architekten und einer der bedeutendsten Karikaturenzeichner.



Franz von Stuck

Stuck war stets von einer verblüffenden Ruhe, die ihn selbst in den gefährlichsten Situationen des Lebens nicht verließ, so auch nicht am Tage seiner Verhaftung durch die Spartakisten. Ich habe folgenden Bericht aus seinem eigenen Munde: „Nachts zwei Uhr wurden ich und meine Frau durch Lärmen vor unserem Hause geweckt und als wir uns nach der Ursache umsahen, erblickten wir an 15 bis 20 Soldaten der roten Garde vor unserer Türe, die uns drohten, wenn wir nicht sofort öffneten, das Haus unter Feuer zu nehmen. Da ein Widerstand unmöglich, ersuchte ich, mich erst ankleiden zu lassen und öffnete dann

das Haustor. — Sofort wurde ich ergriffen und mir meine Verhaftung ohne jede weitere Grundangabe angekündet. Darob große Aufregung unter den inzwischen versammelten Dienstleuten und Hausbewohnern, von denen der Mann meines ehemaligen Stubenmädchens erklärte: er wolle sich für mich verhaften lassen, was natürlich weder von mir noch von den Soldaten angenommen wurde. — Nachdem nun der größere Teil der Truppe sich zu weiterer Geiselverhaftung begab, führten mich zwei Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr nach einem Schulgefängnis in Haidhausen, wo ich durch einen Vorraum, der mit Soldaten und ihren Gesellschafterinnen gefüllt war, eskortiert wurde. Ich kam nun in einen mit übereinanderliegenden Feldbetten ausgestatteten Schulsaal, in welchem schon zwei Gefangene untergebracht waren. Nach gegenseitiger Vorstellung, es waren ein paar alte Generale, legte ich mich in das mir zugewiesene obere Bett und schlief ganz erträglich bis zum frühen Morgen, nur hie und da aufgeweckt durch neuankommende Geiseln. So blieb ich noch bis Nachmittags, nicht ahnend, was man mit mir vorhatte. Inzwischen hatte der Mann meines Hausmädchens, der im Hoftheater angestellt war, auf Empfehlung des Hofschauspielers Florat, sich zum Zentralrat im Wittelsbacher Palais begeben und sich in sehr energischer Weise um meine Freilassung verwandt und richtig ein Schreiben mit der Genehmigung erhalten. Nachdem ich mit meinen Leidensgefährten aus einem Topf mein ziemlich schmackhaftes Mittagessen (spartanische Suppe mit Fleisch) erhalten, winkte mir plötzlich ein Matrose mit einem Schriftstück und erklärte mir, daß ich frei sei. — Nachdem ich nun, zur Freude meiner Familie, wieder zu Hause ankam, drang dieselbe sofort in mich, München schleunigst zu verlassen. Ich blieb aber noch einen Tag und erst auf das innige Bitten meiner Frau und Tochter begab ich mich auf die Fahrt nach Schwanegg. Dort blieb ich über Nacht und wollte am nächsten Tag, möglichst weit von München in die Berge, nach Bichl, weiter. Auf der Fahrt traf ich einen Bekannten und eine Baronin, die auch auf der Flucht von München waren. Sie warnten mich, nach Bichl zu gehen, da dieser Ort auch schon von Kommunisten besetzt sei und rieten mir, mit nach Kloster Schäftlarn zu kommen, wo wir bei den Mönchen Aufnahme finden würden. So kam es auch. Wir wurden gut im Kloster, die Dame in einem Bauernhäuschen gegenüber, untergebracht. Nun fühlten wir uns ganz sicher. Doch schon am ersten Abend fuhr ein

Auto mit Rotgardisten vor und begehrte im Kloster Einlaß, um nach Flüchtlingen zu suchen. Wir beide wollten nun durch den Kuhstall entfliehen, aber schon sahen wir vor demselben einen Soldaten mit Gewehr und Handgranaten. Nun drückten wir uns in die anstoßende Holzlege und verhielten uns dort fast zwei Stunden ton- und bewegungslos. Da nahte plötzlich ein Mann mit einer Blendlaterne und leuchtete den ganzen Stall ab. Noch zwei Schritte und er war an der Holzlege und mußte uns entdecken. Nun riefen wir ihn an: „Was suchen Sie hier?" und er stellte die gleiche Frage. Doch entpuppte er sich erfreulicherweise als der Arzt des Klosters, der uns nur rasch berichtete, daß der Posten mit den anderen Soldaten im Dorf beim Nachtessen sei und wir weiter könnten. — Das beste, was wir tun konnten war, gleich in das kleine Nebenhaus zur Baronin zu flüchten, wo wir uns mit der siebenköpfigen Familie zwei Tage in zwei Zimmern einrichteten und nicht weiter belästigt wurden. — Bei so armen Leuten vermutete man niemand Verdächtigen. Nun hatten wir Gelegenheit, von unserem Versteck aus die Kämpfe der Regierungstruppen mit der roten Garde zu beobachten, wir sahen den Rückzug der letzteren, aber leider auch, nachdem die Weißgardisten abgezogen, wieder den Anmarsch der noch rückwärts liegenden Rotgardisten; sodann aber wieder deren Gefangennahme durch die Weißen. — Erst dann konnte ich meine Familie benachrichtigen, daß ich noch am Leben sei. — Inzwischen war man in München der Ansicht, auch bei den Polizeibehörden, daß ich unter den erschossenen und verstümmelten Geiseln war. — Übrigens muß ich sagen, haben mich die Rotgardisten ganz anständig behandelt!" — Diese einfache Erzählung und namentlich der letzte Satz charakterisiert die Ruhe und den bewunderungswerten Optimismus, der diesem eigenartigen großen Künstler und Menschen auf allen seinen Lebenswegen treugeblieben ist. Genau wie Lenbach, der mir einmal antwortete, als man schon viele Jahre vor der Revolution von einem alles vernichtenden Umsturz sprach: „Na, wenns alles z'sammhau'n, dann fang ich wieder von vorn an! Weißt, ich bau sehr gern."

F. A. von Kaulbach, still und vornehm im Leben, ebenso wie in seiner Kunst. Als Porträtist kennt ihn die ganze Welt, als Vater der Schützenliesl die gesamte Schützengilde aller Nationen, als bedeutender Karikaturenzeichner nur seine intimen Freunde und Kollegen, als


Ich als Jäger
(Karikatur von F. A. v. Kaulbach)

Jäger kennen ihn nur sehr wenige, da F. A. von Kaulbach seit Jahren nur mit ein paar Gleichgesinnten zusammentraf, die er in seinem schönen Heim in Ohlstadt bei Murnau beherbergte.

Diese großen Künstlernamen haben neben den Kunstsammlungen München berühmt gemacht. Die bildenden und darstellenden Künstler waren der Kitt, der alle Gesellschaftskreise in München zusammenhielt. Wie lange wird es dauern, um durch energische, moralische Reparaturen die alte Kunstmetropole wieder in die ehemalige Fasson zu bringen? Gott weiß es und er kann Wunder wirken!

Wie Kaulbach in allem Gediegenes geleistet, so war auch der Betrieb seiner Gemsen- und Hirschjagd mustergültig. — Während der Revolution und auch noch später war die Jagdausübung mehr in den Händen der Wilderer als der Jäger und Jagdinhaber gewesen. Gegen Maschinengewehre und Raubschützenvereinigungen im großen Stil gab es eben keinen Jagdschutz und keine Schonzeit. — Der Idealismus hat auch im Wildererwesen aufgehört und das sogenannte staade Pulver (stille Pulver), die Drahtschlinge, kommt in der modernen Zeit immer mehr in Anwendung, aber auch das lebensgefährliche Wildern mit dem Kugelstutzen ist wieder sehr in Schwung gekommen. Nur ist die romanhafte Wildererleidenschaft der Empfindung der Fleischversorgung gewichen. — Die Epoche eines Wildschützenhauptmanns Matthias Klostermeyer, genannt der Bayerische Hiasl, liegt in der Zeit 1736 bis 1771.

Wildererromantik und Jagd

Ausklänge der romantischen Kämpfe zwischen der Bande des Hausel von Finsterwald und des Försters Meyer von Tegernsee spielten sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab. Ein Duell zwischen Jagdpersonal und Wildschützen, bei dem nur mit Faust und Messer gekämpft werden durfte, bei dem kein Gewehr in Tätigkeit kam und welch fürchterlichem Kampf fast alle Teilnehmer, Jäger wie Raubschützen, zum Opfer fielen! Nur der schlaue Hausel von Finsterwald entkam dem Tode, endete aber dann im Zuchthaus. — Ende des vorigen Jahrhunderts, das ist in den achtziger Jahren, waren in Schliersee noch die romantischen Tage des Wilderers Jennerwein, eines ausgezeichneten Schützen und leidenschaftlichen Hochwildjägers, der ein schreckliches Ende nahm, indem er von einem Jagdgehilfen schwer angeschossen wurde und drei Tage im Todeskampf liegen blieb. Auch eine andere romanhafte Geschichte hat sich in unserer Schlierseer Gegend abgespielt, in welcher ein herkulischer Jagdgehilfe, der jeden Lumpen mit den Händen fangen wollte, aus der nächsten Nähe erschossen wurde, was die Papierpfropfen in der Wunde bewiesen. Der Jäger, der Loidl hieß, hatte einen angeschossenen Hirsch in der Nähe der Wurzhütte gefunden und paßte nun auf den Wilddieb, der jedenfalls die Beute mit Anbruch der Dunkelheit holen würde. Es waren aber jedenfalls zwei Kerle und als Loidl den ersten packte, ist der zweite beigesprungen und hat den Jäger aus allernächster Nähe niedergeschossen. Loidl wurde am andern Tag bei dem Hirsch tot aufgefunden, sein Hund lag bei ihm und heulte. Die Volkssage hat dem Vorgang angefügt, daß die Geliebte des Jägers später den einen der Wilderer geheiratet habe. Ein guter Stoff für einen Roman, der aber jedenfalls nur auf Vermutungen aufgebaut werden kann, denn nie hat sich das Dunkel über diesem Mord gelichtet. Seit dieser Zeit hört man nur mehr ziemlich nüchterne Wilderergeschichten. Ich selbst bin seit ungefähr 43 Jahren sogenannter Sonntagsjäger. Meine Jagdabenteuer waren meist lustiger Art, wie meine ganze gesamte Jagdgesellschaft. Unter diesen hatte ich einen Weidgenossen, wie der alte Münchhausen, dem er auch in der Art aufzuschneiden nichts nachgab. Es war der Klavierprofessor Conräder, der das tragikomische Mißgeschick hatte, auf verschiedenen Jagden leicht angeschossen zu werden, meist von schwerreichen Leuten, die auch

dementsprechend Schmerzensgelder stiften mußten, so daß ich mich einmal zu dem Ausspruch veranlaßt sah: „Lieber Fritz, heut hast kein Glück, soviel Millionäre und nicht einer hat Dich 'naufgschossen!" Und als er mir über diesen herzlosen Witz Vorwürfe machte, tröstete ich ihn mit der Bemerkung, daß er infolge der vielen Anschüsse doch nach seinem Tode einmal ins alte Blei verkauft würde. Die Umgebung Münchens hatte damals noch reiches Jagdgelände aufzuweisen und so ging ich einmal Nachmittags mit Conräder über die Fluren von Ober- und Unterföhring, um beim dortigen Jagdherrn, Baron Wohnlich, einige Hühner und Hasen zu erlegen. Als wir durch die Isarauen buschierten, fand ich einen toten Hasen, der sich in einer Drahtschlinge gefangen hatte. Conräder, der immer gute Einfälle hatte, marschierte sofort zurück, um eine Legbüchse mit Pulver und kleinem Schrot zu laden und verbarg sie unter dem durch Wilderers List ermordeten Dreiläufer, damit der Schlingenleger beim Abholen des Wildes auch gleich den Pfeffer zu seinem Hasen bekäme. Nachdem unsere Jagd beendet, nahmen wir den Abendimbiß im Garten des Föhringer Gasthauses ein und als wir uns dann auch am Kegelspiel lustierten, hörten wir plötzlich einen dumpfen Knall aus den Isarauen herüberschallen. „Aha", sagten wir, und mit diesem Knalleffekt war vorläufig die Wilderergeschichte abgeschlossen. — Baron Wohnlich erkundigte sich lebhaft bei den umliegenden Ärzten und Badern, ob sich kein Verwundeter gemeldet; alles blieb still und ohne Nachwehen. Jedoch bei einer späteren Treibjagd erzählte ein Freisinger Doktor, der auch als Gast zugegen: „Ein merkwürdiger Fall von Schußverletzung ist mir vor ungefähr 1½ Jahren vorgekommen, indem mich ein Bauernknecht von Oberföhring konsultierte, da ihm beim Eichkatzlschießen sein Gewehr losgegangen sei und der ganze Schuß, da er an einem Stein abgeprallt, ihm in die Beine gefahren sei. Die Schrote waren alle von unten nach oben in Waden und Schenkel eingedrungen." Wohnlich, der auch zugegen war, erkundigte sich genauer nach dem Verwundeten und konnte nun feststellen, daß ein Knecht jener Schlingensteller war, der sich trotz seiner schmerzlichen Verletzung noch bis Freising zur ärztlichen Behandlung schleppte, um nicht mit den Behörden in Konflikt zu kommen.

Als Conräder und ich wieder einmal bei Wohnlich zur Hühnerjagd waren, ackerte zufällig der Schlingensteller neben uns, was uns

Wohnlich mitteilte, worauf ich den Ackersmann mit Weidmanns-Heil begrüßte und fragte, ob denn in dieser Gegend noch immer so eigentümliche Hasen wären, die auf die Bauern schießen? Mit einer freundlichen Einladung zur Kirchweih, von seiten des Landmanns, endete dann unser Dialog.

Mein zweiter Jagdbegleiter war mein Freund und Kollege Ludwig Dahn, ein ebenso liebenswürdiger, lustiger Jagdkumpan als leidenschaftlich guter Schütze, der nur den Fehler des kleinen Schußneides hatte, z. B. wenn wir zusammen über die Felder jagten, so behauptete er von jedem gemeinsam beschossenen Wild, nur er habe es getroffen, was mich zur Bestimmung veranlaßte, jeder Schütze müsse in Zukunft die von ihm erlegten Hühner und Hasen selber tragen.

Wir gingen eine Zeitlang nebeneinander, ein Hase erhob sich aus dem Lager und wir beide feuerten zugleich. Dahn rief sofort: „Den hab ich fein geschossen", ich bejahte es und er schob den Lampe in seinen Rucksack. Beim zweiten Hasen wußte ich bestimmt, daß ich ihn erlegte, sagte aber gleich: „Brav Ludwig, den hast Du wieder nobel hingelegt". Er nahm meine Bemerkung für richtig und die Beute in den Rucksack. So ging es viermal und mein Freund konnte die Last kaum mehr schleppen; als ich aber beim fünften Hasen wieder rief: „Bravo, den hast Du großartig rouliert," sagte er nur: „Du Schwindler, diesmal hab ich überhaupt nicht geschossen. Glaubst denn Du, ich trag Dir alle Deine Hasen." „Na, wenns Dir eine Freud macht, so hab ich nichts dagegen." Unter anderm luden wir auch einem Jagdgast, von dem wir wußten, daß er sich die Patronen immer ausborgte, dieselben nur mit Pulver und anstatt mit Schrot mit Hühnerfedern. Als er nun verwundert äußerte, daß die Patronen so leicht seien, sagten wir, das mache das rauchlose Pulver. Nachdem er einige Male geschossen und nie etwas zu Fall brachte, schrie er: „Herrgott, jedesmal fliegen die Federn davon und runter bring ich doch kein Hendl!" Das ging solange, bis er auf einen Hasen schoß und auch die Federn davonflogen, worauf er nur erwiderte: „So eine Gemeinheit!"

Einem Zigarrenschnorrer rieben wir die Zigarren mit Paprikaschoten ein, so daß er sich bei den ersten Zügen äußerte: „Ja, was is denn dös, die brennt ja hint mehra wie vorn!" Auch ich blieb nicht von diesen

Weidmannsspäßen verschont und als ich eines Tages beim Überspringen eines Moorgrabens zu kurz sprang und in denselben bis über den Bauch hineinfiel, zog man mich heraus und als ich bat, mir meine langen Jagdstiefel auszuziehen, ergriffen mich meine Weidgenossen bei den Beinen und stellten mich auf den Kopf.

Einmal war ich mit Dahn auf einer kleinen Bauernjagd im Chiemgau eingeladen; wir hatten schon drei Waldbögen abgetrieben, ohne daß irgendeine Wildspur zu sehen war. Da, im vierten Bogen, kamen gleich ein paar Rehe zur Strecke. Als ich den Jagdherrn frage, woher plötzlich der Wildreichtum käme, sagte er ganz naiv: „Ja, das letzte Bögerl des war königlich. Heut ist Schiaßen in Marquartstein und do san die Jager alle dorten, da nehma ma des Bögerl alleweil mit!" Ich war einfach sprachlos. Noch heut würde ich die Geschichte nicht erzählen, wenn sie nicht verjährt wäre.

Meine größte Jagdleidenschaft war die Entenjagd. Wie oft habe ich auch in den Moorgegenden von Übersee gejagt, bei welcher Jagd wir uns zur Deckung ins Chiemseeschilf stellen mußten, da die jungen Enten gegen uns getrieben wurden. Einmal stellten sie uns so tief ins Wasser, daß ich meine Patronentasche mit dem Mund halten mußte. Ich kam zwar sehr oft zu Schuß, brachte aber nur den Schnupfen und einen Garantieschein für ein künftiges Gichtleiden mit nach Hause.

Das sind alles lustige Jagderlebnisse; anders ging es einem Bekannten von mir, der die Jagd bei Türkenfeld auf dem sogenannten Eminger Weiher betrieb. Mitten in diesem moorigen See war eine kleine Insel, auf der eine Entenhütte angebracht war. Der Jagdherr ließ sich von einem seiner Jäger nach diesem Ansitz rudern, setzte sich in die Entenhütte und befahl seinem Angestellten, ihn erst nach Dunkelwerden wieder abzuholen. Der Jäger ruderte zurück und machte, während sein Herr auf Enten paßte, einen Pirschgang im nahen Gehölz. Mein Freund paßt eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, aber es kamen keine Enten. Jedoch was anderes kam, nämlich das Grundwasser in seine Schuhe und er merkte zu seinem nicht geringen Schrecken, daß er mit dem Entenschirm langsam aber sicher zu versinken beginnt. Als er sich erheben will, merkt er, daß die geringste Bewegung nur das Unglück beschleunigt. Er konnte nur schreien und tat dies so lange er noch einen Ton in der Kehle hatte. Endlich kam der Jäger, aber sein Herr war bereits bis an die Brust in das Moor

eingesunken. Ich dachte, dieser Herr würde dadurch seine Jagdleidenschaft verloren haben, aber dem ist nicht so. Er vermied nur ängstlich jene Weiherinsel und schoß künftig seine Enten vom Ufer aus. Ein anderer wäre darüber verrückt geworden.

Zur Warnung für unvorsichtige Schützen möchte ich noch eine kleine, sehr aufregende Jagdepisode erzählen: Ich ging mit dem Verleger Thomas Knorr und seiner ebenfalls weidmännisch ausgebildeten Gattin Eugenie eines Tages auf die Petershauser Hasenjagd. Jedes hatte seinen eigenen Hund und wir teilten uns bei der Streife in ziemlich große Abstände. Ich schoß ein paar Hasen und als meine Hündin wieder an einem Kartoffelfeld fest vorstand, ging ich näher und sah vor dem Hund unter einer Kartoffelstaude den graublonden Rücken eines starken Hasen hervorleuchten. Ich habe mir mein ganzes Leben zum Prinzip gemacht, auf liegendes Wild nie zu schießen. Deshalb nahm ich den Hund von der Fährte und wollte den Hasen aus dem Lager jagen. Wie schrecklich erstaunt war ich aber, als sich plötzlich aus dem Kartoffelkraut anstatt des vermeintlichen Hasen ein höchstens vierjähriger Bauernjunge erhob, dessen geschorener Kopf unter dem Kartoffelkraut genau den Rücken eines liegenden Hasen vortäuschte. Ich war so erregt, durch den Gedanken, was geschehen wäre, wenn ich meine alte Vorsicht einmal außer acht gelassen hätte, daß ich mich sofort von der Jagd weg nach meinem Quartier begab. Am Feld war weit und breit keine Menschenseele zu erblicken, der Junge hatte sich allein auf den Weg gemacht und war infolge der großen Hitze im Schatten der kühlen Kartoffelstauden eingeschlafen.

Eine ähnliche Verwechslungsgeschichte erzählte mir Fürst Philipp Hohenlohe. Als er einmal auf seiner russischen Besitzung auf Elche jagte, rief er im Urwald einen Elch an, der ihm in weiter Ferne sofort antwortete. Der Fürst ging in Deckung und imitierte nun sehr leidenschaftlich den Hirschruf weiter, indes der Elch antwortend immer näher kam. Endlich merkte der Jagdherr, daß das Wild schon ganz nahe in einer Dickung schrie, aber nicht heraustreten wollte; die Dickung bewegte sich und da Hohenlohe die Ängstlichkeit dieser großen Wildart kannte, schoß er einfach seine Kugel in die betreffende Dickung. Ein

Aufschrei und als der Fürst nähertrat, sah er, daß er seinen eigenen Jäger verwundet hatte, welcher ebenfalls durch den ausgezeichnet imitierten Hirschruf getäuscht dem vermutlichen Elch antwortend, immer näher kam. — Glücklicherweise war die Verwundung nur ein Streifschuß, aber Fürst Hohenlohe ließ sich's zur Warnung sein und hat auf seinen sämtlichen Revieren eingeführt, daß, wenn er einen Pirschgang machte, er vorher sein Jagdsignal ertönen ließ und wenn irgendeiner seiner Angestellten in der Waldung war, hatte er ihm sofort Antwort zu geben.

Bei Wiesbaden wurde ein Kollege durch einen unvorsichtigen Jagdgenossen, als er zwar gegen Abmachung seinen Stand verließ, in der Dämmerung für einen Hirsch am Waldsaum angesehen und schwer verwundet. Erst nach Jahren konnte er wieder seinen Berufspflichten nachkommen.

Um aber das Kapitel Jagd nicht zu traurig abzuschließen, will ich noch eine kleine humoristische Episode hinzufügen. Hofschauspieler Dahn hatte sich einen neuen Hund gekauft und begegnete mir mit dem Ballettmeister Carey, welcher ebenfalls ein leidenschaftlicher Jäger war, in der Maximilianstraße. Ich hielt den Hund für älter, als er vom Verkäufer genannt wurde, worüber sich Dahn sehr erregen konnte. Carey, ein geborener Franzose, der noch nach 40 Jahren Aufenthalt in München nur gebrochen deutsch sprach, assistierte ihm und sagte mir in seinem französischen Patois: „Monsieur Dreh, sag Sie das nit, diese Und ist eine schöne Und, ist eine junge Und, das hat die Graf Malligen auch gesagt und der sein die Vorstand von die Unzucht in ganz Münch." Von dem Tag an fragte, um Dahn zu necken, jeder den Nimrod: „Herr Dahn, wie alt ist Ihr Hund?" was natürlich einige Wutanfälle bei demselben auslöste. Der Künstler hatte, wenn er nicht durch Proben oder Vorstellungen in München festgehalten war, sich selbst oft gegen die Theatergesetze Urlaub erteilt, um seinem Jagdvergnügen nachzugehen. Er hatte aber jedesmal an der Bahnstation den Auftrag gegeben, wenn eine Depesche käme, ihm selbe unverzüglich aufs Feld oder in den Wald nachzubringen, daß er, bei etwaigen Repertoire-Änderungen, mit dem nächsten Zug noch zurückreisen könnte. Als wir drei einmal zusammen Hühner jagten, sagte schon Carey am Anfang, „ich glaub, heut is nichts, ich geh nicht auf 'enn, sondern ich geh

auf die Hent (Enten)," worauf ich ihm sagte, „gehen Sie ruhig auf die „Händ", ich geh auf die Füß!" Ich sagte dann mit Dahn allein und als die Zeit herankam, daß kein Zug mehr zur Münchener Rückfahrt für die Vorstellung zu erreichen war, kam plötzlich der Junge des Stationsdieners über die Sturzäcker gelaufen und schrie: „Herr Dahn, Herr Dahn, ein Telegramm von München!" „Allmächtiger!" sagte Dahn, „jetzt ist die Vorstellung geändert und ich erreiche den Zug nicht mehr!" Als er jedoch die Depesche öffnete, stund in derselben: „Rückantwort bezahlt, Herr Dahn, wie alt ist Ihr Hund? Unterschrift: Die Generalintendanz." Mutwillige Kollegen hatten sich diesen Scherz erlaubt. Als wir dann im Wirtshaus wieder zusammenkamen, hatte Carey keine „Hent" geschossen und wir keine „Enn", aber wir waren doch sehr glücklich, daß der arme Dahn wenigstens nicht kontraktbrüchig erklärt wurde.

Vom Mühlkoppen zu den Salmoniden
Von der Gemeinheit zur Feinheit

Schon als kleiner Junge war ich ein leidenschaftlicher Angler, das heißt, was ich nicht mit der Angel erwischen konnte, das holte ich mit der Hand oder mit einem Gabelstich aus Bach und See, so da waren Mühlkoppen, Grundeln, Rotaugen, Pfrillen oder Aalraupen, und begründete schon vor 57 Jahren damit in Prien am Chiemsee meine Studien über Fischfang und Angelmethoden, was mir später namentlich bei Anschaffung von Köderfischen sehr zu statten kam. Doch hatte ich auch schon damals meine Leidenschaft auf größere Fischarten ausgedehnt und dabei im Chiemsee vermittels eines Drei-Pfennig-Hakens und einer Spagatschnur, mit Umgehung aller Fischrechte, einen Schied von ungefähr fünf Pfund aus einem Badhüttl entführt, woselbst der Rapfe sich ebenso unberechtigt badete, als ich dem Angelsport huldigte! — Es war noch ein Bube von Prien bei der Landung des Fisches mitbeteiligt. Er wollte mir anfangs den Silberschatz abnehmen, als er aber sah, daß der Zepferfischer am Strand entlang wandelte, steckte er mir die Beute unter meine Joppe, die ich fest zuknöpfte und dann mich in gelinden Trab setzte! Da ich von fern aus-

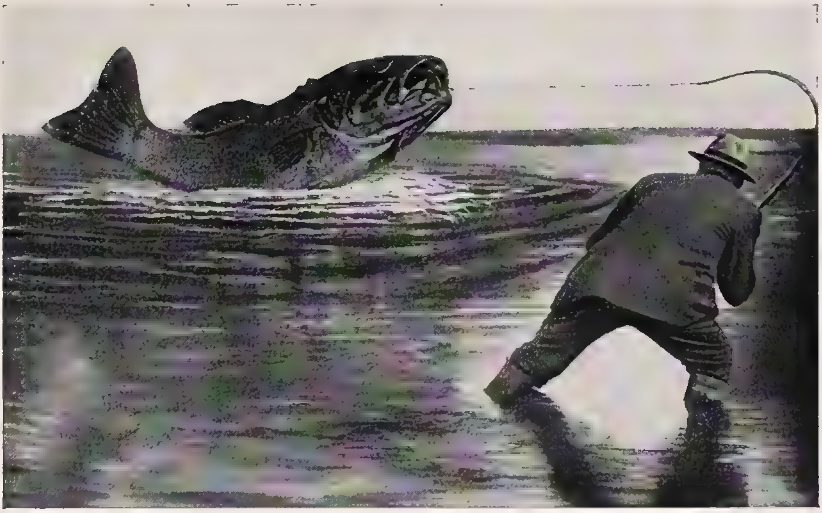
sah wie eine Wassernixe, indem mir der Fischschwanz zwischen den Beinen unter der Joppe herauswedelte, wurde der Seepächter aufmerksam und rannte mir mit dem ermunternden Ausruf: „Lausbua, dreckata! Wennst wieder Fisch stiehlst, na fang' an Kürzern oder ziag an längern Janker o", nach. Ich versprach dies auch künftig zu befolgen, lief aber seitwärts in die Büsche und gelangte unbehelligt mit meinem schweren Fang und Herzen bei meiner Mutter an, die meinen sauer erworbenen Fischzug ablehnte und ihn dem allein berechtigten Zepferfischer zustellte. Der Fluch, der in diesem ersten Schiedsgericht lag, hat mich das ganze Fischerleben hindurch verfolgt und niemals hatte ich den rechten Genuß, wenn ich eine außergewöhnliche Fischgröße aus den Wellen zog.

Nachdem ich menschlich und künstlerisch heranwuchs, hatte ich auch des öfteren Gelegenheit bei guten Freunden meiner Anglerleidenschaft zu obliegen. So auch bei dem Besitzer großer Karpfenweiher in der Nähe von Ebersberg. Dieser wettete mit mir, daß ich mit der Angel keinen guten Karpfen ans Land brächte, welche Wette ich sofort annahm, worauf ich mit einer Haselnußgerte und Wurmangel zum Weiher zog. — Es war etwas Gewitterstimmung und die Karpfen schnalzten ermutigend über die Wasserfläche. Die Ufer des Teiches waren allerdings etwas steil, mit Weidenfaschinen aufgedämmt, aber mit Geduld und Überlegung sind alle Hindernisse zu überwinden und so hatte ich schon nach ein paar Minuten einen Kapitalen an der Angel und er war so gut verankert, daß er trotz alles Sträubens nicht loskam. Um ihn aber sicher zu landen, legte ich mich am Ufer auf den Bauch und suchte, da ich kein Ausfangnetz und keinen Landungshaken zur Hand hatte, den Spiegelfechter mit einem kühnen Griff zu erfassen und seinem Element zu entreißen. Gesagt, getan, ich beuge mich weitmöglichst vor, ziehe den Gefangenen heran, ein Griff hinter die Kiemen, das Ufer senkt sich und ich liege mit dem Karpfen, der abgebrochenen Gerte und einem gurgelnden Geräusch in den Fluten. Halb zog er mich, halb sank ich hin und er war nicht mehr zu sehen. — Bis ich wieder dem Teich entstiegen war, setzte ein Platzregen ein und so konnte ich mein nasses Abenteuer etwas vertuschen und hatte wenigstens zum Schaden der verlorenen Wette nicht noch den Spott für meinen Hechtsprung zu besorgen! —

Das dritte Abenteuer bewegt sich auf dem Gebiet der Salmoniden-

fischerei. Ich hatte den verlorenen Bach bei Geretshausen gepachtet. Die Forellen waren zahlreich, fett und im Fleischton (als echte Moosforellen) rosenrot angehaucht wie die Rheinlachse. — Ich hatte damals auch einen Kompagnon, d. h. einen Mitpächter, den dort ansässigen Müller, der alle üble Nachrede der Wasserwerkinhaber zu Schanden machte, denn er war der größte Heger des Fischwassers, den ich je getroffen habe. Er hatte nur einen Fehler, daß er eine fabelhafte Vorliebe für große Forellen hatte. — So hegte er im Mühlschuß seit Jahren eine Forelle von märchenhafter Größe und er erinnerte mich jedesmal, wenn ich zum Fischen ging, daran, diese seine alte Freundin zu schonen. — Obwohl ich ihn darauf aufmerksam machte, daß diese gefräßige Matrone ein großer Schädling für das Wasser sei, so blieb er doch dabei, daß der Anblick dieser Riesin seine größte Freude wäre. — Ich vermied, soviel wie möglich, das Bereich des Mühlhakenwurfs und so trübte keine Meinungsverschiedenheit unsere wirklich herzliche Freundschaft. —

Doch nichts dauert ewig und so kam es, daß ich an einem Gewittertag mit Hagelschlag nur in gedeckter Stellung am Radkasten der Mühle angeln konnte und nachdem ich noch keinen Biß zu verzeichnen hatte, gab es auf einmal meiner Schnur einen Ruck, daß ich glaubte, ich hätte mich am Mühlrad verhängt. Nachdem beinahe die ganze Schnur im Mühlschuß verschwand, begann ich doch, in der schüchternen Hoffnung mein Angelzeug zu retten, meinen Haspel aufzurollen. Die Schnur spannt sich, läuft wieder davon, gibt wieder nach und so erscheint nach vielen Mühseligkeiten ein Krokodilsrachen an der Oberfläche. Ich flehte zum hl. Petrus, daß er jetzt entweder den Fisch loslösen oder den Müller in weite Fernen versetzen möge. Und da der erste Wunsch sich nicht erfüllte, zog ich mein „Petri Heil" ans Land und nachdem ich gesehen, daß der Haken nur mit Lebensgefahr der armen Verbissenen zu entfernen war, endete ich durch ein paar narkotische Schläge mit einem Holzscheitl das Räuberleben dieser Schutzbefohlenen. — In dem Augenblick aber, als ich sie in meinem Rucksack verschwinden lassen wollte, der Fischkorb hiefür war zu klein, ertönte von oben der Ruf: „Jessas! Jessas! jatzt hot er s' scho'! Jatzt hot er s' scho'!" Ich wollte ihm die Forelle überlassen, doch er nahm sie nicht, ebensowenig er die Hand der Versöhnung nahm, die ich ihm zum Abschied hinstreckte. — Bald darauf habe ich das Pacht-



Einladung Dr. Leods zum Fischfang nach Kanada
Würden Sie es mit dem Kerl aufnehmen?

verhältnis gelöst, denn die reine Fischerliebe fand ich nicht mehr im verlorenen Bach und den dazugehörigen Nebenquellen. — Das Fischmonstrum selbst nahm ich mit nach München und da ich gerade Strohwitwer war, brachte ich das Prachtexemplar zu meinem Freunde Franz von Lenbach, der es in der Begeisterung gleich porträtierte und es seinem Atelierdiener schenkte.

Ich dachte noch lange nach über die Großmut des edelsten aller Meister und auch über den Fluch, der mich seit meiner Jugend bei großen Fischerereignissen verfolgte. —

Vierter Fall: Heute noch bin ich der Inhaber eines netten kleinen Forellenwassers bei Schliersee, genannt Leitnergraben. — Ein reizend malerisches Wasser, mit fast hundert kleinen und größeren Wasserfällen, mit Gumpen, Überschwemmungs- und Austrocknungsperioden, mit einer Zuleitung von Waschhausabflüssen, Hineinwurf von Küchenabfällen, abgedankten Fahrrädern, zerbrochenen Tag- und Nachthäfen und der Abwasser-Röhrenverbindung mit einer noch zu bohrenden Jodquelle, welcher Umstand mich schon auf die Idee brachte, daß die Fische im Leitnergraben durch den Genuß des durchsickernden Jods

eine Entfettungskur anstreben. Ich hatte zwar, wenn ich jedes Jahr eine Anzahl Fische aussetzte, immer noch ganz nette Flugangelresultate zu verzeichnen. — „Fein, aber klein!" heißt es hier und so kann ich sagen, daß ich die vielen Jahre meines Pachtvertrages fast noch nicht einen Fisch gefangen, der die Schwere eines Pfundes erreicht hätte. Ein Drittel der Gefangenen fliegt jedesmal zurück in die Flut. Aber das Fischen selbst macht mir große Freude und da das Wasser kaum zwei Minuten von meinem Anwesen entfernt ist, kann ich mir jede günstige Stunde zunutze machen. — Auch füttere ich in meinem Fischbrunnen immer eine gewisse Anzahl dieser reizenden Tiere und wenn ich, mit Winteranfang, mein Landhaus schließe, übersiedle ich die Fischbrunnenzöglinge wieder in die alte Leitnergrabenheimat. — Doch auch hier bewährte sich wieder das Sprichwort: „Keine Regel ohne Ausnahme".

Als ich vor drei Jahren, an einem für die Fischerei gänzlich ungeeigneten Ostwindtag, meine Fluggerte, nur der Übung halber, in Bewegung setzte und ein paar der gewöhnlichen kleinen Exemplare gefangen hatte, stieg plötzlich eine für diese Gegend unerwartet große Forelle nach der Mücke, sieht sie an, packt sie ganz gemütlich und wird dann von mir ebenso gemütlich angehauen und ans Land gebracht. — Ich habe mir für die Größenverhältnisse der Forellen des Leitnergrabens einen blechernen Fischbiederer kommen lassen, das beste, was ich zum Lebenderhalten der Fische kenne. Vogt in Breslau ist der Fabrikant, der leider, soviel ich weiß, nur die eine Form herstellt, die sonst aber im allgemeinen etwas zu klein sein dürfte. — Nur mit der größten Mühe habe ich die Forelle durch den Mitteldeckel in das Lägel gebracht, aber dann schien sich die hineingedrückte ganz wohl zu befinden, denn verschiedene Bewegungen des Fassels und Anschlagen an die Blechwände sprachen für die Munterkeit der Gefangenen.

Ich stellte das Faßl ab, um mein Glück im Wurf noch weiter zu versuchen. Noch muß ich erwähnen, daß die Ufer des Leitnergrabens meist eine gegen das Wasser abfallende schiefe Ebene bilden, die zur Freude aller Kniehösler mit zwei Fuß hohen Brennesseln und Disteln bewachsen sind. Als ich nun einige Würfe unternommen, sehe ich plötzlich, wie sich die Brennesseln bewegen, ich höre die Blechhülle klingeln und sehe noch, ehe ich zurückeilen konnte, daß sich das Fäßlein kugelnd dem Uferrand nähert, der Deckel öffnet sich, das Wasser rinnt

und in dem Augenblick, als ich nach dem Lägel greifen will, springt die Ungewöhnliche im weiten Bogen in die Wellen.

Die Forelle steht einen Moment ebenso starr wie ich, nur sie im Wasser, ich am Land, und dann verzieht sie sich unter die schützende Bachverbauung! — In meinem Zorn habe ich ihr dann die anderen Forellen nachgeworfen! Ich habe fürderhin jede Einladung auf umfangreichere Fischunternehmen abgelehnt (so auch nach Kanada!)

Noch ein kleines Anglererlebnis: Als ich noch Pächter des Spitzingsees und der roten Valepp bei der Wurzhütte war, hatte ich gegen meine sonstige Gewohnheit auch größere Hechte und Forellen mit der Angel aus diesen Gebirgswässern gezogen. Ich hatte damals auch eine Unterkunftshütte auf der idyllischen Halbinsel des Sees erbaut. — Diese Sportsidylle dauerte jedoch nur bis in die Periode der Revolution und Räteregierung, weil mir dann die Rucksackspartakisten mein Pachtrecht streitig machten und die Hütte so oft aufsprengten und ausleerten, daß ich mich veranlaßt sah, ein Plakat an der Hüttentüre zu befestigen mit der Inschrift: „An die geehrten Herrn Einbrecher! Bitte sich nicht mehr zu bemühen, ich habe die Hütte selbst ausgeräumt!" — Als ich es einmal doch wagte mich persönlich von der Entvölkerung meines Forellenwassers zu überzeugen, bemerkte ich einen der Bahnarbeiter, der eben badend splitternackt im Wasser wandelte und die Uferlöcher nach Forellen absondierte. Als er eben eine solche erwischte und ans Ufer warf, rief ich ihm zu: „Ja Sie! was machen Sie denn da? Das ist doch mein Fischwasser!" „So", sagte er, „iatzt hätt' i Eahna bald gar net kennt, Herr Dreher, ja wia geht's denn!" „Ja net b'sonders," sagte ich, „aber bei Ihnen scheint's net schlecht zu geh'n, so viel ich da seh'!" — „Na wissen S'," sagte er, „in dem Wasser san so viel Fisch, daß ma gar koan Platz zum Baden hat, da muaß ma halt do oanige nauswerf'n!" — Er lachte, ich lachte und erwiderte nur noch: „Ja, da konnst freilich sonst nix mach'n." — Nahm die Forelle und entfernte mich, um mir etwaige Vorwürfe des Handfischers zu ersparen. —

Der Kunsthandel

Nachdem in der Zeit der segensreichen Inflation die Verdienstmöglichkeiten immer geringer, die Kaufkraft immer schwächer und die Lebensmöglichkeiten immer teurer wurden, mußte man versuchen, das papierne Dasein auf irgendeine Weise erträglich zu gestalten. Fast jeder Deutsche hat ein ungemein ausgebildetes Anpassungsvermögen, das einzige Vermögen, das man uns noch gelassen hat, so auch ich, der ich immer zu raschen Entschlüssen geneigt war; aber damals war es doch eine Kunst, rasch zu handeln und so habe ich mich der Zeit angepaßt und einen Kunsthandel angefangen, das heißt ich habe anfangs alles, was noch an Bildern und Kunstgegenständen meine Zimmer und Wände schmückte, verkauft und als ich bald einsah, daß alle Stricke gerissen waren und ich nicht einmal einen solchen erwerben konnte, um mich, ohne Hals- und Beinbruchgefahren, selbst am letzten leeren Nagel aufzuhängen, so entschloß ich mich endlich, nach berühmten Kunsthandelsmustern mit meinem schlechten Geld gute Ölgemälde zu erwerben, um sie mit der fallenden Valuta, scheinbar steigend zu verwerten. — So kam ich eines Tages an einen kleinen Bilderladen, in dessen Auslage ein reizendes Kunstwerk: „Die Kegelbahn" von Hugo Kauffmann ausgestellt war. Ich erwarb nach kurzem Bedenken das Bild um den Preis von 25 000 Mk. und fuhr im Triumph mit meinen Kegelbrüdern nach Hause. Zufällig war gerade mein Freund Dr. Bangel von Frankfurt bei mir zu Besuch. — Große Begeisterung über meinen Erwerb und leidenschaftlicher Vorschlag, das Bild zu der nächsten großen Bangel-Auktion nach Frankfurt zu bringen, welche schon in ein paar Tagen stattfand. — Rasch entschlossen fuhr ich mit dem Gemälde nach Frankfurt, das Bild kam zur Auktion und wurde schon mit 50 000 Mark zum Aufwurf gebracht, es ging auf 60, 70, 80, auf 100 000 Mark, auf ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf-, sechs-, sieben-, achtmalhunderttausend Mark und dann gleich auf eine Million Mark; den glücklichen Steigerer traf der Zu- und mich beinahe der Gehirnschlag . . . ich konnte nach der Auktion nur noch den Auktionator fragen: „Wie hoch ist's gegangen?" „Auf eine Million!" war die Antwort. „Wann bekomme ich das Geld?" fragte ich. — „Morgen! — aber bringen Sie einen großen Handkoffer mit, da wir nur Hunderter und noch kleinere Markscheine haben."

Ich murmelte nur immer: „Eine Million!" kaufte mir dann einen geräumigen Mädlerhandkoffer und ließ mir denselben am nächsten Tag mit Bangel'schen Bankscheinpaketen ausfüllen. Mit meinem Mammon fuhr ich zum Telegraphenamt und depeschierte meiner Frau: „Ausgesorgt. Stopp — — habe unglaublichen Erlös erzielt. Konrad." Leider mußte ich noch wegen eines anderen kleinen Geschäftes in Würzburg übernachten. — Den Geldkoffer hatte ich noch nicht einen Moment aus der Hand gelassen. Zum Telegraphenamt, zur Bahn, zum Würzburger Hotel, in den dortigen Ratskeller, selbst auf die diskretesten Orte begleitete mich mein neuerworbener Reichtum. — In München angekommen, mit Auto und meinem Koffer nach der Wohnung — Umarmung meiner Gattin, indem ich ihr ins Ohr flüstere: „Eine Million! Wir haben eine Million!" Alle Türen wurden hermetisch verschlossen. Wir waren drei Tage für niemand zu sprechen, denn so lange währte der Kassensturz und die Banknotensichtung, und als ich dann den Betrag zur Bank brachte, erfuhr ich, daß inzwischen der Wert meines eingebildeten Riesenvermögens sich ums Tausendfache verringert hatte und mir vom ganzen Geschäft nichts übrig blieb als der unzerbrechliche Mädlerkoffer, denn die Million Mark, die ich zu buchen hatte, verausgabte ich für Wagen, Hotel und Bahnfahrten. — Ich, der schlechte Kaufmann, hatte den guten Kauffmann einfach hergeschenkt. — So gings immer weiter und nachdem ich fast mein letztes Wertobjekt abgegeben, kam noch eine mörderische Krankheit über mich, die mich fünf Monate lang ans Bett fesselte und während der ich nur Strychnin und Morphium eingenommen habe! Nachdem ich mich erholt, gabs wieder Stabilität, auch in meiner Lebenskraft, sowie den Segen des Himmels, der mich so weit gesunden ließ, daß ich meinem Humor und meinem Beruf wieder folgen konnte. Mein Kunsthandel nahm nun andere Formen an. Und die Bilder, die ich von der Bühne aus präsentiere, sind erfolg- und ertragreicher als meine ganze ehemalige Handelschaft.

Die Schlierseer

Schon von Anbeginn meiner theatralischen Laufbahn war ich begeistert für den einfachen und gesunden Humor der oberbayerischen Bauernkomödien, für die Schönheit des Dialekts, die Echtheit der Dekorationen und Kostüme, sowie für die große Natürlichkeit, mit welcher gerade diese Volksstücke am königlichen Theater am Gärtnerplatz in München vorgeführt wurden.

Es dürfte für manchen Leser doch von Interesse sein, wie ich dazukam, im Jahre 1892 in Schliersee ein Bauerntheater zu gründen und dessen Mitglieder hauptsächlich aus dem Bauern- und Handwerkerstand Oberbayerns anzuwerben. Nachdem sich das Hofpauer'sche Ensemble aufgelöst hatte, war ich wohl der einzige Schauspieler in Deutschland, welcher in sein Gastspielrepertoir hauptsächlich bayerische Bauernkomödien aufgenommen hatte und damit erfolgreich die deutschen Lande bereiste. — Da aber namentlich an den nord- und mitteldeutschen Bühnen ein gänzlicher Mangel an echten Kostümen und bayerischem Dialekt zu verzeichnen war, so schaffte ich mir die gesamte Bauerngarderobe an, engagierte vier Schuhplattler, welche neben ihrer Tanzkunst auch kleine und größere Dialektrollen darzustellen hatten, und ersetzte auch mangelhafte Requisiten (wie Millikübl, Kraxn, Bergstöcke und Rucksäcke) mit Originalgegenständen, welche ich oft zum Staunen der Bahnbehörden mit dem übrigen Reisegepäck verfrachtete.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich das außerordentliche Talent Terofals, Dirnbergers und Michl Denggs kennen. Ich ermunterte Terofal (der Metzger und Gastwirt in Halfing war), im bayerischen Gebirge, in einem Sommerkurort, ein Bauerntheater zu errichten, einige talentvolle Dorf-



Terofal

bewohner auszusuchen und mit denselben leichte Gebirgsstücke aufzuführen! Eines schönen Tages kam nun Terofal zu mir mit der Nachricht, „daß in Schliersee der Gasthof zum Seehaus zu verkaufen wäre und wenn auch dabei kein Saal vorhanden sei, so wäre doch genügend Platz da, ein Bauerntheater zu errichten und er halte diese Gegend, welche zwar dramatisch noch antidiluvianisch sei, für Theaterzwecke außerordentlich vorteilhaft". Darauf fuhr ich mit ihm nach Schliersee, das ich damals zum erstenmal sah, und war so begeistert von der Gegend und dem zu erwerbenden Gasthof, daß ich sowohl dem Verkäufer gegenüber wie der Brauerei, welche die Bausumme vorschoß, sämtliche Garantien übernahm und Terofal versprach, ihm mit Rat und Tat auch weiter an die Hand zu gehen. Terofal wurde der Gasthofbesitzer und ich verpflichtete mich auch Professor Emanuel Seidl gegenüber, der als Architekt mit der Firma Steinbeis das Theater erbaute, für alle Kosten aufzukommen. Im Garten des Hotels Seehaus wurde dann das wirklich mit allen theatertechnischen Vorteilen versehene, 400 Personen fassende Theater, im Juli 1902 mit einem Volksstück von Maximilian Schmidt und einem Einakter von Karl Stieler eröffnet und ich selbst sprach folgenden Prolog:

Anred'.

Vor allem möcht ich mir erlaub'n,
Hier zu erklär'n, net daß Sie glaub'n,
Die G'schicht dahier die waar nur so,
O na — der Grund liegt anderswo; —
Daß i net kumm in Wichs und Steif'n,
Ganz ohne Handschuah oder Frack,
Gewiß — das werd'n Sie ja begreifen,
Nach Schliersee paßt koa Chapeau Claque. —
Auch red' ich frei weg von der Leber,
Frei von der Lungl und vom Herz,
Zu euch, des Festes edle Geber,
Die G'spreiztheit laß ma anderwärts,
Denn unser Wahlspruch, der uns freut:
„Getreu dem Brauch der alten Zeit,
Gemüatlichkeit und Fröhlichkeit,

A guates Herz, a weng a Schneid,
Na san ma schon die recht'n Leut".

Nimmt ma a Zeitung in die Hand,
So liest man viel vom Schweizerland,
A von Italien, von Tirol,
Von Steiermark und Kärnten wohl —
Und liest ma was von Weiß und Blau,
Heißt's Bayreuth oder Ammergau.
Nur weni werst im Ausland hör'n,
Von unsre Berg, i konns beschwör'n,
Drum san herin die unsern mehra,
Und Fremde keman weni hera. —
Es is ja schön die Hoamlichkeit,
Doch nützlich war zu jeder Zeit
Für jedes Volk und jedes Land
Der Fremdenzuzug wie bekannt. —
Denn de habn's Geld und gebn's aa her,
Im Wirtshaus und Privatverkehr. —
Bei uns fahrn's durch, in d' Schweiz hinei',
Aa nach Tirol und koan fallts ei',
Daß wohl im Bayerlandl grad,
Der Herrgott aa sich ang'strengt hat. —
Und unsre Leut san aa net schlechta,
Und andre Berg san aa net echta,
Und unsa Zitha und Gitarr
Klingt grad so liab und grad so rar,
Und g'sorgt werd aa für Herz und Mag'n,
Und wo wird bessa Haxeng'schlag'n,
Denn unsre Buabn und unsre Madln,
Hab'n aa no feste Fiaß und Wadln,
I moan, da brauchats koa Geniern,
Mir kina uns a präsentiern,
Und desweg'n nur war die Idee
Mit dem Theater hier am See
Koa schlechte — und trotz Spott und Schimpf
Kommt Thalia in Wadlstrümpf. —

O glaub'n Sie mir, es war net leicht,
Und wenn i Lahna dös all's beicht,
Wie hart das is, was z'unternehma,
Und zu de guten Freund wann's kema,
Um Unterstützung und no' mehr,
Da kriagst na meist a schöne Lehr',
Und tausend Sprüch' recht dumm und g'scheit,
So is halt d' Freundschaft meistens heut. —
Und Widersacher, dicke Schäd'ln,
Gibt's aa grad gnua — mit Buch'nbrettln,
De tuan gleich Zirkular anstift'n,
Mit anderthalbe Unterschriften. —

Ich bitt euch Leut' — seht's es doch ei',
Da Nutz'n soll für alle sei',
Net nur für uns, für'n ganzen Ort,
Für Schliersee, Miasbach und so fort,
Und geht's amal und wird bekannt,
Na nutzt's dem ganzen Oberland, —
Na macht's es eb'n wo anderscht nach,
Und was a Quell is, wird a Bach,
Und was a Bach is, wird a Strom,
Drum muaß ma aa den Quell scho' lob'n.
Daß so was schlecht waar, sagt da Neid,
Denn wo bleibt da die Schlechtigkeit,
Wenn oana juchzt und tanzt und springt,
Die Zither schlagt und Liada singt —
Der denkt nix Unrecht's oder Schlecht's,
Drum sag i frei, das is was Recht's,
Und jeder, der mit Rat und Tat
Dem Unternehmen g'holfen hat,
Is aa die Zahl net hoch bemessen,
Den därf ma sicha net vagess'n,
Mir schreib'n ihn zur Erinn'rung ein,
Und werd'n ihm ewig dankbar sein!

Diese erste Vorstellung war nur eine kleine Probeaufführung und ich ging nun daran, da in Schliersee selbst nur vier Darsteller: Anna Reil, Bergmannsfrau; Spiegel, Photograph; Wagner, Schneidermeister, und Michael Schmiedkonz, Gärtner, als geeignet erkannt wurden, die Mitglieder aus den Gebirgsdörfern Aschau, Miesbach, Tegernsee anzuwerben. Ich habe aber alle diese Leute verpflichtet, daß sie in ihrem Beruf in Schliersee tätig sein müßten, um dem Publikum zu beweisen, daß es wirkliche Bauern und Handwerksleute waren, welche das Theaterpersonal repräsentieren. So war Josef Meth Metzgergehilfe, Gailing Hausknecht, Anna Dengg Näherin, Anna Glas Stubenmädl im Terofal'schen Gasthaus, Terofal führte die Metzgerei und das Hotel, Maier Hans und Wild Gustl waren Schreiner, Schneider Wagner und Gärtner Schmiedkonz blieben auch ihrem ehemaligen Beruf treu, Huber war Dekorationsmaler, Haack Zimmermann, Ertl Sepp Holzknecht etc.; das Publikum hatte durch diese Originalität von Anfang an großes Interesse an dem Unternehmen und kam schon zur ersten Aufführung von „Jägerblut" in hellen Haufen. Allerdings hatte ich bestimmt, daß gerade die kleinen Plätze für Bauern und Arbeiter ungemein billig waren (50 Pfennig das zweite Parterre, von den Einwohnern zweite Patrie genannt) und 2 Mark Altane und erster Platz. Der darstellerische Erfolg war über alles Erwarten großartig und das Publikum kam nicht nur aus dem Schlierachtal, sondern aus allen Gegenden Deutschlands und Österreichs zu den folgenden Aufführungen. Doch wie bei allen neuen Unternehmungen fehlte es auch hier an dummen Hetzern und Neidern nicht, welche wegen moralischer und Feuersgefahr Listen herumgehen ließen, und das Bezirksamt wollte mir sogar deshalb das Unternehmen schließen. Das ging aber nicht, da ich mir wohlweislich schon die ministerielle Genehmigung erholt hatte. Jedoch mußte ich das ganze Gebäude, innen und außen, ebenso die Dekorationen, nochmals imprägnieren lassen. Auch die damals noch in Schliersee unbekannte elektrische Beleuchtung wurde von mir im Theater eingerichtet, indem ich von der A.E.G. eine billige Dynamomaschine in der Sägmühle des Herrn Mayerhofer aufstellen ließ, die mir von dort mit Dampfbetrieb das Licht spendete! Nur bei Gewittern, wenn den Sägknechten die Funken um die Ohren knisterten, warfen diese erschreckt den Treibriemen von der Maschine und wir saßen im Theater so lange

in Finsternis, bis wir mit Kerzenlichtern wenigstens einige Dämmerung in Szene brachten. Die Miesmacher (nicht Miesbacher) hetzten aber noch immer weiter, erklärten Terofal und mich für bankrott, und mich noch extra für verrückt, was mir die Sache wirklich hätte verleiden können, dazu kam noch, daß ich mich tatsächlich in der Rentabilität des Unternehmens geirrt (das ich mir als ein modernes Ammergau ausgemalt), indem die Einnahmen, auch bei ausverkauften Häusern, die Betriebskosten und Auslagen für Theaterbau, Dekorationen, Kostüme und Requisiten, Tantiemen etc. niemals decken konnten und das ideale Mitwirken der Darsteller schon deshalb problematisch wurde, weil dieselben ohne Vergütung ihren bürgerlichen Beruf durch Proben und Vorstellungen nicht vernachlässigen konnten und die Vorteile des neuen Fremdenzuzuges sie nicht allein entschädigten. Da zog sich bald der eine, bald der andere zurück und selbst Terofal, der wie ein Herkules arbeitete, hätte nicht zugleich Gastwirt, Fleischer und Schauspieler sein können, denn Rollen lernen, Proben, Komödiespielen, Hotelführen, Metzgerei ausüben, das war zusammen ein Ding der Unmöglichkeit, indem wir fast jede Woche eine Novität auf den Spielplan brachten. — Diese nüchterne Prosa praktischer Erwägungen veranlaßte auch mich gar bald den idealen Grundgedanken aufzugeben (ich war bis dahin nur haftbar als Protektor, nicht als Mitteilhaber tätig) und den Fortbestand des ganzen Unternehmens durch eine neue rentablere Form zu sichern. Ich übernahm nun das Hotel und die Direktion des Bauerntheaters auf meinen Namen und mein alleiniges Risiko, engagierte alle Mitglieder, auch Terofal, auf feste Monatsgagen, schickte sie die Wintersaison auf Reisen und ließ sie in den Sommermonaten im Schlierseer Theater spielen und nebenbei ihren Berufsgeschäften nachgehen. Den Wirtschafts- und Hotelbetrieb verpachtete ich. Die gastwirtschaftlichen Unannehmlichkeiten veranlaßten mich jedoch bald, das Hotel Seehaus zu verkaufen, wenn auch mit großem Verlust, und die Theaterhalle vom nunmehrigen Besitzer zu pachten. — Für das Reiseunternehmen assoziierte ich mich mit meinem Kollegen, dem Kammersänger Franz Josef Brakl, welcher den ganzen geschäftlichen Teil übernahm, während ich die Einstudierungen der Stücke, Bearbeitung der Komödien, Engagieren der Mitglieder und alles Künstlerische und außerdem die Leitung des Theaters in Schliersee allein übernahm. Meine Ausdauer war nicht

unbelohnt geblieben trotz Reisekosten, anständigen Mitgliedergagen, Anschaffung des großen Dekorationsreisewagens (von 10½ Meter Länge), Kostümen, Dekorationen. Requisiten, Tantiemen für die Stücke, Ausgaben für Reklamedruckschriften (welche sich innerhalb der Dauer meiner Direktion allein auf siebenmalhundertfünfzigtausend Goldmark, laut Bücherausweisen stellten), die großen Reise- und Transportspesen etc. Natürlich bringt ein solch großes Unternehmen auch sehr große Unannehmlichkeiten, mehr noch als eine stabile Direktion. Jeder Neider fühlte sich zur abfälligen Kritik berechtigt als wie: „Die Direktion dieses Bauerntheaters hat die braven, unschuldigen Bauern vom Pflug und von der Feldarbeit weggerissen," obwohl im ganzen Gebirg kein Pflug und kein Feldbau existiert, oder „daß ich durch diese Art Unternehmen die dramatische Kunst geschädigt und entwertet hätte," da ich quasi gezeigt, daß jeder Bauer auch mit Erfolg Theaterspielen könnte! Die bayerische Bauernkomödie ist und bleibt, nach meiner unmaßgeblichen Ansicht, eine Spezialität und was den Bauerndarsteller dabei unterstützt, ist die Echtheit des Dialekts, der Bewegung, des Kostüms und der natürlichen und einfachen Art sich selbst zu geben, was auch noch unterstützt wird durch das auffallende angeborene Talent zum Komödiespielen all der ausgewählten Mitglieder meiner Theatertruppe. Eine Vielseitigkeit, wie sie Terofal besitzt, der als Darsteller, Tänzer, Zitherspieler und Volksliedersänger Vortreffliches leistete. Ein dramatisches Talent, schönes Organ, ausdrucksvolles Gesicht, kräftige Figur, wie sie Meth aufzuweisen hatte, eine Darstellungsart von Bauernväterrollen wie sie Dirnberger und Gailing zustande brachten, ebensolche charakteristische Erscheinungen wie die Dirnbergerin und die Reil, eine so reizende Liebhaberin wie die Anna Dengg zur Zeit meiner Direktionsführung, habe ich vorher und nachher nie vollkommener in Bauernstücken gesehen. Dies sage nicht nur ich, sondern das rühmten Tausende von Journalen und allerersten Kritikern, wie Hermann B a h r, Rudolf G o t t s c h a l k, Ludwig T h o m a etc. Nur für hochdeutsche Rollen, auch Pfarrer, Lehrer, Maler, also Figuren, welche den gebildeteren Ständen entnommen waren, hatte ich Berufsschauspieler verpflichtet. Daß meine Idee für soundsoviele Minderbemittelte eine sichere Lebensstellung brachte und auch der Schlierseer Gegend zur Entwicklung des Fremdenverkehrs half, das beweisen nicht nur die guten Ver-

hältnisse, in denen sowohl meine ehemaligen Mitglieder sich befinden, sondern auch der Aufschwung, den bis heute Schliersee genommen hat und auch noch jedes Jahr weiter nehmen wird. Zwölf Jahre habe ich mit Brakl zusammen das Schlierseer Theater geleitet, tausende von Vorstellungen arrangiert, hunderte von Städten in Deutschland, Österreich, Schweiz, Amerika mit meiner Truppe besucht und mit meinen Leuten, an der Spitze Terofal, die größten pekuniären und künstlerischen Erfolge errungen. Viel Mühe hat es mich gekostet, das Unternehmen zu schaffen und herauszubilden, aber gerade diese Leute haben mir nicht nur durch ihre Leistungen, sondern auch durch Treue und Dankbarkeit meine Sorgen und mein Schaffen gelohnt. Nach zwölfjähriger Reisezeit schenkten Brakl und ich die Firma, Kostüme, Dekorationen, den Theaterwagen, Requisiten den Mitgliedern, trotzdem uns mancherlei vorteilhafte Angebote für Ablösung des Unternehmens gemacht wurden, in einer Zeitepoche, in der das Geschäft noch in vollster Blüte stand. Aber die Sorge für etwaige Defizite veranlaßte die Mitglieder, die Direktion und das ganze Risiko an Terofal und dessen Geschäftsleiter zu übertragen und Terofal lenkt nun den oberbayerischen Tespiskarren seit dieser Zeit erfolg- und sorgenreich und ich habe nur den einen Wunsch, daß diese tapfere, kleine Truppe immer fest zusammensteht und siegreich auch weiter den Ruhm der Schlierseer erhalten und befestigen möge für alle Zukunft!

Trotz des vielen Kummers und Ärgers hat es auch an lustigen und komischen Szenen während meiner Direktionszeit nicht gefehlt und ich möchte auch diese meinen Lesern nicht vorenthalten:

Z. B. hatte ich zwei Leute nicht wegen ihres Talentes, sondern nur wegen ihres malerischen und charakteristischen Aussehens engagiert und dachte mir dieselben hauptsächlich als Reklamegänger in den Großstädten zu verwenden. Der eine, ein Holzknecht, mit großer, kräftiger Figur, langen Locken und Vollbart, sah aus wie der Christus von Oberammergau; der andere war ebenfalls eine echte bajuwarische Gestalt, mit schönem Vollbart und einem Kropf ausgestattet, der ihm auch eine Andreas-Hofer-Ähnlichkeit verlieh. Ich war glücklich in dem Gedanken, welches Aufsehen die Schlierachtaler in Berlin bei Gelegenheit unseres ersten Gastspieles dort erregen würden, denn alle meine Mitglieder waren verpflichtet, auf der Straße in ihrer Volkstracht zu gehen. Ich erwartete meine Leute am Anhalter Bahnhof,

war aber nicht wenig erstaunt, als ich meine beiden Gebirgstypen nicht unter meinen Mitgliedern erblickte, sondern ein paar mir gänzlich fremde Gestalten mit glattrasierten alten Komödiantenköpfen, der eine mit einem Stiftlkopf, d. i. ganz kurz geschnittenen Haaren, der andere mit einem Schnauzbartl: Es ist erreicht und einer offenliegenden Halsweite, die jeder Beschreibung spottet. Auf ihren Gruß: „'s God Herr Direktor!" konnte ich nur die Frage stammeln: „Ja, wo habts denn Eure Vollbärt und Haar hinbracht?", worauf sie mir erwiderten: „De habn ma uns scheren lassen, damit ma jünger ausschaun!" Es dauerte viele Monate, bis dieses malerische Manko wieder ausgeglichen war.

Eine Bauerndirn wollte bei mir als Tenur engagiert werden; sie schrieb mir, es wäre ihr beim Theater doch lieber wie bei de Viecher und sie brächts aa zamm.

Ein Bauernbursche schrieb mir: „Mein hochwehrter Name ist Holsinger und ich hab immer so einen Drang . . . daß ich zum Theater möcht!"

Originell war auch eine Zuschrift einer Sennerin: „Daß ihr einer meiner Spüler das Heirathen versprochen und ihr jetzt die Elementer nicht zahlen will. Ich soll die Sache in die Hand nehmen, sonst wird sie ihn schon erwischen diesen Reiber ihrer Inschuld!"

Zu meinem ersten Heldenvater Gailing, der zugleich damals noch Hausdiener im Hotel Seehaus war, sagte eines Tages ein sächsischer Kurgast: „Nu hären Se mein lieber Gailing, Sie sind zwar e famoser Heldenspieler, aber mene Stiebel haben Sie mir sehr schlecht gewichst!" — In Magdeburg wurde Terofal für einen reinen Berufsschauspieler gehalten und die von mir benannte Nebenberufstätigkeit als Fleischer angezweifelt. Kurz entschlossen lud Terofal die ungläubigen Thomase eines Vormittags ins Theater, wo er auf der Bühne Weiß- und Bratwürste vor den Augen des Publikums fabrizierte, welche dann dem erstaunten Auditorium serviert wurden. Mein ehemaliges Mitglied Kratzer von Miesbach spielte den Förster im „Jägerblut". Er hatte im letzten Aufzug beim Öffnen des Vorhanges auf der Szene zu sein und die ersten Worte zu sprechen. Der Vorhang geht auf, der gute Kratzer war nicht zugegen; Riesenpausen, wir suchen ihn und finden ihn nach einiger Zeit vor dem Theater irgendeine Sache erledigen, die sich leicht hätte verschieben lassen. Und als

ich ihm sagte: „Ja, um Gottes willen, Kratzer, der Vorhang ist doch offen und kein Mensch auf der Szene", antwortete er nur ganz ruhig: „Des macht nix, wenn amol in'ra Gegand koana is, des is nur natürli, so was kimmt öfters vor!"

Dabei möchte ich auch an eine alte Bauerntheaterepisode erinnern, die sich in Tirol in einem Bauerntheater abspielte und zwar in einer Jagdkomödie, bei welcher der Held des Stückes einen Bären zu verfolgen hatte, mit ihm dann ringt und ihn überwältigt. Während dieser Handlung war in Wirklichkeit ein furchtbares Gewitter losgebrochen und die Blitze durchleuchteten die poröse Theaterscheune jeden Augenblick. Auch als der Bär, welcher jedenfalls von einem Bauern dargestellt wurde, über die Szene lief, erfolgte ein furchtbarer Blitz- und Donnerschlag. Der Bär bleibt einen Moment erschrocken stehen, schlägt dann das Kreuz und läuft sodann eiligst in die Kulissen.

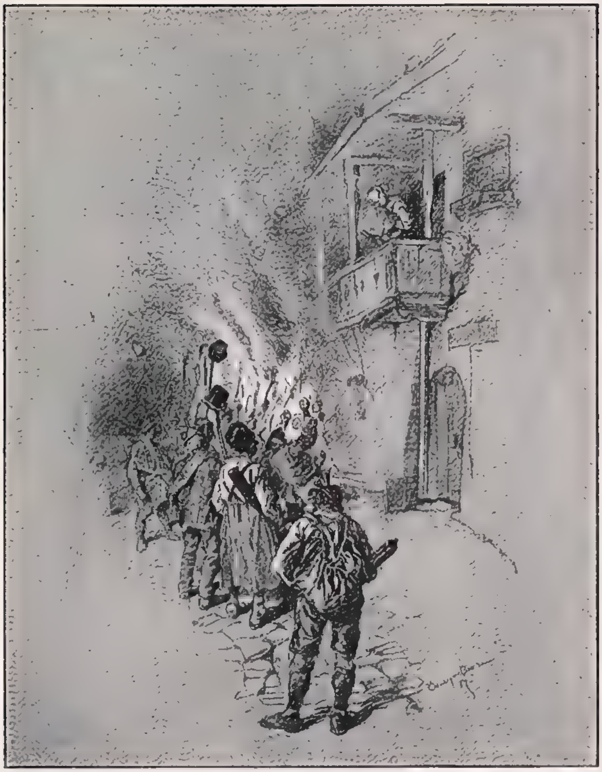
In der Zeit meiner Schlierseer Theatereröffnung kam ich auch in die aufregende Periode der großen Haberfeldtreiben in der Schlierseer Gegend. Ich wußte allerdings, daß durch die Gastreisen der Schlierseer wenigstens meine Leute dieser staatsgefährlichen Korporation entzogen wurden, aber ich fürchtete doch immer, daß durch eine rückwirkende Razzia mein Unternehmen sehr in Frage gestellt werden könnte, da ich wußte, daß meine ersten Darsteller, auch früher schon im Namen des Kaisers Karl vom Untersberg, bei dieser Volksjustiz tätig waren.

Glücklicherweise war man uns gnädig und ich hatte davon noch den Vorteil, daß an keinem Theater der Welt das „Haberfeldtreiben" (ein Volksstück von Lichtenheld) besser dargestellt werden konnte, als von meinen Untertanen. Bei dieser Gelegenheit fühle ich mich auch verpflichtet, den soviel besprochenen Brauch des Haberfeldtreibens genauer zu demonstrieren:

Das Haberfeldtreiben

Nicht leicht ist es, als unberufener Zuschauer teilzunehmen an dieser bäuerlichen Lynchjustiz, da diese Art Veranstaltungen nur für die direkten Teilnehmer bestimmt sind, und nur des Spasses halber sich in den Habererbund aufnehmen zu lassen, wirkt weniger begeisternd, da schon die Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft mit jahrelangen

Freiheitsstrafen geahndet wird. — Ich will jedoch diese Sitte weder lobend verhimmeln, noch kritisierend verurteilen, sondern nur schildern, was ich selbst im hiesigen Habererergebiet erlebt und erfahren, oder in glaubwürdigen Urkunden verzeichnet fand. Die Anfänge des Haberfeldtreibens sollen in den Restbeständen der alten Femgerichte zu finden sein. Jedenfalls wurde schon kurz nach dem 30jährigen Krieg in der Nähe von Schliersee bei Hohenwaldeck Haberfeld getrieben. Der Name Haberfeldtreiben stammt jedenfalls daher, daß man früher dem Angeklagten einen Haberbuschen zum Zeichen des Habergerichts aufs Haus gesteckt hat. Ein Warnungssignal, das vielleicht bedeutet, daß man ihm bei künftiger Verstocktheit den roten Hahn aufs Dach setzen wird. — Daß man den Delinquenten durch ein Haberfeld getrieben oder seine Haberfelder vernichtet hätte, gehört in das Reich der Fabel. Denn in der Haberergegend gibt es nur wenig Haberfelder und haben die Haberfeldtreiber von je getrachtet, auf einem freien Hügel in der Nähe des betreffenden Dorfes mit freiem Ausblick ihre Treiben zu veranstalten und nach dem Treiben so rasch und lautlos als möglich wieder zu verschwinden, um den behördlichen Verfolgungen zu entgehen. Das Gebiet der eigentlichen Haberfeldtreiben ist in Oberbayern begrenzt von Isar, Inn und Mangfall und zerfällt in zehn Bezirke. In jedem Bezirk sitzt ein Habermeister. Die Gesetze der Haberer sind oder waren vielmehr sehr streng und es wurde namentlich der Verrat mit dem Tode bestraft. Ich erinnere mich noch, daß in der Nähe von Holzkirchen ein derartiger Verräter erschossen wurde, und als man den Täter eruiert hatte und fragte, was ihn zu dieser Tat bewogen habe, antwortete er: „I hob eahm halt net leid'n kenna." Ich weiß nicht, wie der Prozeß ausgegangen ist, nur soviel erinnere ich mich, daß eine weitere Aussage aus dem Burschen nicht herauszubringen war. — Wenn ein Treiben in Aussicht steht, so beruft der betreffende Meister, in dessen Rayon getrieben werden soll, seine Amtskollegen in geheimer Konferenz zusammen, in welcher besprochen wird, wann, was, wem, weshalb und wo getrieben werden soll. Der poetischste der Meister wird dann beauftragt, das Sündenregister in gediegene Reime zu bringen, welche beim Treiben verlesen werden müssen. — Nachdem nun vom Komitee alle Vorbereitungen besprochen, scheiden die Teilnehmer mit dem Abschiedsgruß: „Tod dem Verräter". Nun beginnt die eigentliche



Haberfeldtreiben

Tätigkeit der anderen Meister, das Ansagen und die Zusammenziehung des ganzen Habererbundes. Die in jener Gegend des Haberns verdächtigen Personen dürfen sich nicht daran beteiligen, im Gegenteil, sie müssen sich am Abend des Treibens auffallend öffentlich zeigen, um erstens die Behörden irrezuleiten und zweitens später ihr Alibi nachzuweisen. — In der Nacht kurz vor dem Treiben werden in der Ortskirche die Glockenstränge abgeschnitten, die Schlüssellöcher verstopft und in den letzten Jahren wurden auch die Telephon- und Telegraphenleitungen abgeschnitten, um so die Verständigung der Polizei- und Militärgewalt auszuschalten. — Auch wurde öfters versucht, durch falsche Denunziationen die Gendarmerie irrezuführen. —

Um die bestimmte Stunde, meist gegen Mitternacht, kommen die Haberer an den ihnen bestimmten Versammlungsorten zusammen, nur kenntlich am Feldgeschrei und Losungswort. — Die Gesichter sind meist geschwärzt, mit Bärten vermummt oder mit schwarzen Zipfelmützen überzogen. — Von den Versammlungsorten marschiert man dann zum eigentlichen Triebplatz. Nun wird vom dirigierenden Meister die wohlbewaffnete Postenkette ausgeschickt, um jede unberufene Annäherung mit allen Mitteln zu verhindern. Nachdem dies geordnet, wird mit einem Böllerschlag, Flintenschüssen, Pfeifen, Gejohle, Hafendeckelgeklapper und Aufschlagen mit den Bergstöcken an Heuhütten mit dem sogenannten „Grewöi" (Krawall) die Zeremonie eröffnet. Darauf tritt der Habermeister in den Kreis mit folgender Einleitung:

„Im Namen Kaiser Karl vom Untersberg müaß ma heut' wieder ins Haberfeld treib'n,
Nachdem die Plakat'n ang'hängt, kann's jeder abschreib'n."

(Nun folgen lauter fingierte Namen, mit denen die anwesenden Haberer aufgerufen werden! Z. B.:)

„Der Forschtmoasta von Miaschbach, a recht a foaschta (feister),
Der is' heut inser Hobrermoaschta (meister);
Der Amtsrichter und dem Notar sein Schreiba,
De san heut' aa bei de Haberfeldtreiba,
Denn des san unsre Stenographisten,
Und da Glasa und da Hafner san d' Velocipedisten.

Außerdem sind erschienen: Der Hexenbanner vom Wallberg, der Garibaldi, der Gletschernazi, der Napolium, der boarische Hiasl, der Berggeist Rübezahl, der Nakasacki, der kleine Cohn usw. (Jeder ruft bei seinem Spitznamen: „Hier"!)

So Leut', habt's a kloane Geduld, mir san guat an der Zeit,
Dann sollt's alle hör'n, was für Batzi und Spitzbuab'n als 's geit [gibt].
Oans möcht' i no sag'n zur Warnung recht laut,
Daß si' koa Gendarm mehr zuwi net traut,
Sunst taat eahm unser Büchsei a weng was verzöhln,
Und nach jedem G'satzl teats tapfer grewöin" (Lärm machen).

Nach dieser Begrüßung übergibt der Meister das Wort der eigentlichen Habererverse an einen Haberer, der mit gutem Organ und deutlicher Aussprache begabt ist, und dieser beginnt dann mit der Verlesung der Sündenregister. Leider kann ich diese Verse nicht in Originalfassung bringen, denn die Derbheit spottet jeder Beschreibung. Ich kann nur andeuten, daß es sich dabei meist um Ehebrüche und ähnliche Gegenstände handelt, von denen man nur einen entfernten Hinweis bringen kann, wie ungefähr:

„Da Müller, der alt, is' a schweinerner Knoch'n,
Der hot mit der Dirn schon die Eh' diemal (zuweilen) broch'n
Und dann tuat er's abschwörn, wann's geht ans berapp'n (bezahlen)
Er denkt, mit'm Geld koscht den Bruch nia net papp'n.
Der Lump, der recht schlechte, der tut eahm ganz leicht,
Weil er ja koa Höll' und koan Teufi net scheucht."

Der Meister: „Manna is' 's wahr?"

Alle Haberer: „Ja, wahr is' 's!"

Meister: „Nacher treibt's zua! —" Nun erfolgt jedesmal die Höllenmusik, genannt Grewöi; dann geht's weiter im Text:

„Die Wirtin, die Loas (das Schwein) is' aa a nett's Leut,
Weils niemals an Deanstbot'n nix z'fress'n nit geit (gibt)
Und nacha der Wirt, der derf nia nix net sag'n,
Weil sunscht eahm sei Alte tat an Voz (Maul) recht verschlag'n.
Der Teifi, der holt's net, denn wann er de brächt,
De waar in da Höll' als sei' Großmuatta z'schlecht!"

Der Meister: „Manna, is' 's wahr?!"

Alle Haberer: „Ja, wahr is' 's!"

Meister: „Nacher treibt's zua!" Grewöi etc., so geht es fort, bis alle Mißliebigen mit einer ähnlichen Anerkennung erwähnt wurden. Wenn nun der letzte Grewöi verklungen, kommt die Danksagung des Meisters wieder zum Schluß mit falscher Namensnennung:

„Wann's grad wieder der Fall waar, daß ma wieder herkema,
Na müass' ma an Schlosser und an Fischer hernehma,
Und no a paar andre, zu de heut koa Zeit,

Weil der Weg nach'm Untersberg zua so saakrisch und weit.
Es tuat mi aa heut schon das Lesen verdrießen,
Drum woll'n ma aa's Haberfeld jeatzat beschliaß'n."

Es haben sich heute an dem Haberfeld außer den anfangs genannten Herren beteiligt:

„Der Forschtmoaschta von Tegernsee als Vorstand,
Der Bezirksamtmann von Rosenheim als Rat der Haberer vom Oberland,
Der Oberamtsrichter von Wolfratshausen als Kompagniekommandeur,
Der Polizeirat Graf Luxburg als Postenkontrolleur,
Der Dr. Sigl von München als Gedichtlfabrikant,
Und der Oberbräu von Holzkirchen als Bierlieferant.

(Natürlich lauter falsche Bezeichnungen!)

De soll'n für ihre Müh' alle hoch leb'n mitnand!

(Allgemeines Hoch!)

Und den Erzbischof von München, den teats uns schön grüaßen,
Er soll uns halt von der Kirch' net ausschliaß'n! —

Und ehe wir diesen Platz verlassen, wollen wir auf unseren gnädigsten Landesfürsten ein dreifaches Hoch ausbringen! Alle Haberer: „Hoch! Hoch! Hoch!"

„Für heut', da is' 's gar, drum gebt's jetzt a Ruah,
Und jetzt geh'n ma schleunigst an Untersberg zua."

Nach dieser Aufforderung verlassen die sämtlichen Haberer schleunigst den Treibplatz und verschwinden lautlos nach allen Richtungen. — Man hört nur noch das Knacken der Zweige, das Rauschen des Windes in den Blättern und hie und da das Bellen eines Hofhundes und dann erklingt noch aus der Ferne das Trompetensolo des Signalbläsers: „Was man aus Liebe tut!" Dieses ungemein passende Motiv ist immer der Schluß der Treiben. — Tags darauf werden die Habererverse heimlich als sogenannte Lesen gedruckt, verkauft und verteilt. Hie und da wird einem im Treiben Verfemten noch zum Fenster hineingeschossen, alles mit der Grundidee: „Was man aus Liebe tut!"

Heutzutage kommen in den Haberergerichten viele ungerechte Beschuldigungen vor, während früher die Treiben hauptsächlich gegen Personen gerichtet waren, die sich durch Schlauheit den Gesetzen zu entziehen wußten, oder durch Wucher und sittenlosen Lebenswandel usw. verfehlten. Heutzutage zählen alle derartigen Veranstaltungen unter die Rubrik „Landfriedensbruch" und werden auch namentlich bei vorkommendem Widerstand gegen die Polizei- und Militärmacht mit schweren Zuchthausstrafen geahndet. —

Ausfälle — Unfälle und Einfälle

Der Gründonnerstag ist der Anfang der Schmerzenszeit; er war auch für mich ein besonderer Schmerzenstag im Jahre 1929, als ich abends 8 Uhr im Künstlerhaus beim unbeleuchteten, rückwärtigen Eingang des Künstlerhaus-Restaurants einen Fehltritt machte und zu Boden stürzte. Ein Schmerz, als ob mir ein Dolchstich die Schulter durchbohrte, durchzuckte meinen ganzen Körper, und der herbeigerufene Arzt konstatierte, daß ich mir meinen linken Arm total ausgefallen hatte. Ein paar Spritzen Morphium brachten mich wieder einigermaßen zur Besinnung und eine Autodroschke nach der Chirurgischen Klinik. Mit großer Sorgfalt und Chloroformbetäubung wurde mir der Arm vom Oberarzt Dr. Gebhardt eingerichtet, eine Röntgenphotographie aufgenommen und ein umfangreicher Stärkeverband verwandelte meine menschliche Silhouette in die einer Riesenschildkröte. — Zwischen schlaflosen Nächten und schmerzerfüllten Tagen erinnerte ich mich, trotz aller Betäubungsmittel, fortwährend an diesen schrecklichen Ausfall! — Ich habe nie geglaubt, daß es überhaupt so viel Schmerzen geben könnte, als ich allein in diesen ersten zehn Tagen ertragen mußte. Nach dieser Periode wurde ich endlich von dem Zwangsverband erlöst, mit Massage und Röntgenbestrahlungen behandelt, wodurch ich einige Bewegungsmöglichkeiten erlangte. — Als ich sodann dem dirigierenden Arzt erklärte, ich wollte schon nach vier Wochen wieder auf Gastreise gehen, hielt mich dieser Sachverständige einfach für verrückt. — Meine Energie veranlaßte mich aber, wenigstens ab 1. Mai einen Probeurlaub in der Klinik herauszuschinden und so zog ich dann mit frischem Mut auf meine Gasttournee. Drei Wochen habe ich viel Erfolg

und ebensoviel Muskelschmerzen erlebt, um sodann wieder in meine Klinik zurückzukehren. — Nach weiterer Behandlung wurde ich zu einer Badekur veranlaßt und erhielt dabei die einigermaßen tröstliche Aussicht, daß meine Schmerzen bald ganz gestillt würden. — Zum Ruhme der Chirurgischen Anstalt muß ich noch erwähnen, daß ich bei meiner Massagekur bemerkte, wie arm und reich, groß und klein mit gleicher Liebe, Aufopferung und Hingabe von den Ärzten wie vom Personal behandelt wurde. Bei dem Massenandrang, der jetzt durch Automobil-, Motor- und Fahrrad-Unglücke im Sommer und durch Ski und Rodel im Winter veranlaßt wird, ist das wirklich zu bewundern.

Wie schwer es ist als Darsteller zu wirken, wenn man nicht ganz intakt ist, und namentlich bei lustigen Darstellungen, dem Publikum ein solches Manko und schmerzliche Störungen verschleiern muß, kann nur derjenige beschreiben, der dies am eigenen Leib erlebt hat. — Der darstellende Künstler besitzt ein großes Maß von Energie, was ihn namentlich während seines Auftretens beseelt und alle diese Hindernisse gering erachten läßt. Ich denke nur an einen Abend, an dem ich den Bader im „Jägerblut" darstellte und es mir fast unmöglich war, einen altbackenen Gugelhupf mit einem stumpfen Messer zu zerschneiden. Ich kam so in Erregung, daß ich ihn mit den Worten: „Stirb Elender" aufspießen wollte, aber der alte Gugelhupf entzog sich meiner Rache, indem er den Dolchstich durch seine harte Rinde parierte und davonsprang. Ich mußte ihn unter Gelächter wieder einfangen und habe ihn dann mit Ach und Weh entzweigerissen. In „Schwiegervater" steckte ich beim Freudentanz meine Hände in die Hosentaschen und brachte meine Linke nur mehr nach verschiedenen empfindlichen Versuchen aus der gefesselten Situation. Das Publikum unterhielt sich dabei großartig, indem es glaubte, daß auch mein Schmerzensausdruck in der Rolle vorgeschrieben sei.

In derselben Zeit hat sich eine Sängerin des Staatstheaters in München das Handgelenk auf der Szene gebrochen und trotz aller Schmerzen spielte sie ihre Partie tadellos zu Ende. Ich habe erlebt, wie mein Kollege Brummer in der Rolle des „Casim" in „Ali-Baba" mit fürchterlichen Herzkrämpfen die Premiere zu Ende spielte und erst nach Schluß des Stückes in meiner Garderobe tot zu Boden fiel. Auch Molière ist im „Eingebildeten Kranken" erst gegen Schluß der

Komödie bei dem Worte: „Juro!" von einem Blutsturz tödlich befallen worden. Der große französische Heldentenor Gustav Hypolis Roger zeigte sein Heldentum auch in der Art und Weise wie er sein Mißgeschick ertrug. Roger wurde geboren am 17. Dezember 1815 als Sohn eines Notars. Er war zur juristischen Laufbahn bestimmt, wechselte diese aber 1836 mit dem Konservatorium und debütierte 1838 an der komischen Oper in Paris, in „L'Eclaire" von Halevy mit großem Erfolg. — Avancierte 1848 an die Große Oper als erster Heldentenor und kreierte mit unbeschreiblichem Sukzeß 1849 dort die Rolle des „Propheten". 1857 wurde er auf der Jagd am Arm verwundet und mußte ihm derselbe infolgedessen amputiert werden. Schon 1859 trat er wieder an der Komischen Oper in Paris auf und dirigierte seinen künstlichen, mechanischen Arm mit einer solchen Geschicklichkeit, daß die meisten Zuschauer nicht glauben konnten, daß er diesen Arm verloren hatte. Ich selbst habe in meiner Anfangstheaterzeit noch viel über Roger gelesen und ein Freund, der noch oft Gelegenheit hatte, Roger zu hören und zu sehen, bestätigte mir, mit welch unglaublicher Geschicklichkeit durch Wendungen und mit Unterstützung seines gesunden Armes er die Mechanik des künstlichen auslöste und ohne jede Störung seine Partien glanzvoll zu Ende führte. Roger hat auch viel in Deutschland, Hamburg, Frankfurt und Berlin, gastiert und hat erst ein paar Jahre vor seinem Tode seine theatralische Tätigkeit abgebrochen. Er war dann auch als Professor der Gesangskunst tätig und starb erst am 12. September 1879. Gerade bei meiner „Ärmlichkeit" und „Erbärmlichkeit" mit allem, was drum und dran ist, fiel mir der Künstler Roger ein und das viel größere Unglück dieses tapferen Kollegen und diese Erinnerung wieder war es, die mir den Mut gab, trotz aller Schwierig-



Der französische Tenor Roger

keiten meinem Beruf so lange als möglich treu zu bleiben und fortzuarbeiten an der idealen Idee, dem bayerischen Volksschauspiel und seinen wackeren Vertretern die Wege zu ebnen, die zu einem ruhmreichen Endziel führen müssen, vielleicht sogar zu den Pforten einer neuen Münchner Bühne, in der wieder die behagliche, gemüt- und humorvolle Volkskunst aufleben wird.

Gott geb mir dazu noch Kraft und Ausdauer!

Sammlungen

Eines Tages sagte mir mein väterlicher Freund und Direktor Lang des Gärtnerplatz-Theaters, als ich beinahe meinen Auftritt versäumte: „Hören Sie, Dreher, Sie kommen jedesmal so spät ins Theater, selbst wenn Sie die größte Rolle spielen — das geht nicht mehr! Der Künstler muß sich doch erst sammeln, ehe er auftritt, um seinen Part richtig und sicher durchzuführen. Mit einem zufälligen Gelingen kann man als ernster Künstler nicht rechnen."

Diese Lehre habe ich mir sehr zu Herzen genommen und bin dann mindestens 15 Minuten vor der Komödie in die Garderobe geeilt, wo ich mich während des Ankleidens und Schminkens durch Seitenblicke in meine Rolle noch besonders sammelte. — Später hat sich aber meine Sammelleidenschaft mit der Nervosität vergrößert und heute gehe ich schon mindestens eine Stunde vor meinem Auftreten ins Theater, ob ich die Rolle zum ersten oder zum hundertsten Male spiele. Jedesmal lese ich meine Szenen vor dem betreffenden Akt durch und sammle so alle Sätze, Nuancen und Glanzlichter in der Sparkasse meiner bescheidenen Leistungsfähigkeit, um sie zur rechten Zeit verteilen zu können.

Das Sammeln ist aber nicht nur bei mir zur künstlerischen Notwendigkeit gediehen, sondern zu einer allgemeinen Sammelwut ausgewachsen. Ich sammelte Briefmarken, Bildnisse von bedeutenden Kollegen und später, als meine Lebenskraft und Kassenerfolge mir Gelegenheit gaben, auch wertvollere Gegenstände zu sammeln, verlegte ich mich aufs Sammeln von Kunstgegenständen, Antiken, Silberzieraten, Möbeln, Büchern, alten und neuen Gemälden, soweit es eben meine Vermögensumstände erlaubten. Meine Gastreisen

führten mich in so unendlich viele Groß- und Kleinstädte, in denen ich vom bescheidenen Tändler bis zum größten Antiquar alle besuchte, und dort meine Erwerbungen machte. An Ölgemälden hatte ich allein noch vor der Inflation an 300 Stück von Meistern wie Lenbach, Stuck, Defregger, Grützner, Kaulbach, Zügel, Gabriel Max, Diez, Oberländer, Spitzweg, Knaus, Hans Thoma u. a. m. Alle diese großen Namen prangten Anfang des Jahrhunderts noch an den Wänden meines Künstlerheims, bis die gütige Inflation mir nur noch die Nägel meiner Bildergalerien überließ.

Eine andere Leidenschaft habe ich mir schon vor dieser katastrophalen Zeit abgewöhnt, das war das Sammeln von antiken Porzellanfiguren und Majoliken, nachdem ich mit Fälschungen derart betrogen wurde, daß ich selbst die traurigste Figur in meiner Sammlung vorstellte. Ich habe dann diese Porzellansammlung, die mich viele Tausende gekostet hat, in Frankfurt am Main versteigern lassen und kaum die Transportkosten hiefür eingenommen.

Diese Täuschungen erlebten aber nicht nur ich, sondern selbst die größten Sammler und Händler, was die vielen Prozesse am besten beweisen. Wie täuschend antike Keramiken kopiert werden können, kann ich aus eigener Erfahrung niederschreiben. Als ich in den 80er Jahren in Bayreuth gastierte, entdeckte ich dort einen alten Töpfer namens Sailer, der noch aus der berühmten Kreisner-Familie stammte, die seinerzeit die wertvollen Apostel- und Kurfürstenkrüge herstellte. Dieser Künstler fabrizierte nach den alten Modellen erstklassige Kopien, die in Form, Farbe, Bemalung, sogar bis auf den alten Zinndeckel den Originalen so ähnlich sahen, daß später zwei allererste Händler und Experten die Krüge bei mir für echt und alt erklärten!

Die erste Porzellanfiguren-Sammlerin Deutschlands in Berlin hat vor vielen Jahren von Lord Grey eine antike farbige Meißener Gruppe um hohen Preis erworben. Als sich herausstellte, daß die Gruppe neu bemalt sei, verlangte sie die Sistierung des Geschäftes, worauf der Lord jedoch nicht einging und als die Sache zum Prozeß kam, waren die Urteile der Experten so widersprechend, daß der Richter erklärte, „wenn die ersten Kenner sich nicht einig sind, was an der Gruppe falsch oder echt ist, so kann ich als Richter den früheren Besitzer nicht verurteilen", und die Dame verlor den Prozeß.

Welche gewagte Tricks bei Erwerbungen von antikem Porzellan angewandt und wie hoch dieselben eingeschätzt werden, möchte folgende wahre Geschichte beweisen. In Paris lebten zwei alte ziemlich vermögende Schwestern, welche unter ihren Familienerbstücken auch zwei wertvolle chinesische Vasen ihr Eigen nannten. Viele Sammler und Händler hatten sich schon um diese zwei Spezialitäten mit Geldangebot und Überredungskünsten beworben, aber immer ein Refus erhalten. Eines Tages kam ein Kunsthändler und bat für eine große Antikenausstellung um die beiden Wertstücke. Nachdem Angebote bis zu 20 000 Franken wieder erfolglos blieben, veranlaßte er doch die beiden Besitzerinnen, ihm die beiden Vasen gegen die benannte Kaution leihweise zu überlassen. Diese Ausstellungsgegenstände erregten die allgemeine Bewunderung und Sehnsucht der Sammelwütenden. Als die Ausstellung beendet war, ließ der Aussteller dieselben zurückbringen und, o Malheur! der Träger der einen Vase stolpert beim Zurückbringen und fällt mit dem teuren Schatz ins Zimmer der Damen; verzweifelt steht er auf, aber die Vase liegt in tausend Scherben neben der noch gut erhaltenen Schwester. Der Händler erklärt sich sofort bereit, den Schaden mit 10 000 Franken zu ersetzen. Nun war aber der Fall doch anders geworden, denn die beiden Damen erklärten, daß die beiden Vasen als Pendants zusammengehörig waren und jetzt die eine allein für sie nicht mehr den Wert besäße und er müsse die ganze Vase jetzt auch behalten und wie garantiert, die beiden um 20 000 Franken bezahlen. Es kam zum Prozeß und der Händler wurde im Sinne des Verlangens der Damen verurteilt. Nach Jahren stellte sich heraus, daß das Zerbrechen der einen Vase nur eine Komödie mit einer Kopie des Originals war, und die beiden Originale um grandiosen Kaufpreis nach Amerika gewandert seien. Für ein Nachspiel war die Sache verjährt.

Da sagte ich mir, nachdem dieser Antikenhandel so gefährlich, da schaffe ich mir lieber moderne Porzellanfiguren an, die in den noch bestehenden Porzellanmanufakturen Nymphenburg, Meißen, Selb, Marktredwitz so herrlich und verhältnismäßig um billigen Preis zu erwerben sind. Mit Nymphenburg hatte ich gleich größere Abschlüsse für das Porzellanservice in Ludwig Thomas „Medaille", wo zum Schluß beim Kampf der Bauern Teller, Terrinen, Saucieren und Weinflaschen etc. alles in Scherben geht. Da ich immer fehlerhafte

Service kaufte, was man vom Publikum aus nicht beurteilen konnte, erregte diese Porzellanverschwendung als Aktschluß jedesmal großes Aufsehen und Anerkennung.

In Meißen war ich im Jahre 1912 und hatte durch die Güte des Künstlers Willy Münch einen Einblick in die königliche Fabrik, lernte die Art und Weise der Herstellung der Porzellane kennen und zugleich auch die Künstlergrößen, wie Professor Achtenhagen, Hössel, Voigt, Hentschel, Walther, Eichler, Barth, William Baring und Stein und zugleich mit ihrer Kunst auch ihre Persönlichkeit bewundern.

Dann kam ich auf meinen Gastreisen auch nach Selb, in die Rosenthal'sche Porzellanmanufaktur, wo ich ebenfalls die vornehmsten Künstler antiker und moderner Technik anstaunen konnte, sowie den liebenswürdigsten aller Direktoren, Dr. Zoellner, der mich auch in die Rosenthal'schen wie Thomas'schen Fabriken in Marktredwitz einführte. Ich habe dort alle Neuerungen der Fabrikation und des Vertriebes kennen gelernt — habe die Brand-, Mal-, Modellier- und Packsäle durchwandert und bin schließlich in den Lagerhallen und Ausstellungssälen angekommen. In diesem Märchenland, wo Hunderte von Bajaderen vor mir die zierlichen Knie beugten, wo eine unzählige Hundemeute vom Dackel bis zur Dalmatiner Dogge mich bekläffte, wo Harlekins, Pierretten und Pierrots mich umtanzten, Schlangenbändiger und Derwische mich faszinierten, Tausende von Hirschen, Rehen und Gazellen, untermischt mit Tigern, Löwen und Pumas sich um die Papstbüste drängten (die schönste Büste in weißem Porzellan mit goldener Stola), dazwischen tanzte aus dem Ganzen meine bescheidene Ko-Ko-Figur als japanischer Scharfrichter, der vorher mindestens 20mal im Brand und Guß sich widerspenstig bis zum Zerspringen benahm; ich war ganz wirr im Kopf von all dem bunten Getriebe und der Zierlichkeit der Gegenstände, bis mich mein liebenswürdiger Gastfreund nach dem Kasino schleppte, wo ich ein ebenso buntes Gemisch von Vertretern ausländischer Warenhäuser, Engländer, Amerikaner, Russen, Franzosen, Spanier und Türken antraf, welche abends alle meine Theatervorstellung besuchten und mir hernach in der liebenswürdigsten Weise ihre Anerkennung, mit oder ohne Überzeugung, in allen Sprachen ausdrückten, bis Doktor Zoellner eine unverdiente Lobeshymne auf mich und meine bescheidene Kunst anstimmte. Da mußte ich mich dann auch wieder auf die

Sammlung verlegen, ich sammelte mich zu einer Dankesrede, welche mir aber wirklich von Herzen kam, weil ich von der großartigen Kunst und Organisation der Firma Rosenthal so überwältigt war, daß mir die Worte der Anerkennung fehlten, doch mußte ich erwähnen, daß unter den verschiedenen Gruppen zwei Allegorien vergessen waren, das ist die Gastfreundschaft und die Organisation, und diese beiden Gruppen möchte man porträtähnlich mit Philipp Rosenthal und A. Zoellner gestalten. Denn es ist nicht nur ein unendlich schweres Beginnen, ein solches Werk zu inszenieren, sondern vor allem auch es lebensfähig zu erhalten und Tausenden von braven, fleißigen Arbeitern und Künstlern guten Verdienst und sicheres Brot zu geben.

Meine Amerikafahrten

Hapag 1909

Auf der „Deutschland" nach Amerika und auf der „Amerika" nach Deutschland

Nur wer auf den großen deutschen Überseedampfern gereist ist, kann erfassen, was Bequemlichkeit, Beruhigung der Nerven und angenehmes Ausschalten von allen Lebenssorgen bedeutet. Nur er kann erkennen, welche Sehnsucht selbst der Mißvergnügteste hat, sich fröhlichen Menschen anzuschließen, selbstverständlich, wenn nicht sturmbewegte Meereswellen und Unstimmigkeiten des Magens eintreten.

Als Sicherung gegen solche Störungen haben die sämtlichen Schiffahrtsgesellschaften keine richtigen Gegenmittel; ich war aber damals sowohl auf der Hin- wie auf der Rückreise von herrlichstem Frühjahrswetter begünstigt und die Reisegesellschaft vom ersten Kapitän bis zum Küchenjungen, vom Dollarmillionär bis zum kleinsten Handlungsreisenden nur von zwei Stimmungen eingenommen: Lebensfreude und Appetit. Die Büfetts und Speiseplatten erinnerten mich an das Märchen des Schlaraffenlandes; die Spielsäle an ein kleines Monaco mit jeder Rückversicherung. Die Einrichtung der Prunkräume und Kabinen an die paradiesische Pracht alter Königsschlösser.

Ich hatte bei den Mahlzeiten stets die Freude, neben dem Kapitän und einigen Schiffsoffizieren placiert zu sein und da ich stets guten Humors und redselig war und meiner Umgebung so manches Interessante aus meiner bayerischen Heimat und von meinen sonstigen Unternehmungen mitteilen konnte, so lockte unsere frohe Stimmung immer neue Gäste an unseren Tisch, die mich sowohl ins Rauchzimmer wie in die Offiziersmesse begleiteten. Letztere an der vordersten Spitze



Albert Ballin



Dr. Wilhelm Cuno

des Dampfers hatte allerdings etwas mehr Abstoßendes als der übrige Rumpf des Schiffes und so mußte ich auch dort, obwohl ich sonst gegen Seekrankheit gefeit, ein paarmal auf die Seite gehen, um eine Träne des Mitleids zu vergießen. Ich habe bei dieser Überfahrt Freunde aus allen Gegenden der Welt kennengelernt und trotz der verschiedenen Sprachen und Dialekte verstanden wir uns schließlich alle vortrefflich.

Wie aufmerksam war auch die Bedienung. Ob in der Kabine, ob am Sonnendeck, ob im Speise- oder Rauchsalon; wie oft frug mich der Obersteward, was ich mittags für eine Lieblingsspeise wünsche

und als ich mir einmal als Delikatesse eine bayerische Kalbshaxe bestellte, erregte das Servieren des umfangreichen Gegenstandes, wie mein Appetit allgemeine Bewunderung. — Ich machte einmal die Bemerkung, daß mich nur eines betrübt (es war dies am Ostersamstag), daß ich das Osterfest fern von meiner Familie verleben müsse. Als ich morgens noch im Halbschlummer lag, raschelte es in meinem Zimmer; ich fragte was los sei und da antwortete mir der Steward, er solle nur zu Ostern mein Zimmer ein wenig in Ordnung bringen. Als ich nun aufstand, mein Frühstück einzunehmen, war meine Kabine mit Bändern und kleinen Flaggen dekoriert und ein Osterfrühstück mit bunten Eiern, Hummern und Crape fruits lachte mir entgegen, ebenso wie die Offiziere des Dampfers, welche sich schon vorher hinter meiner Kabinentüre postiert hatten.

So ging das freudvoll Tag für Tag, bis zum Captain-dinner und zur Ankunft in New York. Dort traf ich noch öfters mit einigen Fahrgästen und Offizieren der „Deutschland" zusammen. Und als Generaldirektor B a l l i n in New York eintraf, lud er mich ins Plaza-Hotel und als später die wackeren Direktoren des deutschen Theaters mich zum Schluß meines wirklich erfolgreichen Gastspiels um die kontraktlich festgelegte Rückfahrt beschwindelten, hatte ich die Freude, als Gast meines Gönners, Geheimrat Ballin, die Rückfahrt in einer Staatskabine der „Amerika" zu machen.

„Nachts ging ich dann noch auf mein Schiff,
Ich schlief so lang, ich schlief so tief,
Und hab im Traum betrachtet:
Wie ich doch hier im fremden Land
So viele Freund' und Freude fand,
Und wie man Deutschland achtet. —
Denn von New York bis Davenport,
Wo ich auch war, an jedem Ort,
Sah' deutschen Fleiß ich blühen,
Und sah, wie man dem Deutschen Reich
Und jedem Stande, das ist gleich,
Zeigte nur Sympathien.
Ich träumt' auch, was ich durchgemacht,
Und als ich morgens aufgewacht,

Da steh'n vor der Kabine
Der Charley, Fritz, der Bill, der Tom,
Und fragen, wann ich wiederkomm
Mit ganz betrübter Miene.
Und als das Schiff dann fuhr vom Strand,
Da rief ich: „Hoch dem Sternenband!"
Das mich noch grüßt von weitem.
Und alles schrie mit mir „Hurrah!
Hoch Deutschland und Amerika!"
Wie ändern sich die Zeiten!

Viele von meinen damaligen Schiffsfreunden haben inzwischen das Zeitliche gesegnet, namentlich auch der größte Organisator der deutschen Handelsflotte, Ballin. Viel Unglück ist inzwischen über unser Vaterland und über die deutsche Handelsflotte hereingebrochen. Man hat uns sogar den „Imperator" und das „Vaterland" genommen, aber die Hapag lebt weiter, blüht und gedeiht, trotz aller Stürme und Schicksalsschläge und heller Sonnenschein strahlt über der deutschen Marine und all ihren Verbindungen, so daß wir heute schon wieder in den vordersten Reihen des Weltverkehrs unsere schwarz-weiß-rote Flagge hissen können.

Tiffany!

Ein eigener Reiz umstrahlt die Edelsteine, den Perlenschmuck und das Goldgeschmeide. Jahrtausende hindurch hat man sich daran begeistert und solche Zier mit jeder Zahlungsform und selbst mit Menschenblut erhandelt.

Kein Wunder, daß auch auf mich das größte Juwelenhaus New Yorks einen gewaltigen Eindruck machte. Aber nicht nur die benannten Schmuckgegenstände, auch die Farbenpracht der berühmten Tiffany-Gläser, sowie die zierlichen künstlerischen Bronzen erweckten mein Interesse und vor allem eine nach wissenschaftlichen Grundsätzen einzigartig zusammengestellte Sammlung von Edel- und Halbedelsteinen, vom einfachen Achat bis zum größten Brillanten der Erde, dem berühmten Tiffany-Diamanten, welcher selbst an Größe den Kohinoor und sämtliche Krondiamanten weit übertrifft, wenn auch nicht an

Reinheit, da er vor Neid auf seine Kollegen eine etwas gelbliche Färbung angenommen hat.

Ich sah auch dort die weltberühmten Silberschmieden dieses Kunsthauses und lernte bei dieser Gelegenheit einen der größten Mineralogen, Dr. George Frederik Kunz, kennen, der nicht nur ein hochwissenschaftlich gebildeter Mann, sondern auch geschäftlich einer der tüchtigsten Leiter dieser Weltfirma war. Er zeigte und erklärte mir alle Schätze und weihte mich auch ein in das Geheimnis, wie man auf kluge Weise die Welt nicht nur für hochwertige, sondern auch für einfache, geschmackvolle Schmuckgegenstände begeistern kann. Dr. Kunz hat nämlich ein Werk herausgegeben unter dem Titel „Glücks- und Geburtssteine", Meinungen und Aberglauben, die sich an die Edelsteine knüpfen. Er zeigt darin das Brustschild des Hohenpriesters Aron mit den 12 Edelkristallen, welche später zum Teil auf die zwölf Monate als Glückssteine übertragen wurden und welche Übertragung ich zu Ehren meines Mentors in zwei Monatsverse brachte. Auch zu Akrostikons, auf Ringen und Armbändern hat Kunz die Anfangsbuchstaben der Steine verwendet, so zum Beispiel: Eva schenkt ihrem Bräutigam Adam einen Ring, so müssen die Anfangsbuchstaben der betreffenden Steine das Wort „Adam" ergeben; demnach ein Amethyst, ein Diamant, ein Aquamarin, ein Mondstein aneinandergereiht sein.

Es sind in dem Kunz'schen Werke auch Abhandlungen über die Bedeutung der Edelsteine bei den Griechen, Römern, Juden, Assyrern, Russen, Polen, Arabern etc. enthalten. Auch die Abbildungen von Hunderten der einzelnen Edel- und Halbedelsteine, auch die Bezeichnungen der Länder, in denen sie hauptsächlich gefunden werden. Er verzeichnet darin auch alle Ausstellungen, die Tiffany seit 1867 beschickt und bei denen die Firma prämiiert wurde. Das Werk ist eines der bedeutendsten und übersichtlichsten in der Juwelenbranche und dürfte sicher auch all unseren Juwelieren bekannt sein. Da aber das Werk nur englisch erschienen ist, gebe ich anbei die Brustplatte des Aron sowie die Bedeutung und Bezeichnung der Geburtssteine für die zwölf Monate.

3 Smaragd	2 Falscher Smaragd	1 Karneol
6 Onyx	5 Lapislazuli	4 Rubin
9 Quarz	8 Achat	7 Saphir
12 Jaspis	11 Beryll	10 Topas

Januar:

Dem, der im Januar geboren
Ist der Granat als Schmuck erkoren
Als Talisman er ihm verleihe
Die wahre Freundschaft und die Treue.

— — —

Es liegt in dieses Steines Klarheit
Glaube, Beständigkeit und Wahrheit.

Februar:

Mit Amethyst sei der geschmückt
Der Februar die Welt erblickt
's wird ihn vor Leidenschaft bewahren
Vor Kampf, vor Kummer und Gefahren.

— — —

Des Amethysten heller Schein
Wird Streit und Sorgen stets zerstreu'n.

März:

Wer eintritt in die Welt im Märzen
Der trag den Blutstein stets am Herzen,
Denn dieser Stein verleiht die Gabe
Des höchsten Mutes bis zum Grabe.

— — —

Des Jaspis Glanz bringt Kraft und Segen
Und Weisheit der Gefahr entgegen.

April:

's soll der April-Gebor'ne zieren
Sich stets mit Demant und Saphiren
Weil dieser Edelsteine Blitzen
Ihn stets vor Reu und Tränen schützen.

— — —

Unschuld und heller Sonnenschein
Ist der Saphir- und Demantstein.

Mai:

Wer in die Welt einst trat im Maien
Soll mit Smaragd sein Aug erfreuen
Weil dieses Steines Wunderkraft
Stets Glück im Eheleben schafft.

— — —

Smaragd an weiblichen Geschmeiden
Bringt Ehestands- und Mutterfreuden.

Juni:

Im Juni schmücke deinen Paten
Mit Moos- und anderen Achaten,
Weil dieser Stein an Schmuck und Ringen
Wird ihm ein langes Leben bringen.

— — —

Aus des Achaten Wolkenschalen
Dringen des Lebens Sonnenstrahlen.

Juli:

Auf der Türkisen Himmelsblau
Des Juli-Kindes Auge schau.
Es schütz' ihn dieses Steines Prangen
Vor Eifersucht und Liebesbangen.

— — —

Nur der Türkis hat solche Kraft
Daß reines Liebesglück er schafft.

August:

Wer im August sich eingefunden
Trag Carneol zu allen Stunden
Denn ohne diesen Edelstein
Bleibt ungeliebt er und allein.

— — —

Der Carneol bringt jeder Maid
Das Glück in ihrer Häuslichkeit.

September:

Ein Mädchen, das im September geboren,
Ist meist melancholisch und traumverloren
Darum soll's an die Locken den Chrysolith sich binden
So wird gar bald die Schwermut schwinden.

— — —

Wenn der Chrysolith die Stirne berührt
Er dir die düstern Gedanken entführt.

Oktober:

Der Monat Oktober bringt seinen Sprossen
Wehmut und Kampf als Lebensgenossen.
Doch legt man den Beryll auf die Brust
Dann verwandelt sich das Weh zur Lust.

— — —

Als Glückstein wird der Beryll uns bewahren
Vor allem Unglück und Gefahren.

November:

Es haben die im November gekommen
Den Topas als Amulett genommen,
Der Topas bringt mit sich die Weihe
Der Liebe und der Freundestreue.

— — —

Das goldne Gelb im Topas-Kristall
Zeigt goldne Treue dir zumal.

D e z e m b e r :

Wenn Winterstürme sich erheben
Und doch erwacht ein junges Leben
So soll das Feuer des R u b i n
Als Glückstein ihm für immer glüh'n.

— — —

Rubine dir in allen Dingen
Erfolge, Glück und Segen bringen.

Chicago

Von den Diamanten und Rubinen zu den Blutsteinen, von der Augenweide zur Magenfreude, das heißt nach den Schlachthäusern von Chicago. Um diese Riesenbetriebe mit allen Details zu beschreiben, müßte man Papier- und Tintenvorräte nach den Dimensionen jener großen Organisation zur Verwendung haben. Im Jahre 1909 hatten die drei großen Firmen Armur, Swift und National Packing Co. ein Personal von wenigstens 150 000 Leuten angestellt, sowohl Beamte als alle Arten Handwerker, Techniker, Kontrolleure, Hauspolizisten etc. Tausende von Händlern und Kommissionären tummelten ihre Pferde durch die Rinder-, Schafe- und Schweineherden, welche wieder wie ungeheure Ströme den Schlachthäusern zugetrieben wurden.

Dort geht alles systematisch, ein Schlag, ein Stich, ein Riß, alles wird zerteilt und läuft dann in großen Stücken auf Rollen und Schiebebahn weiter, jeder der Arbeiter hat nur einen Handgriff zu besorgen und ewig zu wiederholen. Alles, was überhaupt am Vieh zu finden ist, wie Fleisch, Fett, Knochen, Haut, Wolle, Borsten und Haare, wird verwertet. Hier laufen die Walzbleche zu den Konservenbüchsen, dort zischen die Lötkolben, hier rasseln die Druckmaschinen für die Etiketten, dort schließen sich die Kistendeckel der verpackten Waren. In blendend weißen Rinnen wird das Blut aufgefangen und abgeleitet und nichts kommt wieder zum Vorschein, wie es eingeführt. Die Fleisch- und Räucherwaren, die Konserven, Gelatine, Leim, Filzfabrikate, die Düngemittel, die Felle, Häute und Lederpräparate das alles verläßt wieder in ungeheuren Eisenbahnzügen mit Pack-

und Eiswaggons diese Betriebe, um nach allen Weltteilen die Erzeugnisse der Schlachthäuser zu befördern.

Dabei ist bei diesem Millionenumsatz eine Reinlichkeit und Genauigkeit zu verzeichnen und eine derartige Kontrolle, die nur Neid und Gehässigkeit verleumden konnte. In sämtlichen Räumen, welche mit weißen Glasurplatten belegt sind, gibt es keine Ecken, sondern nur abgerundete Abschlüsse, welche nach der immerwährenden Wasserbespülung keinerlei Satz oder Unreinlichkeit zurückhalten. Ich hatte dort auch Gelegenheit, einen in Gelatine verpackten Schinken zu öffnen, der laut Abstempelung die Reise um die ganze Welt gemacht hatte und ich kann beschwören, daß das Fleisch desselben tadellos frisch und schmackhaft war. Das kommende und gehende Personal wird an den genau bestimmten Aus- und Eingängen fortwährend kontrolliert und wenn einer von den Tausenden der Angestellten durch Krankheit oder sonst abgehalten wäre zu kommen, so wird er sofort durch einen Reservemann ersetzt, der genau die Funktion seines Vormannes übernimmt.

Man hat mir zur Erinnerung an meinen Chicagoer Besuch eine Kiste mit Fleischwaren nach München nachgesandt. Sie wurde aber damals schon in Hamburg wegen der Trichinose zurückgehalten und ich erfuhr nie, wohin sie gekommen sei. Heute habe ich noch einen Freund Oscar Mayer, Großfleischer in Chicago, welcher mich hie und da noch mit Fleischgenüssen aus der Ferne bedenkt. Dieselben gelangen ohne Schwierigkeiten an meine hiesige Adresse, da die Trichinengefahr bedeutend abgenommen, aber die Ernährungsfrage sich vergrößert hat.

Zweite Amerikareise 1911

Der Seesturm

Als ich 1911 von Bremerhaven abfuhr, spielte das Schiffsorchester: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus!"

Die Anfangsperiode dieser Ozeanfahrt war wunderbar und die Temperatur für den Februar so selten mild, daß ich in Southampton meine einstündige Landungspause und meinen Lunch ohne Paletot genießen konnte. Vier Tage lang belächelte uns die liebe Sonne mit

freundlichstem Antlitz, jedoch am fünften nahm sie einen dichten Nebelschleier vor und Herr Marconi überraschte uns mit der Nachricht, daß von Bermudas ein gewisser Hurricone mit der Flugpost einträfe, der uns noch zum Diner die Ehre seines hohen Besuches geben würde. Der angemeldete Gast war jedoch sehr unpünktlich, indem er nachmittags 5 Uhr noch nichts von sich hatte hören lassen. Aber! Aber! Aber! Nachdem man ihn schon vergessen, kam er gegen ½6 Uhr abends mit einer solch rasenden Geschwindigkeit angesaust, daß man kaum Zeit hatte, vom Verdeck zu laufen, um ihn würdig im Speisesaal zu empfangen. Der windige Herr war aber so stürmisch, daß er in der Eile Flaschen, Teller, Schüsseln, Stewards und Passagiere durcheinander warf und uns eine Art Vorfeier eines Schiffsunterganges veranstaltete. Nachdem dies geschehen, hantelte man sich längs der Wandstangen nach den Kabinen, um auch dort eine lustige Tanzunterhaltung mitzumachen. — Koffer, Schachteln, Stiefel, Möbel, Toilettengegenstände usw. — alles drehte sich von einem Ende der Kajüte zum andern und als ich diesem Treiben Einhalt gebieten wollte, wurde ich selbst freundlichst zur Teilnahme animiert, indem ich von der Wand nach dem Fenster flog und dabei in der Eile meinen Klapptisch losriß, mit dem ich in zärtlicher Umarmung ebenfalls am Bodenteppich hin und her rodelte. Nach längerer Rutschpartie erwischte ich endlich das Messingbein meines Bettes, zog mich mit einem kühnen Schwung in ein Gewirr von Decken und Kissen, schnürte mich rasch mit den Wandriemen fest und lag dann, sehr kurz angebunden, in dieser Wellenschaukel. Das Schiff ächzte und krachte in allen Fugen, das Wasser gurgelte und rauschte, der Orkan brüllte, begleitet von einem ohrenbetäubenden Nebelhornfurioso, und dazwischen hörte man das Ächzen und Jammern der Seekranken. In diesem Höllenkonzert, dachte ich, ist es nicht gut, daß der Mensch allein sei, turnte wieder aus meiner Kabine die Wandstangen entlang, nach dem Vorplatz des Speisesaales. Ein mitleidiges Sofa nahm mich freundlich auf, halb lag ich darauf, halb sank ich hin und hielt mich fest an der Lehne. In wildem Diorama rannten Stewards, Matrosen und Schiffsjungen an mir vorüber ... Aus diesem Chaos krabbelte auch eine gespensterhafte Gestalt mit einem taumelnden Boxerhund an der Leine gegen mich. — Ein alter Geck, dessen Schminke der Angstschweiß abgefärbt und dessen Papilotten im Haar komisch derangiert waren, stolperte auf mein Kanapee

und fiel auf meine Beine! Da ein Krach ... der Sturm hatte ein Rettungsboot losgerissen und nachdem er mit demselben noch, als kleine Aufmerksamkeit, dem Friedenskonferenzler Grafen Aponi das Kajüten-Fenster eingeschlagen, entführte er das Boot auf Nimmerwiedersehen. — Da noch ein Krach: Eine Sturzwelle hatte die sämtlichen Windplanken des Sonnendecks abgerissen, um auch dort oben nicht unbemerkt vorüberzugehen! Da, noch ein dritter Krach, und mein schönes Sofa war unter meiner Last und der des seekranken Hundebesitzers zusammengebrochen und so kugelten wir die Treppe hinab und ich hantelte mich wieder nach meiner Kabine, wo ich diesmal glücklich an meiner Bettstelle landete. Dort, nachdem ich mich wieder angeschnürt, schüttelte mich der Sturm, wie die Katze eine Maus, bis zur sanften Betäubung, aus der ich dann erst morgens sechs Uhr mit gemütlichem Anschlagen meines Kopfes an die Wand erwachte. — Die Situation war noch genau dieselbe wie am Abend vorher. Nun tappte ich mit laubfroschartiger Haftkraft wieder nach dem Speisesaal, indem ich meinen gesunden Appetit genau so festhielt, wie die Wandstangen. Auf meiner Wanderung warf ich einen Blick in die Küche und bemerkte, wie die Köche selbst das Unmöglichste möglich machten: mit der einen Hand sich an einer Leine festhaltend, rührten und mischten sie in schwebenden Kochgeschirren die Speisen, denen ich in Gesellschaft einiger weniger seefester Passagiere, trotz der noch immer schwebenden Pein, tapfer zusprach. Man gewöhnt sich im Leben an alles und so hatten wir auch Zeit, uns an die Sturmflut des Ozeans zu gewöhnen, der sich erst vormittags um 11 Uhr ausgetobt und dann endlich auch gelegt hatte. Auch ich hatte mich dann wieder gelegt, um mich von dieser Punktrollermassage gründlich zu erholen. Als ich wieder erwachte, war mir so wohl, wie noch nie, ich fühlte mich wie neugeboren und konnte nicht umhin, aus Dankbarkeit für unsere Rettung aus dieser Sturm- und Drangperiode folgendes Seekrankheit-A-B-C in unseren Schiffsmoniteur zu schreiben:

A m A nfang, da ists jedem wohl, in Strömen fließt der A lkohol.

B ewirtung und B edienung straff, B ouillon mit B ackfisch, B eef und b aff!

C affee, C onfekt, C rape-fruit schmeckt fein, im C anal ist noch Sonnenschein!

Doch wenn der Wind am Dampfer rührt, die Doppelschrauben man verspürt.
Eh man es denkt, tritt Ekel ein, Erschlaffung auch in Arm und Bein.
Farblos als wie verwelkte Gräser, wird dann auch der Fanfarenbläser. —
Gebrechlich werden Bauch und Därme, Sodbrennen kommt und Gallenwärme!
Herzklopfen und es schwillt die Ader, Haubitzen knall'n und Hinterlader!
Der Jammer zieht dich krumm und schief, der Jüngling steht ganz inaktiv.
Das Katervieh Karriere lauft, das Kabinett ist ausverkauft.
Mit was soll man die Leiden stillen; man nimmt Latwergen und Pastillen.
Medikamente sind nur Fabel, es wird dir elend, miserabel.
Nicht Natron hilft und Nikotin, Narkodium und Naphtalin.
Nicht Olivin und Opium, nicht Odontin, Oxalikum.
Es nützt nicht, wenn sie dich purgieren, mit Pulvern, Pillen dich sekieren.
Auch Quinquina kann dich nicht retten, auf Quassia möcht ich auch nicht wetten.
Auch Riechsalz wird dir anempfohlen und Radium mit Schwefelkohlen.
Auch Salizyl, mit Salz und Kampfer, mit Selters und mit Sauerampfer.
Tabletten nimmst von Tamarinden, auch Tannenduft und Termesbinden.
Als Ultimatum bleibt dir dann: ruf doch den heiligen Ulrich an!
Und wart' dann mit Vertraulichkeit zum Schluß auf die Verdaulichkeit!
Wenn dir dann endlich wieder wohl, dann nimm g'schwind Wein und Alkohol!
X-Mittel sind der reine Hohn, das sagt uns schon der Xenophon!
Ob Yankee, Deutsch, ob Englischmann, es schneid't dich wie ein Yatagan.
Doch zittre nicht und tu nicht zagen, zwickt dich die Seekrankheit im Magen, du mußt sie mit Zynismus tragen.

Nur eine Heilung ist charmant: „Wie's d' seekrank wirst, geh gleich an Land,
Und kannst net naus, weils Schiff noch schwimmt, na wartst halt, bis die Landung kimmt!"

Zollamtsfreuden

Am 9. Februar fuhren wir mit Schneegestöber in den Hafen von New York und die vereinigten Unannehmlichkeiten der Zollschderereien ein. Dieselben sind noch zehnmal schlimmer als alle Stürme des großen Ozeans. Sämtliche Nordpolfahrer können nicht mehr gefroren haben, als ich in den drei Stunden, die man mich von abends 8 Uhr am Pier von Hoboken stehen ließ, um mir endlich zu bedeuten: „daß einer meiner Koffer zu einem falschen Buchstaben gestellt war, ein Kistchen von mir ganz verloren gegangen und meine alten fidelen Bauernhosen zollpflichtige Wertobjekte seien!" Drei Tage lang lief ich mit einem sogenannten Broker (Vermittler) vom Zollamt nach dem Custom-House, vom Custom-House nach Ellis-Island und da der Vermittler sowie die Zollbeamten nur englisch sprachen und ich nur deutsch, kann man sich die angenehme und klare Unterhaltung denken. — Ich verstand nur, daß ich fortwährend schwören und unterschreiben mußte, da man mir meine Sachen nur gegen Bondstellung, das heißt, gegen eine Garantiesumme unter der Bedingung überlassen wollte, daß ich beeidige, keines der Kostümstücke zu verleihen oder zu verkaufen und am Tage meiner Abreise wieder genau so vorlege, wie ich sie gebracht. — Durch das ewige „Hands upp!" wurde ich so nervös, daß ich, so oft mir jemand vom Zollamt begegnete, sofort die Hände in die Höhe hielt. Nachdem mich der Schätzmeister drei Stunden warten ließ und ich endlich durch einen dazukommenden Deutschen erfuhr, daß mich mit der Bondstellung und nochmaligen Beiziehung des Brokers beim Abschied die Geschichte dennoch auf 115 Dollar komme, zahlte ich für meine alten Lederhosen und das Landgrafenkostüm zur Tannhäuserparodie lieber die 85 Dollar Zoll und zog vor, mich ein für allemal, für diese Saison, vom Zollamt fern zu halten. — Aber was ist das gegen die Leiden zweier Damen aus Cleveland! Einer Mutter, die ihre schwerkranke Tochter von Paris zurückholte und vor ihrer Rückkunft

von einem gemeinen Burschen denunziert wurde, daß sich die Damen mit Diamantenschmuggel befassen. — Auf diese Niederträchtigkeit hin wurden die Damen bei ihrer Ankunft in New York verhaftet, bis auf die Haut durchsucht und nachdem sich die Anschuldigung als falsch erwiesen, ohne jede Genugtuung entlassen. — Es ist leider ein trauriger Usus der U. S. A., daß bei erfolgreichen Entdeckungen Denunzianten prozentual honoriert werden. Dadurch könnte es so weit kommen, daß nur Barfuß- und Nackttänzerinnen unbehelligt landen können. Selbstverständlich ist an jeder Landesgrenze strenge Zollkontrolle nötig. Jedoch verlange ich von einem Zollbeamten, daß er nicht nur die Waren, sondern auch die Personen einschätzen kann. Man hat große Zolldefraudationen in Amerika entdeckt und weiß ja, mit welch' unglaublichem Raffinement gerade die großen Schmuggler vorgehen, daß sie sogar Diamanten verschlucken, um die Zollkosten zu sparen, aber es würde doch zu weit führen, wenn man auf eine Denunziation hin jeden unschuldigen Passagier mit Rizinus und Magenpumpen behandeln wollte. Jedoch solche Dinge muß man eben mit in den Kauf nehmen und wo große Schatten, ist auch heller Sonnenschein! —

Hotelwesen

So kam ich von der Dunkelheit des Zollgebäudes zur lichten Höhe des vierzehnstöckigen Plazahotels. Dies im Zentralpark gelegene Wunderschloß hatte mit seinen 1600 Zimmern neben der kostbarsten Einrichtung die mustergültigste Reinlichkeit und freundlichste Bedienung aufzuweisen. In seinen Empfangs-, Speise-, Grill-, Tee-, Bar-, Ball- und Wintergartenräumen bewegt sich die eleganteste Gesellschaft der Vereinigten Staaten.

Ich kenne kein Hotel, das an Luxus und Eleganz das Hotel Plaza übertrifft. Auch muß ich im Plaza anerkennen, daß man mich fabelhaft billig aufnahm und so zahlte ich für Schlaf-, Badezimmer und Garderoberaum täglich vier Dollars und dabei hatte ich die Segnungen dieses Hauses genau so empfunden wie Mr. Gates, der für eine Flucht von Zimmern ein Vermögen pro Jahr bezahlte. — Ich habe dies namentlich in der Zeit meiner Krankheit dort verspürt! Es ist fast keine Stunde vergangen, in der sich nicht der Manager des Hauses nach mir

erkundigte. Dieser Mr. Thompson, ein geborener Deutscher, war ein Allerweltskerl. Er empfängt die Gäste am Schiff, bringt sie ins Hotel, er führt sie nach den Geschäftslokalen, er macht sie miteinander bekannt, er besorgt Doktor und Apotheker, Lawyer und Notar, selbst den Polizeikommissär des Plazahotels, den sogenannten Hausdetektiv. Er spricht alle Sprachen, die wünschenswert, und vor allem die der Fröhlichkeit. — Lachende Menschen findet man in New York seltener als bei uns, wenn ich auch nicht glaube, was ein Amerikaner behauptete, daß die Menschen in den Vereinigten Staaten den Ernst der Indianer annehmen, da dieses Land nur für die Roten geschaffen sei, wie Afrika für die Schwarzen, Asien für die gelbe und Europa für die weiße Rasse. In mancher Beziehung mußte ich ihm jedoch beistimmen, daß Leute, die voll Lebensfreude in New York landen, in kurzer Zeit viel von ihrer Fröhlichkeit verlieren. Mir ist es selbst so gegangen, ich weiß nur nicht, ob dies das Heimweh, die Luft, meine Krankheit oder der Einblick in die traurigen deutschen Theaterverhältnisse bewirkte. — Ich glaube, das Letztere annehmen zu dürfen.

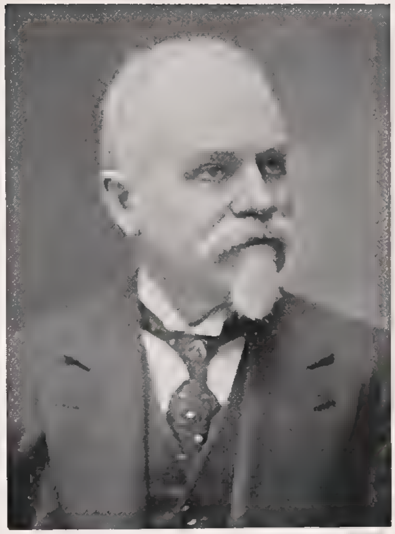
Theater

Der Wunsch, den ich vor Jahren beim Kapitel Theater ausgesprochen, ist leider nicht in Erfüllung gegangen; das „Deutsche Theater", dieser Titel sollte in New York seit Jahren mit einem Trauerrand umkränzt sein; wieviele haben sich schon damit beschäftigt, wieviele sind mit rosiggefärbten Hoffnungen nach dort gefahren, um mit greulichen Enttäuschungen wieder zurückzukommen.

In einer Stadt wie New York, in der auf anglo-amerikanischen Bühnen, namentlich was an Ausstattung, Toilettenreichtum, Präzision der Einstudierung das Beste und Vollkommenste geboten wird und in welcher für die englischen Bühnen ein Millionen-Publikum existiert, das diesen Unternehmungen eine unglaubliche Rente zuführt, könnte ein deutsches Theater nur dann lebensfähig gemacht werden, wenn die reichen Deutschen sich entschließen könnten, dieses Theater fest zu subventionieren. Die immer wieder genannte große Zahl der Deutschen in New York waren auch damals nicht lauter Deutschgesinnte und vor allem nicht lauter Theaterbegeisterte! Es wäre aber selbst heute mit einer bescheidenen Subvention die Möglichkeit ge-

geben, eine gute deutsche Bühne in New York zu ermöglichen, wenn gerade die vermögenden Deutschen am dortigen Platz sich entschließen könnten, einen guten Direktor zu suchen und zu finden, und diesen durch einen angemessenen Zuschuß zu unterstützen. Jede mittlere Stadt in Deutschland muß jetzt derartige Opfer bringen, da man eingesehen, wie unbedingt notwendig eine deutsche Bühne für deutsches Publikum zur Bildung des Geschmacks, zur Hebung des Idealen, sowie für gesunde Erheiterung und Ausbildung der deutschen Sprache und des deutschen Empfindens nötig ist. Im anderen Falle geht eben der Geschmack für deutsche Dichtkunst und Darstellung verloren oder es wird im Rahmen einer Jammerschmiere, die sich mit einem Meerschweinchenbetrieb durchhungert, dieses Empfinden gänzlich unterbunden. Ein festes Personal zu engagieren, halte ich, namentlich heute, für verfehlt, weil das Interesse des Publikums nur durch Abwechslung und gute Vorführungen geweckt werden kann; aber um allen Anforderungen zu genügen, müßte man Schauspiel-, Possen- und Operettendarsteller engagieren und da dieselben nur aus vortrefflichen Künstlern eine Zugkraft bilden könnten —, ist dies nur durch Gastspieltruppen möglich, welche mit bereits einstudierten Komödien und der ganzen Ausstattung nach dort kommen würden. Mit diesen Gastspieltruppen wäre es vielleicht auch zu ermöglichen, Abkommen mit Städten wie Chicago, St. Louis, Philadelphia etc. gegen Garantie zu treffen, um dadurch die Truppen nicht in einer Stadt festzuhalten. Man wird als Gegenbeweis meiner Behauptung das ständige Deutsche Theater in Milwaukee nennen, das seit Jahren das sicherste deutsch-amerikanische Theater ist. Hier liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Vor allem ist Milwaukee jene Stadt, welche prozentual das meiste deutsche Publikum besitzt. Aber auch hier versicherte mir Direktor Wachsner, daß er nur durch seinen eigenartigen Betrieb und durch die Opferwilligkeit der paar vornehmen Deutschen das Theater erhalten konnte. Er sagte mir, „nur dadurch, daß ich an meinem Theater auch englische Truppen spielen lasse, kann mein Unternehmen existieren; denn die englischen Mehreinnahmen zahlen mir das Defizit der deutschen Vorstellungen. Und ohne den Zuschuß der deutschen Freunde wäre es überhaupt unmöglich, nur eine Saison das Deutsche Theater durchzuhalten. Dagegen muß ich wieder sagen, daß das gebildete deutsche Publikum resp. die guten Deutsch-Amerikaner das

Fortbestehen einer gediegenen deutschen Bühne von ganzem Herzen wünschen." Nachstehender Brief eines amerikanischen Arztes, Dr. Edward Fränkel, Vorstand eines großen New Yorker Hospitals, möchte Ihnen das beweisen:



Gustav Amberg

„... Endlich können wir doch der festen und hoffentlich permanenten Etablierung eines deutschen Schauspielhauses entgegensehen. Eines der besten Mittel zur Konservierung der deutschen Sprache ist unbedingt ein deutsches Theater. Seit einigen Jahren war die Existenz desselben sehr gefährdet, durch die mangelhafte Unterstützung der verschiedenen Unternehmen, welche künstlerisch den Vergleich mit unseren amerikanischen Theatern nicht vertrugen. — Wenn aber bei den hiesigen Deutschen, ihren Kindern und Kindeskindern das Bewußtsein erwacht, daß hier ein gutes, deutsches Theater existiert, das in jeder Hinsicht das Beste bietet, so wird der regelmäßige Besuch desselben nicht ausbleiben. — Ich selber als Amerikaner und Sohn eines geborenen Amerikaners stamme von deutschen Großeltern und würde mit so vielen andern gleicher Abstammung einen würdigen deutschen Kunsttempel freudigst unterstützen.

Mit den besten Wünschen Ihr ergebenster

Dr. Edward Fränkel, Chefarzt etc."

Ich erhielt diesen Brief als es publik wurde, daß ich mit Amberg das Irving-Placetheater übernehmen sollte.

In einem Lande, in dem deutscher Handel, deutsche Industrie und deutsche Wissenschaft überall die größten Erfolge errungen, soll die deutsche Schauspielkunst auch nicht wie eine Schwindsüchtige ihr kümmerliches Dasein aushusten, ohne daß man ihr das Lebenselixier

der Subvention spendet! — Die arme deutsche Taube liegt am Boden, während der amerikanische Kunstadler immer höher in die Goldatmosphäre steigt! — Fortwährend ruft man dem deutschen Dollarjäger zu: „Schieß zu, Max! Dort ist die Taube", aber der Max schießt nicht mehr zu, nachdem er schon früher einmal vergebens zugeschossen und auch nicht das Rechte getroffen hatte!

(Dies ist geschrieben im Jahre 1911. Jetzt, 1929, sind die Theaterverhältnisse für Deutsche in Amerika noch schlechter gelagert — nur Milwaukee defizitiert sich noch mit den Zuschüssen einiger Enthusiasten durch.)

Gerichtsverhandlungen und Polizei

Dem Theaterbetrieb stellen sich in Amerika bisweilen unverzeihliche polizeiliche Schwierigkeiten entgegen. Die wichtigste Einnahme der Sonntagvorstellungen wird z. B. auf ein Minimum herabgedrückt, da an diesen Tagen nur sogenannte sacres-Konzerte, d. i. heilige Konzerte, stattfinden dürfen. Es kann dabei auch Lu die Kokotte oder die Dame vom Maxim gegeben werden als heilige Konzerte, das heißt es dürfen nur Stücke ohne Dekorationsverwandlungen, ohne Benützung von Requisiten und ohne Maskierung, im gewöhnlichen Zivilgewand, gespielt werden. Der Zwischenakt wird durch Verdunkeln der Bühne markiert und mit irgendeinem Musikstück ausgefüllt. Die verschiedensten Zeiträume und Gegenden spielen sich im selben Zimmer oder Garten ab, von Essen, Trinken und sonstigen Handlungen wird nur gesprochen, alle Jahrhunderte, Rüstungen und Uniformen sind durch moderne Hosen und Röcke angezeigt; weder Stuhl noch Tisch darf aus seiner ersten Position verdrängt werden und weder Schminke noch Bartwolle darf die Glätte des männlichen Antlitzes verändern, da das Gegenteil die New Yorker Polizeisonntagsansichten entheiligen würde. Ich hatte das Unglück, mir in meinem Leichtsinn, bei einer Sonntags-Gollinger-Vorstellung, einen kleinen Schnurrbart aufzulegen und wurde deshalb peinlich angeklagt und verhört in drei Verhandlungen. Und da ich bei der dritten Verhandlung durch das Verschulden meines Advokaten nicht anwesend war, hatte man mir schon Polizisten nachgesandt, um mich zu — verhaften. Diesem Unheil kam ich aber, nachdem ich davon Wind bekam, durch mein freiwilliges Erscheinen im Gerichtssaal zuvor. Ich erklärte dem

Richter, daß ich keinen Schnurrbart hatte und nur der Schatten meiner bedeutenden Nase diese Übertretungstäuschung erzeugt hätte. Aber da trat mir ein gut deutschgesinnter irischer Policeman entgegen, mit dem ich mich während der Gollinger-Vorstellung freundschaftlichst unterhalten hatte, und widerlegte meine Behauptung. Der Richter zögerte noch mit meiner Verurteilung und richtete plötzlich die Frage an das Publikum, ob jemand der Anwesenden für mich Bond, d. h. eine Kaution stellen würde, sodann wollte er die Verhandlung bis auf weiteres verschieben. Ich verstand diese Frage natürlich nicht, da ich nicht englisch konnte, aber mein Kollege Berla, der hinter mir saß, soufflierte mir die Übersetzung; darauf blickte ich hilfesuchend aber ungläubig in den Zuschauerraum; plötzlich erhob sich ganz rückwärts ein Gentleman und erbot sich, für mich die Kaution von 100 Dollars zu erlegen. Er trat an den Richtertisch, bezahlte und damit war die Sache erledigt. Ich dankte dem Freundlichen mit Tränen der Rührung in den Augen, denn so was von Anerkennung eines fremden Künstlers war mir noch nicht vorgekommen. Als ich mich vom Richtertisch verabschiedete, rief mir der Präsident noch in gebrochenem Deutsch zu: „Wenn Sie das Stück wieder geben, gehe ich auch hin, es soll sehr gut sein." Ich ging dann sofort nach dem Deutschen Theater und erzählte meinem Direktor Amberg die gerichtlichen Ereignisse, indem ich mich begeistert über meinen neuen Freund und Kautionserleger äußerte. Jedoch Amberg half mir sofort aus dem Traum. „Die hundert Dollars habe ich für Sie bezahlt. Es ist nämlich Sitte, daß bei solchen Bagatellsachen, wenn sie verschoben werden, eine Kaution verlangt wird, die ein amerikanischer Bürger, welcher zugleich in New York ein Haus besitzt, stellen müßte; zu diesem Zweck sind in jeder Verhandlung mehrere solche Kavaliere anwesend, welche irgendeine kleine Kitsche, wenn auch noch so verschuldet, besitzen und die von den Parteien eigens honoriert werden, um die Bondsumme, welche ihnen auch übergeben wird, zu erlegen. Wir haben dadurch keine weitere Störung, denn die Verhandlung ist auf unbestimmte Zeit verschoben und das Geld sickert in die Staatskasse." Ich wunderte mich sehr über die Eigenart dieser amerikanischen Rechtsverhältnisse. Doch wo tiefe Täler, sind auch hohe Berge und so muß ich gestehen, daß das Polizei- und Gerichtswesen anderseits wieder ausgezeichnet zu nennen ist, namentlich was die Richter an-

belangt, habe ich bei verschiedenen Gerichtsverhandlungen staunend die Klarheit und rasche Erledigung der Urteile bewundert. — Ich ließ mir einmal vom Chief City Magistrate und dem Chief Clerk die Erlaubnis erteilen, den Nachtgerichten beizuwohnen. Diese Nachtgerichte finden in zwei verschiedenen Gebäuden New Yorks jede Nacht von 9—11 Uhr und von 1—3 Uhr statt. In dieser Zeit werden dem Richter alle Delinquenten vorgeführt, die sich im Verlaufe des Abends und der Nacht schwerer oder leichter gegen die Gesetze vergangen haben. Ich besuchte nachts 1 Uhr das Nachtgericht in der 10. Street. Gleich an der Haupttreppe im ersten Stock harrten in einer Zelle (einer Art Eisenkäfig) ungefähr zwanzig Arrestanten der Urteile, die da kommen sollten. Als ich den Verhandlungssaal betrat, saßen im Auditorium nur einige verdächtige Zuhörer beiderlei Geschlechtes. Nach Präsentierung meines Erlaubnisscheines wurde mir ein Platz direkt neben dem Richtertisch angewiesen. Schlag 1 Uhr betrat der Richter, ein Mann von kaum 30 Jahren, den Saal. Alles erhob sich und nun wurden von einer großen Zahl Polizisten und Detektivs eine noch größere Zahl von Gesetzesübertretern hereingebracht, die in bunter Reihe auf einer langen Bank seitwärts des Richtertisches Platz nahmen. Die meisten Fälle handelten vom Suff. (Dies war eben noch 1911.) Die Feuchtfröhlichen wurden meist mit einem Verweis entlassen. Nur ein armer alter Kerl bat, man möchte ihn einsperren, da er sich hauptsächlich wegen der Anwartschaft auf freies Quartier betrunken habe. Der Richter gab seiner Bitte Gehör. Ein eleganter Herr wurde vorgeführt, den der Policeman zu seiner eigenen Sicherheit arretierte, da er ihn in betrunkenem Zustande in einer verrufenen Gegend gefunden hatte. Er transportierte ihn zum Schutz für Leben und Eigentum nach dem Polizeiamt. Der Schlemmer war inzwischen nüchtern geworden und verließ, nachdem ihm der Richter eine feine Moralpauke gehalten, voll Rührung und Durst das Lokal. — Originell war ein Fall, der sich in einer sogenannten Kadetten- oder Militärschule abspielte; ein junger Militärsoldat hatte in der betreffenden Kaserne viel Skandal gemacht und gerauft; nachdem er nun vorher von dem Sergeanten eine tüchtige Maulschelle bekommen hatte, wurde er durch einen Policeman verhaftet. Leutnant und Sergeant waren die Zeugen. Der Richter erklärte sich für nichtkompetent und vertagte die Verhandlung. — Junge Leute hatten auf

harmlose Passanten (als Jugendspiel) mit — Ziegelsteinen geworfen. Einen der Ertappten fragte der Richter: „Hast du eine Mutter?" Und als ihm die Frage mit einem tränenvollen „Ja" beantwortet wurde, entließ er den Jungen mit der Bemerkung: „Was würde diese arme Frau leiden, wenn ich dich nun einen Monat ins Gefängnis schickte!" — Das Originellste war die Verhandlung zweier Falschspieler, die ein Detektiv beobachtet hatte, als sie einen Dummen durch Auswechseln der Karten betrogen. Ich habe nie zwei frechere Kerle und größere Galgenphysiognomien gesehen. Trotzdem behandelte der Richter diese Gauner mit der größten Liebenswürdigkeit und hörte gläubig ihren Ausführungen und Unschuldsbeteuerungen zu. „Wo arbeiten Sie?" fragte er den einen und als dieser antwortete: „Im Tunnel", sagte der Richter: „Sie sind ein wackerer Mann, reichen Sie mir Ihre Hand!" Doch als der Gauner ihm die Hand vertrauensvoll entgegenstreckte, besah der junge Salomon die Handfläche und sprach: „Für einen Arbeiter hast du zu zarte Hände, ich schicke dich deshalb auf drei Monate ins Arbeitshaus." — Unter anderem hatte ein liebenswürdiger Mieter alles kurz und klein geschlagen; ein anderer Kavalier erschien nur mit Hemd und Hose bekleidet, da ihm beim Widerstand gegen die Staatsgewalt der Polizeihüne alles übrige vom Leibe gerissen. — Ein Jüngling wurde von einem übermoralischen irischen Polizisten verhaftet, weil er mit zwei Neger-Demimonden gesprochen. Der Richter entließ ihn mit der Entschuldigung: Es gäbe vorläufig in den Vereinigten Staaten noch kein Gesetz, das den Bürgern die Farbe im zärtlichen Dialog vorschreibe! — Ein solcher Fall von Harmlosigkeit eines Polizisten ist im übrigen eine große Seltenheit, ich habe nirgends in der Welt solch intelligente, mutige und zugleich elegante Polizeileute gesehen wie in New York. Allerdings kommt ihnen die unumschränkte Gewalt sehr zu statten. Jeder Widerstand gegen die Staatsgewalt wird mit dem zierlichen Rosenholzknüppel gebrochen und wenn das nicht genügt, hilft der Revolver etwas nach. — In seiner kleidsamen Uniform überwacht der Policeman die Aufrechterhaltung der Ordnung an jeder Straßenkreuzung. Galant gegen Damen und Kinder, unerbittlich gegen renitente Fahrzeuglenker, sich blindlings in jede Gefahr stürzend, schreckt er nicht vor der „schwarzen Hand", vor Messer und Pistole zurück. Bei einer Explosion sah ich, wie diese Leute, nicht achtend, was da noch kommen möchte, nach

dem Unglücksort stürzten, um die Verwundeten zu bergen. Hut ab vor diesen mutigen Männern, aber auch alle Achtung vor dem mustergültigen Ordnungssinn und dem Respekt vor dem Gesetz im New Yorker Publikum. Der Polizist kann eben dort nur dadurch bestehen, wenn man bedenkt, daß er mit so vielen Tausenden rechnen muß, die in jeder Situation nur gewinnen können und nichts zu verlieren haben, denen jedes Menschenleben gleich Null gilt, selbst das eigene. — Zur Charakteristik dieser Verhältnisse folgende Tagesnotizen: Zwei Italiener, Vater und Sohn, hatten mit ihrem Hauswirt eine kurze Auseinandersetzung, in deren Verlauf der Sohn dem Vermieter mit einem Rasiermesser den Kopf radikal abschnitt. — Von der Elevated Railroad aus wurde heute in ein Schanklokal eine Dynamitbombe geworfen. — Ein Straßenraub wurde gestern abend am Kingston Av. und Ruthland Road in Flathbush versucht; die Telephonistin Mamie Fallon von Kingston Av. und Malbie Str. wurde, als sie sich gegen Mitternacht auf dem Heimwege vom Dienst befand, von zwei Männern angehalten und aufgefordert, ihre Barschaft abzuliefern. Instinktmäßig drehte sich das Mädchen um und lief hilferufend davon. Da krachten Revolverschüsse hinter ihr her. Eine Kugel traf sie in die Ferse und zertrümmerte ihren Knöchel. Das Mädchen fiel ohnmächtig zu Boden und wurde von Polizisten, die die Schüsse gehört hatten, aufgefunden. Solche Nachrichten lesen wir täglich zu Dutzenden in den Blättern. Sie geben vollkommen Zeugnis, wie berechtigt die Energie der Polizisten ist.

Ich selbst habe eine sehr unangenehme Sache zur Zeit meines ersten Gastspiels im Hotel Savoy erlebt: Ich hatte nach der Vorstellung ein paar Münchener Kollegen (Herrn Fuchs und Fräulein Olly) als Gäste in mein Hotel geladen. Ein italienischer Kellner, mit dem ich mich sehr schwer verständlich machen konnte, bediente uns. Da drängte sich plötzlich ein blonder Garçon heran und bat mich, als Landsmann für den Italiener einspringen zu dürfen. Die Erlaubnis des Direktors hatte er sich schon erholt. Der Mann war aus dem Chiemgau. Wütend ging der Italiener ab; nach der Suppe kam eine größere Pause, und da ich an dem umherrennenden Hotelpersonal merkte, daß etwas Außergewöhnliches passiert sei, fragte ich nach der Ursache. „Der Italiener hat den Bayern niedergestochen. Es sind aber beide schon fortgebracht. Der eine nach der Polizei, der andere nach

dem Spital." Nach solchem Ereignis war natürlich das Souper nicht mehr sehr amüsant. Nach einer Woche erschien der Verwundete wieder auf meinem Zimmer und bat mich, ihm durch meine Connaissancen eine Stellung zu besorgen. Die Hoteldirektion habe ihm die Wiederaufnahme verweigert.

Ich ging nun ins Restaurant Leineweber und dachte mich mit dem Oberkellner anzufreunden, um meine Protektion durchzudrücken. Der Oberkellner sah aus wie ein englischer Lord, daß ich ganz schüchtern eine Suppe bestellte und mich meiner paar englischen Worte dabei bediente. Doch als ich anfing, mit der Phrase „Give me", sagte der englische Lord: „Strengens Sahna net an, Herr Dreher, ich bin von Regensburg", worauf ich ihm, sehr erfreut über die neue Landsmannschaft, mein Anliegen unterbreitete. Er sagte mir, daß er momentan den Jungen noch nicht aufnehmen könnte, und schlug mir vor, denselben einstweilen als Diener zu beschäftigen, was ich auch tat und worüber der Landsmann so glücklich war, daß er mir, als ich abreiste, heimlich meine Busennadel mitnahm, um wenigstens an mich ein Andenken zu haben.

Ein anderes Abenteuer: Ich sitze im Hotel und schreibe einen Brief; es klopft, ich rufe „Herein", es öffnet sich die Türe und ein kleiner jüdischer Mann tritt sehr rasch ein, schiebt den Riegel vor, sieht sich ängstlich nach allen Seiten um, legt die Hand militärisch an die Stirne und sagt, sich vorstellend, „Sherlock Holmes". Ich denke, der Kerl ist verrückt, und rufe: „Was wollen Sie?" Er sagt beschwichtigend: „Nur leise, die ‚Schwarze Hand' ist hinter mir". Ich schau hinter ihn, ich sehe keine schwarze Hand, auch sonst nichts; ich gehe an die Türe und schaue hinaus, kein Mensch weit und breit zu sehen. Ich frage nochmals, was er will, worauf er mir sagt, er hätte mir ein großes Geheimnis anzuvertrauen. Er habe eine Erfindung gemacht, welche jede polizeiliche Tätigkeit ausschalte. — Es gibt keine Polizisten mehr, aber es gibt auch keine Verbrechen und Verbrecher mehr und deshalb ist mir die „Schwarze Hand" auf den Fersen und würde mich töten, wenn sie erfährt, daß ich meine Idee durchführen will. „Wünschen Sie, daß ich die Idee durchführen soll", sagte ich. „Ja", erwiderte er. „Sie als großer Künstler können Propaganda für meine Sache machen." „Ja, aber Sie bemerkten doch, daß Ihre Erfindung ein Geheimnis bleiben soll." „Nun ja, ich meine, Sie sollen meinen Namen

nicht nennen.“ „Also bitte, erzählen Sie mir, was Sie erfunden haben.“

„Nach meiner Idee soll ein kinematographischer Aufnahme-Apparat in jeder Straße auf jedem Hausdach angebracht werden, welcher fortwährend alle Bewegungen und Ereignisse in der Straße aufnimmt; dadurch ist jedes Verbrechen auch ohne Polizei unmöglich gemacht, da man doch jeden photographisch kontrollieren kann, der in der Straße aus und ein geht.“

„So“, sagte ich, „das ist sehr schön und sehr billig; wieviele glauben Sie denn, braucht man solche Apparate, z. B. in New York? Doch zehnmal mehr als Polizisten und was machen Sie nachts?“

„Da wird mit Scheinwerfern gearbeitet.“

„So, lieber Herr, Ihre Pläne sind für mich zu hoch; wir in Deutschland sind für solche Wolkenkratzer-Ideen noch nicht geeicht.“

Darauf sagte er: „Dann, bitte, verraten Sie mich wenigstens nicht.“

Außerdem wollte er mir noch die Erfindung einer Tugendmedaille aufoktroyieren; aber ich hatte weder Zeit noch Lust, mir all diese Phantastereien weiter erklären zu lassen und verabschiedete mich mit einem herzlichen Händedruck vom Herrn Sherlock Holmes, der ebenso rasch und geräuschlos wieder verschwand, wie er gekommen. Ich glaube nicht, daß ihn die „Schwarze oder irgendeine andere Hand“ belästigt hat. — Unangenehmer jedoch als dieser Ritter Harmlos war mir ein junger Mann, der bei Amberg für Chargen engagiert war und der sich mir als Sekretär und Dolmetscher angeschlossen. Ein gebürtiger Ungar. Er war ein verblüffend kluger und dienstfertiger Mensch, daß ich nicht zögerte, ihn gegen eine kleine Entschädigung meine Briefschaften erledigen zu lassen. Eines Abends fehlte mir bei Durchsicht meiner Brieftasche eine 20-Dollar-Note und war mir wirklich nicht klar, wie mir diese entwendet werden konnte. — Wir kamen dann auf unserer Tournee nach Chicago und als wir wieder nach New York zurückkehrten, war mein Sekretär nicht mehr mitgekommen. Ein paar Tage darauf erschien bei mir ein Detektiv und fragte mich, „ob jener Herr, den ich als Sekretär beschäftigte, noch bei mir sei?“ Als ich erklärte, daß derselbe in Chicago geblieben, sagte mir der Polizist, „da können Sie von Glück sagen, ich habe den Befehl, den Halunken zu verhaften; er ist ein ungarischer Eisenbahnräuber, der steckbrieflich verfolgt wird und der mit einem Nachschlüssel die Schlafwagen ge-

öffnet und schlafende Passagiere beraubt hat." Da fiel mir ein, daß ich von dem sogenannten Sekretär noch einen Schuhknöpfer als Präsent erhalten hatte, an dem unten ein solch viereckiger Coupé-öffner befestigt war, und nun wußte ich auch, wo meine 20 Dollar geblieben waren.

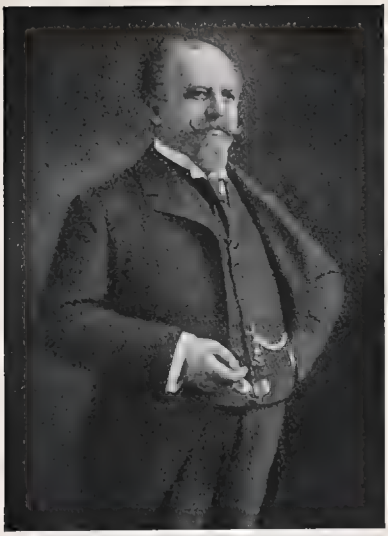
Das Verbrechertum in New York gibt auch das Bild des namenlosesten Elends und Jammers der Menschheit, jener Armen, die nicht einmal den Begriff von Recht und Unrecht mit ins Leben bekommen und die sich im fortwährenden Kampf ums Dasein langsam an den erhaltenen Wunden verbluten. — Diesen Armen und Elenden steht die Gruppe der sogenannten reichsten Leute extrem gegenüber, jener Multimillionäre, die aber außer ihrem Geld meist auch nichts besitzen, die in der Jugend Kraft und Gesundheit gegen Banknoten abgaben und später für ihr Geld wieder Gesundheit und Kraft eintauschen wollen. Ein Geschäft, bei dem jedoch die Natur meist die Rückzahlung verweigert.

Reiche Leute

Von amerikanischen Gelddimensionen kann man sich namentlich heutzutage im bescheidenen Deutschland kaum eine Vorstellung machen. Die Summen der amerikanischen Krösusse sind so grandios, daß es ihnen schließlich schwer wird, sie vernünftig wieder los zu werden. Das Geld hängt ihnen an wie das Fliegenleimpapier dem Clown in der Küchenpantomime. Ich hatte einen sehr reichen Freund in New York, der mir jedes Jahr die Versicherung gab, daß er sich von seinen Geschäften zurückziehen wolle, um endlich sein Leben genießen zu können. Schon hatte er einmal die Koffer gepackt, um mit dem nächsten Dampfer nach Europa zu fahren. Da begegnete ihm am Wege zum Pier ein Businеßmann, der ihm von einem Geschäfte erzählte, an dem noch Unsummen zu verdienen wären. Die Aussicht war zu verlockend, um die Sache von der Hand zu weisen. „Nur noch einmal", dachte er sich, „und dann um so gewisser Schluß mit dem verflixten Geschäft!" Aber er konnte nicht sein ohne Spekulation und so wiederholte sich die Sache immer wieder. Jedesmal lockte ihn der Gedanke, doch noch zu den alten Summen neue zu legen, bis ein schwerer Nervenanfall ihn zwang, doch endlich auszuspannen. Nun realisierte er alles, verkaufte seine Fabriken und Baugründe und

erwarb sich eine traumhafte Idylle in den deutschen Bergen. Wieder war alles zur Abfahrt bereit, er wirft den Reisemantel um, ein schwarzer Diener erwartet ihn grinsend an der Türe und öffnet ihm das Taxecap, er steigt ein, doch er verläßt es lebend nicht mehr — ein Herzschlag hat ihn getötet. — Solche Leute kann ich doch nicht reich nennen, die nur das goldene Metall klingen, aber niemals fröhliche Menschen lachen hören, die, selbst wenn sie verheiratet sind, Weib und Kind nur in der Abenddämmerung und im Sonntagsstaat sehen und die sozusagen dem Eheglück nur gewisse Pflicht- und Höflichkeitsvisiten abstatten. Bei uns nimmt jeder die Freude, wo und wann sie sich ihm bietet, dort will sich jeder das Glück und den Genuß der Erholung in einer großen Kiste zusammensparen, um sie dann auf einmal in Riesenportionen zu verschlingen. Das geht aber ebenso wenig, wie ich mir das Essen bis zum Jahresschluß aufsparen kann, denn eh ich mich zu Tisch setzen werde, bin ich verhungert. — Doch keine Regel ohne Ausnahme: die Herren Carnegie und Morgan waren, wie ich weiß, recht glücklich mit ihren Summen, da sie nicht nur die Kunst des Erwerbes, sondern auch die der vernünftigen Verwertung zur Wohlfahrt ihrer Mitmenschen gelernt haben. — Carnegie hatte außerdem das Bewußtsein gehabt, das größte Industriewerk geschaffen zu haben. Der einfache Eisenarbeiter hat das in einem halben Menschenalter fertiggebracht. Ich habe die Carnegie-Stahlwerke von Pittsburg aus besucht. Von der Station Munhall, wo die sämtlichen Büros liegen, geht man über die Eisenbahnbrücke nach dem Hauptwerk: Homestead, an welches sich die anderen Betriebe anschließen. Im ganzen sind in den Vereinigten Carnegie-Stahlwerken sage und schreibe 125 000 Menschen beschäftigt, dabei ist in den letzten Jahren noch durch maschinelle Einrichtungen ein großer Prozentsatz Arbeiter eingespart worden, z. B. beim Verladen des Rohstahls von den Eisenbahnwaggons in die Karren, welche das Material nach den Hochöfen bringen, war früher eine große Anzahl Arbeiter nötig, das machen jetzt fünf Leute, welche nur die Kranen zu dirigieren haben, an denen die Elektromagnete befestigt sind. Der Bahnzug fährt an die Kranen heran, der an denselben befestigte Magnet hebt die Ladung aus den Waggons, nachdem er eingeschaltet, wird dann mit seiner Last über die Karren dirigiert und läßt, nachdem der Strom ausgeschaltet, die Eisentrümmer in dieselben fallen. Das Carnegiewerk zu Homestead

besitzt die größten Stahlblechwalzen der Welt und auch sein berühmter Riesenhammer ist größer als sein Kollege F r i tz, den ich in Essen bei Krupp kennenlernte. Das Werk fabriziert Panzerplatten für die Schiffe, Panzertürme, Schienen und Bahnschwellen. — Ich habe vor 10 Jahren die Krupp'schen Werke gesehen und habe nun auch die Überzeugung, daß die Carnegiewerke bedeutend größer sind, quantitativ. Jedoch das Kruppwerk war das Muster von Reinlichkeit und Ordnung. Qualitativ kann ich nur Bühnenwerke beurteilen und keine Stahlwerke. — Pittsburg ist eine sehr hübsche Stadt und hat auch eine der berühmtesten Fruchtkonservenfabriken, die sogenannte Heinz Picklesfabrik. Die Hauptstraße verbindet sich am Ende mit der erhöhten Landstraße, von der man namentlich nachts einen wunderbaren Blick auf die mit vieltausend blauschimmernden Lichtern sich links und rechts in der Tiefe ausbreitenden Stadt hat, was einen Freund zu dem Ausruf veranlaßte: „Ach Gott! Hier ist alles verkehrt, sogar der Himmel ist unten!" — Auf den Carnegieschwellen fuhr ich dann nach St. Louis, einer großen Industriestadt mit vielen Deutschen und vielem Interesse fürs Theater, aber leider nur fürs englische! Die paar deutschen Theaterschwärmer wie Busch und Faust können mit all ihrer netten Leidenschaft und ihrem vielen Geld auch kein gutes ständiges deutsches Theater in St. Louis zustande bringen, da man nur vielleicht genügend Geld, aber nicht genügend deutsches Publikum für die deutsche Komödie aufbringen kann. Schließlich hatten benannte Herren auch noch ein anderes Geschäft als das Theater, nämlich eine der ersten Brauereien der Erde. Anhäuser und Busch brauten das sogenannte Budweiser Bier, von dem täglich eine Million Flaschen zum Versand kamen. Von 5000 Arbeitern und Hunderten von Maschinen wurde alles in dieser Brauer-Kolonie fabriziert, was man an Material zum Bier und Versand nötig hat. Die Brauerei war erstklassig in allen ihren Einrichtungen, besaß die größten Eismaschinen und Lagerräume und lieferte vor allem ein ausgezeichnetes und gesundes Bier. Nebenbei hat die Buschbrauerei einen der schönsten Ställe und sind ihre Pferde berühmt und vielfach prämiiert. Das Buschische Gestüt liefert heute noch seine famosen Wagen- und Zugpferde nach allen Teilen Amerikas und seine Zöglinge kamen eben von der Ausstellung in Texas siegesgekrönt zurück. Herr Adolphus B u s ch, der Senior der Firma, hatte, ebenso wie Carnegie, in über-



Adolphus Busch

raschend kurzer Zeit es fertiggebracht, eine der bedeutendsten Weltfirmen zu schaffen. — Die Brauerei beschäftigt größtenteils Deutsche, und die Liebenswürdigkeit der Firma war ebenso berühmt wie ihr Stoff. Heute heißt die Firma: „Anhäuser-Busch Ino". Sie stellt neben Ersatzgetränken nach wie vor das alte Budweiser Bier her, nur mit dem Unterschied, daß dem Bier, wenn es vollständig fertig ist, auf Grund der Prohibitionsgesetzgebung der Alkohol entzogen werden muß! Man rechnet aber damit, daß in absehbarer Zeit wieder die Herstellung und der Verkauf von Bier und leichten Weinen zugelassen wird. — Damals (1911) war der goldene Hochzeitsjubilar Adolphus Busch noch einer der schönsten Männer Amerikas, obwohl gerade darin die Vereinigten Staaten mit jedem anderen Lande siegreich konkurrieren. Diese hoch und schlank gewachsenen Männer, mit ihren vornehmen und energischen Gesichtszügen, gewinnen an interessantem Aussehen, je älter sie werden; als Muster nenne ich auch den früheren amerikanischen Gesandten in Paris, Bigelow, der mit 94 Jahren noch als Präsident des Centuryclubs in New York in voller geistiger und körperlicher Frische das Bild des vornehmen Amerikaners im besten Sinne verkörperte! Von den jüngeren amerikanischen Krösussen möchte ich vor allem als einen der großen Unternehmer, Harold Mac Cormick in Chicago, nennen, den weltberühmten Fabrikanten landwirtschaftlicher Maschinen. Harold Mac Cormick schwärmte in jener Zeitepoche noch für Deutschland und namentlich für Bayern. Auch ihn muß ich zu jenen Reichen zählen, die nicht nur zu verdienen, sondern auch zu leben verstehen und die außer ihren Fabriken und dem Bürobetrieb auch noch für Menschheit, Kunst, Wissenschaft und die schöne Gotteserde ein Herz im Busen tragen. Ich lernte Mac Cormick auf Empfehlung meines Freundes F. A. von Kaulbach kennen und

er empfing mich im Chicago-Club mit den Worten: „Excuse me, ich sprechen kein Wort deutsch", worauf ich erwiderte: „Das gleicht sich aus, indem ich kein Wort englisch spreche." Der junge Hanfstaengl, sein Sekretär, sowie ein Direktor der Deutschen Bank dienten uns als Dolmetscher und so ging die Unterhaltung ohne Störung vor sich. Ich bewunderte in Pierpont Morgan den größten Geschäftsmann und zugleich den feinfühligsten Kunstkenner und großzügigsten Kunstsammler der Erde. Morgan brachte nach den Vereinigten Staaten durch seine verständnisvolle Art des Sammelns und unbegrenzte Noblesse im Erwerben von Kunstschätzen ein Vermögen, das erst die künftigen Generationen begreifen und genießen werden. Ebenso wie wir in Bayern jetzt erst empfinden, welch unvergleichliche Schätze König Ludwig I. durch seinen hohen Kunstsinn seinem Lande geschenkt; kein Vermögen der Welt ist imstande, uns diese Sammlungen abzulösen.

Warenhäuser

Ein ganzer Häuserblock wurde direkt am Pennsylvania-Bahnhof vor Jahresfrist niedergelegt und innerhalb elf Monaten entstand dort ein Warenhaus mit dreizehn Etagen, zehn über und drei unter der Erde, das in dieser Zeit vollkommen in all seinen Räumlichkeiten eingerichtet und mit allen Warenvorräten ausgefüllt wurde. Von der Großartigkeit dieses umfangreichsten aller New Yorker Geschäftshäuser kann man sich nur dann einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß 5000 Angestellte an 1376 Ladentischen arbeiten, 908 Ausstellungskästen enthalten das Neueste, Beste und Praktischste für Küche, Haus, Mode und Sport, von der Badehose bis zum Zobelpelz. Ich nenne noch außerdem das berühmte Warenhaus Wannemaker und was den Vertrieb der feinsten, teuersten und elegantesten Waren anbelangt, die Firma Altmann und das Musterhaus Georg Borgfeld & Cie. am Irvingplace. Ein Mustergeschäft in jeder Beziehung! Mustergültig geführt von seinem Präsidenten Geo Semler, musterhaft betrieben von seinen 1500 Angestellten, zeigt das Haus nur Muster der größten Firmen aller Herren Länder. Die Vertreter der Wiener Bronzefabriken bieten neben denen der französischen Fayencen, Meißener, Ph. Rosenthaler und Nymphenburger Porzellanen amerikanische Phonographen etc etc., das Auserlesenste der Neuzeit, d. h. alles das, was erst

die kommende Saison auf den Markt bringen soll. Alle Wünsche, Form und Muster betreffend, werden dort berücksichtigt. Zeichnerinnen und Maler bringen das Gewünschte zur sofortigen Anschauung. — Z. B. will ein Kunde zu einem Meißener Speiseservice dasselbe Muster auf der Tischleinengarnitur haben. Sofort erscheint der Agent eines Wäschegeschäftes und notiert unter der Zusicherung der promptesten Ausführung augenblicklich die Bestellung. Nicht nur der Präsident des Hauses, auch die meisten Angestellten sind Deutsche oder sprechen Deutsch, sogar der Liftneger, der mich mit „Grüß Gott" ansprach und verabschiedete. — Bewunderungswürdig ist die Ruhe, mit der dieser große Geschäftsbetrieb sich abspielt, und die fabelhafte Sauberkeit. Man hört nur das fortwährende Trommeln von Hunderten von Schreibmaschinen, die beredtes Zeugnis für das Blühen des Geschäftes geben. — Vor allem führt man in diesem Hause auch die so beliebten deutschen Artikel, Freundlichkeit und Artigkeit, denn auch darin zeigt sich die Firma Borgfeld als Musterhaus ersten Ranges.

Buffalo Bill!

Als ich das Musterhaus Georg Borgfeld & Cie. verließ, begegnete mir mein Freund Charley Schreyvogel, der berühmte Genremaler des Wildwestens, auch ein Muster als Künstler und als Mensch. Ich lernte ihn vor 22 Jahren in München kennen, als ich mich bei Buffalo Bill in der alten Postkutsche von den Indianern scheintot schießen ließ. Er und Dr. Georg Hirth trugen mich damals unter dem Beifall des Publikums aus der Arena. — Als echter Amerikaner begrüßte er mich mit den Worten: „Jessas, lebst du auch noch? Bist du jetzt hier?" worauf ich erwiderte: „Nein, heute bin ich in Philadelphia". „Das trifft sich gut", sagte er, „da will ich morgen sowieso hin, weil der Buffalo Bill dort ist und mit seiner Truppe Vorstellungen gibt, komme mit, der freut sich furchtbar, dich nach einem Vierteljahrhundert wieder zu sehen." Da ich noch zwei Tage bis zu meiner Abreise nach Deutschland Zeit hatte, sagte ich zu und, gesagt — gefahren. Nächsten Morgen reisten wir nach Philadelphia zu den vereinigten Truppen des Buffalo Bill und Toney Bill. Wie mir Schreyvogel erzählte, hatte der gutherzige Colonel Cody für jahrelange Bemühungen von



Buffalo Bill, der Indianerhäuptling Iron Dayl und ich

seinen früheren schlauen Managern anstatt eines erwarteten Reingewinnes von einer halben Million Dollars nur einen Schuldschein über 400 000 Dollars erhalten, d. h. eine Aufstellung, die ihn als Schuldner erklärte. Von dieser Schuld zahlte er im Frühjahr 1911 noch den Rest von 30 000 Dollars. Infolgedessen löste er das Verhältnis mit den früheren Unternehmern schon vor drei Jahren und assoziierte sich mit dem Unternehmer des Wildeast, Pawnee Bill, der nicht nur ein vortrefflicher Organisator, sondern auch ein ausgezeichneter Geschäftsmann ist und der bisher mit seinen Arabern, Japanern, Kosaken, Elefanten und Kamelen den Cowboys und Indianern mit ihren Steppen- und Buckingpferden große Konkurrenz gemacht hatte. Cody hoffte diesen Kompromiß nicht zu bereuen. Die Truppe, welche fast 600 Personen zählt, spielt ununterbrochen jeden Tag zweimal, und ist so placiert, daß sie mit ihren 54 Waggons per Extrazug nur kurze Strecken zu reisen braucht, und ist so geschult, daß in ein paar Stunden die Riesenarena abgerissen und ebenso wieder aufgestellt wird. Die Arena faßt 12 000 Sitzplätze, welche in jeder Vorstellung total ausverkauft waren. — Wir trafen den alten Wald-

läufer in seinem Zelt, umgeben von den ersten Indianern des Sioux-stammes. Cody erkannte mich sofort, wie auch Tony Becker, der Kunstschütze und Regisseur der Truppe, der einzige, der noch mit seinem Herrn aus der Münchener Zeit bei der Truppe geblieben war. — Ich war erstaunt über die Jugendlichkeit des 74 Jahre alten Buffalo Bill. Stramm in der Haltung, schlank, fast sieben Fuß hoch, mit weißem, wallendem Haar, blitzenden Falkenaugen, feingeschnittener Nase und ungemein kleinen Ohren, zählte er zu den schönsten Männern Amerikas. Er war noch ein fabelhafter Reiter und Schütze. Man weiß nicht, was man an diesem Nomaden mehr bewundern sollte, die Elastizität seines Ganges, die Kraft seines sonoren Organes oder die Schärfe des Auges und Sicherheit seiner Schießkünste. — Cody war ganz gerührt, als ich von den alten Münchener Zeiten sprach, und zeigte mir den Brillantring, den er nicht mehr vom Finger gegeben, seit ihn der Prinzregent damit in München auszeichnete. Er erzählte mir voll Freude, wie ihn Seine Königliche Hoheit noch bei den Wiener Vorstellungen besuchte und mit ihm und seinen Leuten im großen Speisezelt dinierte. Er übergab mir auch sein Bild mit der Bitte, es dem hohen Herrn mitzunehmen und ihm noch nachträglich die Huldigungen des wilden Westens zur 90. Geburtstagsfeier zu Füßen zu legen. Buffalo Bill bekannte dann, daß er inzwischen viel Unglück gehabt; das größte war, indem einmal sein Extrazug mit einem anderen zusammenstieß und dabei fast das ganze Pferdematerial zugrunde ging. Bei diesem Bahnunglück wurde auch die reizende Kunstschützin Miß Oakley mit zerschmetterten Gliedern vom Platze getragen. Dank der ärztlichen chirurgischen Wissenschaft ist sie aber wieder so hergestellt, daß ich sie noch vor kurzem bei einer Schützenkonkurrenz in Madison Square in New York den ersten Preis gewinnen sah. Die Furchtbarkeit der Ereignisse hat die damals kaum 30 Jahre alte Dame in eine schneeweiße Matrone verwandelt. Der Colonel erzählte ferner, daß er einen großen Teil seines Vermögens in wertvollen Gold- und Silberminen angelegt, von denen er vorläufig keine Aktien herausgibt, bis er nicht genau weiß, daß die evtl. Käufer auch Gewinn erzielen können. Er will sich nicht seinen guten Namen durch die Nachrede einer zweifelhaften Spekulation verderben lassen. Man sieht auch hierin wieder die vornehme Gesinnung des romanhaften Trapperkönigs. — Ich wun-

derte mich über die Sicherheit und Ruhe, mit welcher sich alle Vorbereitungen zur Vorstellung abwickelten, und sprach mein Erstaunen aus, wie es möglich sei, soviele Menschen in einer Truppe in Ordnung zu halten. Darauf sagte mir Cody: „Ich kannte einmal eine schöne Soubrette; die hat mir mehr Spektakel gemacht als der ganze wilde Westen und sie allein war widerspenstiger als alle meine Buckingpferde". — Nach trübem und fröhlichem Erinnerungsaustausch besuchte ich die Vorstellung, bei welcher mir der Andrang des Publikums bewies, daß Codys Berechnungen nicht zu optimistisch aufgefaßt waren. Das Wildwest- und das East-Unternehmen war damals fast die einzige Showcompagnie, die mit Überschuß arbeitete, denn sonst waren die letzten Wintergeschäfte in Nordamerika derart gewesen, daß an 200 Theaterunternehmer vorzeitig schließen mußten und auch die größten Zirkusse mit Defizit arbeiteten. Die Vorführung der Schieß- und Reitkünste war wieder ausgezeichnet und der malerische Eindruck noch erhöht durch die Verschiedenartigkeit der Kostüme von Cowboys, Indianern, Mexikanern, Kosaken, Japanern und Arabern. — Nach der Vorstellung, das heißt zwischen der Nachmittags- und Abendvorstellung, nahm ich mit meinen Freunden und Buffalo Bill sowie seinem gesamten Personal in dem großen Speisezelt ein herrliches Souper ein. Das Essen war ausgezeichnet, die Getränke sehr gesund, Kaffee, Tee oder Wasser. Alkohol war damals schon bei Wildwest und Wildeast verpönt. — Als ich spät abends von der Truppe Abschied nahm, brannten schon die Lagerfeuer in den Zelten der Indianer und ihr wehmutsvoller Gesang mutete mich an wie der letzte Klagelaut eines sterbenden Helden — übertönt von Automobilhupen und Tramwaygerassel in den Wolkenkratzerstraßen des modernen Amerika. Die Poesie des alten Amerika unterliegt auch im Ringkampf der geschäftlichen Raserei und das Lied von den schönsten blauen Augen war auch von den Herren Johnson und Jeffries zur Begleitung ihrer Boxerhiebe angekauft. — Mit dem Ende der Buffalo-Bill-Unternehmung scheidet wieder eine der großartigsten und malerischsten Schaustellungen aus der Welt und wird uns nur mehr der wilde Westen durch Kinematographen, sowie der Kriegsruf der Indianer durch Grammophone erhalten bleiben. (Captain Cody, der rastloseste aller Waldläufer und Schausteller, soll vor kurzem ganz verarmt gestorben sein. 1927.)

Rückfahrt

In New York hatte man mich inzwischen dreimal als Theaterdirektor aus- und abgerufen und erst jetzt an der Seite des nettesten aller Kapitäne, Magius, am Hamburger Dampfer „President Grant" erhielt ich noch die Marconinachricht, daß man meine Bedingungen am Irvingplace bewilligt hatte. Doch ich hatte keinen Mumm mehr oder schon eine trübe Ahnung der schrecklichen Dinge, die da kommen werden — ich depeschierte ab. Und das wird mir niemand verübeln, denn vom Dampfschiff mitten im Atlantischen Ozean kann ich weder Kontrakte abschließen, noch das Entgegenkommen des Herrn Lüchow und der deutschen Interessenten, Freunde und Mäzene beurteilen. Ich hatte inzwischen genug Zeit, ruhig über alles nachzudenken, denn der „President Grant" geht ruhig und sicher, was ich nicht bedauere, denn nie habe ich eine so angenehme Fahrt gehabt, wie diese. — Begleitet von den Glückwünschen meiner amerikanischen Freunde und von unzähligen Schweinsfischen, welche jeden Abend eine Foxtrott- und Twostep-Quadrille links und rechts vor den Kajütenfenstern aufführten, während die Musikkapelle intonierte: „Wenn i kumm, wenn i kumm, wenn i wiederum kumm . . .", gings wieder der Heimat zu.

Reise des ruhesuchenden Bühnenjubilars

Nachdem ich vorher innerhalb 3 Monaten in 34 Städten 67 Abschiedsvorstellungen gegeben, hatte ich mir vorgenommen, mit meiner Gattin und zwei uns befreundeten Damen aus Amerika von Schliersee nach Passau per Bahn, von Passau nach Budapest mit dem Postdampfer und von dort mit dem Expreßzug über Wien zum Münchener Schützenfest zurückzufahren.

Schon die ganze Zusammenstellung des Programms hatte etwas Bromoralisches und Nervenberuhigendes! Vor der Abreise schwankte das Barometer hin und her wie ein seekranker Passagier, dicke Nebelschleier verhüllten uns den Abschiedsblick in die Berge. Boden, Luft und Temperatur, alles war so angenehm feucht! — In München erste Ausladung am Holzkirchner Bahnhof, mit sämtlichem Handgepäck, Abstieg über das Treppengelände, dann Springprozession über

den Holzkirchner Bahnhofsplatz, die Bayerstraße entlang, nach dem Hauptbahnhof, zwischen Autos, Fahr- und Motorrädern. Dann zweistündiger Wartesaalaufenthalt mit Wienerwürschtln! — Darauffolgender Schnellzug nach Regensburg, im Speisewagen, Abschied von München, mit Tränenergüssen des Himmels, die sich aber schon auf der Fahrt, beim Anblick des Freisinger Dombergs, in das bayerische Weiß-Blau mit Sonnengoldumrahmung auflösten. — Der lächelnde Himmel erheiterte auch unsere Gemüter mit einer Vertrauensseligkeit, die nebenbei unseren Reisepässen den Stempel des guten Gelingens aufdrückte!

Regensburg. Du schöne Metropole der Oberpfalz, wo Milch und Honig fließt, die nicht nur den wertvollsten und ältesten Gobelin besitzt, sondern selbst von einem Teppich der Natur umrandet ist, der das Saphirblau der Wasserläufe, das Smaragdgrün der Wälder und Wiesen mit dem Gold der Ährenfelder vereinigt! — Auch das Hotel zum grünen Kranz, dieses behagliche, altmodische und doch neupraktisch eingerichtete Gasthaus, ist ein Charakteristikum Regensburgs. Von dort fuhren wir nach der Walhalla, dem herrlichen Denkmal für die größten Geister des deutschen Volkes und jener Männer und Frauen, die ein Anrecht haben, als hohes Gemeingut aller Kulturstaaten verehrt zu werden. — Die Walhalla ist zugleich ein Ruhmestempel, den sich Ludwig I. selbst errichtet hat und dessen Widmungstafel ihn als vornehmsten und echten deutschen Fürsten charakterisiert. Die Inschrift dieser Tafel lautet:

> „Möchten in dieser sturmbewegten Zeit fest, wie dieses Baues Steine vereinigt sein werden, alle Deutschen zusammenhalten!"
>
> „Möchte Walhalla förderlich sein der Erhaltung und Vermehrung deutschen Sinnes! Möchten alle Deutschen, welchen Stammes sie auch seien, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das sie stolz sein können; und jeder trage bei, soviel er vermag, zu dessen Verherrlichung!"

Von der Plattform blickt man in die Donauebene, das ist die bayerische Kornkammer, welche uns den ganzen Reichtum und die gesunde Schönheit des Bayerlandes offenbart. —

Am nächsten strahlend sonnigen Morgen fuhren wir dann von Regensburg nach Passau. — Wir holten bei der ersten Donauschiff-

fahrtsgesellschaft die Kajütenbillette, die wir schon voraus bestellt hatten, für zwei Kabinen des Postdampfers Budapest, nicht für den Expreßdampfer. Wir wollten langsam dieses himmlische Stromgelände passieren, in zweieinhalb Tagen. — Ich begreife nicht, warum die Leute bei Vergnügungs- und Erholungstouren immer so große Eile haben. Sie sausen im Auto durch alle die Naturschönheiten, nehmen keinen anderen Eindruck mit, außer den der möglichst großen Kilometerzahl und hinterlassen allen den idealen Fußwanderern nur einen Staubwirbel der Rücksichtslosigkeit. Was dem Naturfreund eine Augenweide bereitet, erzeugt bei diesen Rennfahrern eine Augenentzündung.

In Passau hatten wir bis zum Schiffsabgang noch genügend Zeit, den herrlichen Dom zu betrachten und sein achtes Weltwunder anzustaunen, die größte und vollkommenste Orgel der Erde. — Hier hörte ich zum erstenmal nach der Inflation das liebe Wort „Billionen" wieder, in dem die Beschreibung der Register folgenden Satz aufweist: „Die Anzahl von 208 klingenden Registern (nur zwei transmitierte) weist kein Werk der Erde auf. Zu je zehn zusammengestellt, ergibt sich rechnerisch eine Kombinationsreihe bis zu der phantastischen Zahl von 22 400 Billionen!!"

Nach einem guten Frühstück vor dem Ratskeller betraten wir nachmittags halb drei Uhr den wundernetten kleinen Postdampfer und unsere Kabinen. Wir waren geradezu entzückt von der Einrichtung des Schiffes und unserer Wohnräume. So was von Behaglichkeit läßt sich einfach nicht in Worten ausdrücken und dabei haben wir für Fahrt und Unterkunft von Passau bis Budapest pro Person sage und schreibe 1. Klasse nur 38 deutsche Reichsmark bezahlt! Die Bedienung war der ganzen Umgebung angepaßt mustergültig. Das Personal vom ersten Kapitän bis zum letzten Matrosen und Speisenträger, tadellos. Die Speisen ausgezeichnet und die Verpflegungspreise höchst bescheiden gehalten. Ich bin weder Agent der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, noch Reklamemann für all die Länder, die wir auf dieser Reise besuchten, aber ich möchte jedem, ob klein, ob groß, raten, diese Reiseroute einmal in derselben Weise zurückzulegen, wie wir es getan. — Nur diesmal hatte ich den verwegenen Wunsch, ein Multimillionär zu sein, um auch armen Leuten, namentlich der Jugend, die Freude einer solchen Wunderfahrt bereiten

zu können. — Ich hatte mir vorgenommen, eine recht genaue Aufzeichnung sämtlicher Orte, die wir berühren, zusammenzustellen und dementsprechend mir auch den genauen Fahrplan mit allen Charakteristiken und geschichtlichen Daten gekauft. Aber nachdem sich das Schiff in Bewegung setzte und schon bei Krempelstein, Obernzell und Kasten die Natureindrücke links und rechts so überwältigend und unausgesetzt auf uns einwirkten, hatte ich nicht mehr Zeit und Lust, in irgendwelche Reisehandbücher zu blicken und mich nach Namen und historischen Ereignissen zu erkundigen. — Abends halb sieben Uhr landeten wir in Linz, wo das Schiff über Nacht liegen blieb. — Wir gingen ans Land, machten mit dem Auto eine kleine Höhentour, bei der wir Linz und seine glückliche Umgebung im weitesten Umkreis besichtigen konnten. Die Abendmahlzeit nahmen wir wieder an Bord der „Budapest" ein und schliefen dann prächtig in unseren Kabinen. Um 7 Uhr morgens weckten uns die Verladeanstalten und als wir um 9 Uhr frühstückten, hatten wir neben dem Genuß des ausgezeichneten Mokkas auch die Augenweide der Abfahrt vom malerischen Ufergelände Uhrfahrt und St. Magdalena links, und den Winterhafen mit der Linzer Werft rechts. — Nun wechselten wieder Burgen, Kirchen, niedliche Ortschaften, Schlösser, Kuranlagen, Ruinen, wie in einem märchenhaften Wandeldiorama bis Wien, wo man abends 8 Uhr schon von weitem durch den heiligen Stefansturm begrüßt wird. Da das Schiff auch in Wien über Nacht vor Anker liegt, hatten wir Gelegenheit, dort den Prater zu besuchen. Ein ungeschickter Autokutscher hatte vergessen, uns zu sagen, „daß nur der Prinzenweg mittels Auto befahren werden darf" und so fuhr er uns anstatt den Weg, den wir in ein paar Minuten zu Fuß bis zur Rotunde gewandert wären, am Donaukai durch Fabrikanlagen und Lagerhäuser entlang und lenkte endlich beim Jantschtheater ein. — Wir begaben uns nun zu Fuß ins Innere des Praters, der im Vergleich zur Vorkriegszeit keinen erfreulichen Eindruck machte. Ein leeres Riesenrad, eine mit wüstem Geschrei erfüllte Rutschbahn und ein paar in Dunkel gehüllte Buden veranlaßten uns, beim Eisvogel etwas mehr Wärme zu suchen. Das Essen war wie früher vortrefflich. — So kehrten wir etwas abgekühlt schon nachts um die elfte Stunde auf unser Wasserpalais zurück und verließen nach einer geruhsamen Nacht die Petroleumanlagen und Donauauen, fuhren dann bei Fisch-

amend vorüber, was mich an meine jagdfröhlichste Zeit erinnerte, die ich mit Frohsinn und dem Hotelier Kummer in meiner Raimundtheaterzeit erlebte. — Nach fünf Schiffsstationen kam schon die Landesgrenze.

Bei Gönyü bilden die Arme der Donau die größten Flußinseln Europas, umfaßt vom Vagyhelyer und vom Györer Wasserarm. Nach Kemern Einmündung des Vagflusses, der der Donau die größten Holztransporte übergibt. Abwärts von Parkam wird das Donauufer schon rechts von den Steinmassen des Bakonyerwaldes und links von den Ausläufern der Karpathen eingeengt. Soeb, ungarische und tschechoslowakische Landesgrenze. Nur unzählige Reiher und Wildenten passieren ohne Paßkontrolle diese Linie. Bei Veröze vermeidet die Donau den Rückblick auf die neue Landeskonfiszierung durch eine rasche Biegung nach Süden. Jetzt hatten wir den ersten kurzen, aber energischen Regen, für den uns ein wunderbares Abendrot entschädigte. Auch hatten wir eine Stunde Verspätung, für die wir der Schiffsleitung nur dankbar sein konnten, denn dadurch fuhren wir erst gegen 9 Uhr abends an der Margaretheninsel vorüber und hatten den Genuß des Anblickes einer feenhaften Beleuchtung der ungarischen Hauptstadt.

B u d a p e st! Welcher Begriff von Lebensfreude, von Leidenschaft, Genußsucht und Vornehmheit liegt in diesem Namen! Ich hatte schon vor dem Krieg das Glück, als Schauspieler am Föwaroscynhac zu gastieren. Ich spielte den Landgrafen in der Operetten-Tannhäuser-Parodie mit Adolf Brakl als Tannhäuser und habe nie mehr Gastfreundschaft und ungeteilten Beifall genossen als in dieser Magyarenstadt. Wir fanden diese herrliche Donaustadt in derselben Schönheit wieder wie früher, und wohnten im Gellerthotel, einem Neubau in großartiger Form. Zimmer, Bäder, Möblierung, Bedienung alles ist ersten Ranges. — Die Margaretheninsel glänzte in blühender Schönheit. Die Ausflüge mit Bahn und Auto sind lohnender als in irgendeiner anderen Stadt, z. B. nach dem Schwabenberg, von dem aus man einen unvergleichlichen Rundblick genießt. Und doch enttäuschte mich die sogenannte Fremdensaison etwas. Von all den wunderbaren Theatern, die ich von früher kannte, war nicht ein einziges in Betrieb, nur zwei kleine Sommertheater spielten, wovon das eine mit der ewig-jungen Fedak Sari, ein lustiges Vaudeville gab, in dem die

Titelheldin und ihr liebenswürdiger Partner geradezu Unvergleichliches an Humor und natürlicher Darstellung leisteten. Endlich hörten wir auch eine Zigeunerkapelle, welche die Lieder der Fedak begleitete. Sie improvisierte immer wieder alte Weisen aus ihrem Repertoir und die Kapelle folgte ihr meisterhaft. Auch im Gellerthotel hörte ich noch eine kleinere Zigeunerkapelle, aber alle Mitwirkenden trugen moderne, prosaische Gewänder. Zigeuner und Czardas sind in Pest noch seltener wie in Nordamerika die Indianer, und als ich darnach fragte, da doch auch meine Begleiterinnen diese Spezialität des Landes hören und sehen wollten, sagte mir lachend ein ungarischer Offizier: „Sie können hier hören Foxtrott, Tango, Twostep etc., aber Czardas und Zigeuner, da müssen Sie nach Berlin oder sonstwo in die Chantans, nur nicht mehr bei uns."

Als Genußmensch habe ich dann eine wunderbare Restauration entdeckt am Tiergarten von Gundl. Ein schöner Garten, fabelhaftes Essen und unvergleichliche Bedienung. Wir haben dreimal dort gespeist und das drittemal hatten die Kellner unseren Tisch mit wunderbaren Blumen geschmückt. Dabei bescheidene Preise und Trinkgelder. Sämtliche Varietés waren geschlossen, deshalb mangelt mir darüber jedes Urteil. Auch die sogenannten Budapester jüdischen Komiker gastierten auswärts. Da uns zur Abendunterhaltung am dritten Abend nichts anderes mehr übrig blieb, so besuchten wir ein großes Kino, welches — es war Sonntag — ausverkauft war. Die Aufmachung am Eingang mit livrierten Dienern, Lichteffekten, war prachtvoll, dafür waren die Darbietungen im Innern so unbeschreiblich bescheiden, daß man bei uns nicht im kleinsten Bauerndorf damit zufrieden gewesen wäre. Alte Fünf-Minuten-Einakter, aus Frankreich importiert, angefertigt gleich nach der Erfindung der lebenden Bilder, was die Schleppkleider und altmodischen Hüte der Filmdamen bewiesen, dazu einzelne Bruchstücke aus Quo vadis und Ben Hur, das alles zwei Stunden lang, nur verzuckert durch den komischen Dialog eines ausgezeichneten ungarischen Conferenciers. Dazu eine Hitze im Theater, daß wir ganz aufgelöst den Schauplatz verließen, um den andrängenden Menschenmassen wieder Platz zu machen. Außer diesen Vergnügungsarten haben wir auch den Stadtpark besucht, woselbst ein fortwährender Jahrmarkt stattfindet, der aber nicht den Rang unseres Münchener Oktoberfestes einnimmt.

Leider hatten wir versäumt, das Pferderennen zu besuchen, da uns erst andern Tags davon Mitteilung gemacht wurde. — Aber sonst kann ich behaupten, ist in den Sommermonaten Budapest nur wegen seiner Naturschönheit und seines herrlichen Gesamteindruckes für den Fremden fesselnd, das eigentliche charakteristische Lüster dieser Donauperle erstrahlt erst mit Beginn der Herbstsaison. Nach kurzem Aufenthalt fuhren wir zurück nach Wien, was mit dem Expreßzug nur etwas über fünf Stunden Fahrzeit bedeutet.

Wien hat noch immer seine alte Gemütlichkeit, seinen Volksgarten, seine vielen Theater, die alle in vollem Betrieb waren. Wir gingen ins Bürgertheater, da wir speziell den Wiener Genre aufsuchen wollten und waren durch eine ausgezeichnet musikalische wie darstellerische Vorstellung der Operette „Gräfin Mariza" im höchsten Grad begeistert.

Auf Anraten unseres Chauffeurs fuhren wir anderen Tags nicht nach Nußdorf, sondern auch zum „Reckenbauer", einer ungemein poetischen alten Gartenwirtschaft, wo wir das alte und junge Wien wieder aufleben sahen. — Der Heurige war zwar noch ein Vorigjähriger, denn man kann im Juli noch keine Weinlese verlangen. Er war nach unseren rhein-deutschen Begriffen und auch nach amerikanischer Limonadenempfindung etwas zu säuerlich und nun schlug uns der urgemütliche Gastgeber folgendes vor: „Sie bekommen von mir eine Auslese, welche viel süßer schmeckt und die Sie auch mit Mineralwasser wie Champagner trinken werden. Soll er Ihnen aber nicht munden, so brauchen Sie ihn nicht bezahlen." Wir haben dann einige Flaschen davon getrunken und bezahlt! — Ich schätzte den Preis pro Flasche auf Minimum 30 Schillinge und fand sie mit 4 Schillingen auf der Rechnung. Wir besuchten diesen Wunderwirt noch ein paarmal, auch am Abend vor unserer Rückreise nach München. Das war wieder eine echte Altwiener Idylle, es war gerade am Abend vor der Julirevolte. — Am Tisch neben uns junge ledige und verheiratete Leute, deren reizende Damen den reichlichen Imbiß in Körben und Paketen mitbrachten, mit Seidenpapier den Tisch fein säuberlich deckten und nun zum Wein diese Henderln, Würschtln und sonstigen kulinarischen Genüsse vorlegten, dazu spielte eine prächtige Schrammelmusik Alt-Wiener Lieder, Brezlfrauen, Kellner mit Debrecziner und Gulaschreindln, allgemeine Verbrüderung mit schnalzenden Freund-

schaftsküssen, eine Vereinigung von ahnungslosen seligen Menschen, in einer: „Verkaft's mei' Gwand! I bin im Himml!"-Stimmung. Und in einer solchen Stadt war nach zwölf Stunden Revolution mit Mord und Totschlag. Dem Anblick dieses Wiener Unglücks entgingen wir durch einen Zufall. Es war nämlich am Tag vor unserer Abreise sehr heiß in Wien und auch das frischeste Pilsener Bier bei Meisl und Schaden, diesem Wiener Musterrestaurant, konnte uns keine Abkühlung bringen. So beschlossen wir, am nächsten Morgen nicht erst mit dem D-Zug Wien—München um halb 11 Uhr zu fahren, sondern schon um 9 Uhr mit dem Arlberg-Expreß, der allerdings für uns nur bis Salzburg ging, und wollten dann in Salzburg erst nach 4 Stunden mit dem nächstfolgenden Schnellzug von dort nach München weiterreisen. Gesagt, getan! Wir fuhren am 15. Juli mit dem Arlberger Neunuhrzug! — Merkwürdigerweise fragte mich meine Frau, als wir beim Justizpalast vorbei zum Westbahnhof fuhren: „Was das für ein schönes Gebäude wäre?" Nachdem ich dies erklärt, sagten meine Begleiterinnen einstimmig: „Wien ist doch eine glückliche, schöne Stadt, diese prächtigen Bauten, diese Kunstgenüsse, die ausgezeichnete Verpflegung und diese gemütvollen Menschen!" — Wir stiegen dann unbehelligt nach kleinen Gepäcknachbringungsschwierigkeiten in den Zug ein — niemand, nicht einmal unser Wiener Chauffeur, der Gepäckträger oder der Kontrolleur hatte eine Ahnung von dem Brandgeruch, der sich während dessen schon in kleinen Aufruhrwolken, am Schottenring, entwickelte. Welcher Friede in der Natur, die wir bis zum Salzkammergut durchflogen. In Salzburg angekommen, nahmen wir im Mirabell den Kaffee, machten dann mit dem Auto einen Abstecher nach Berchtesgaden und dem Königssee. Nachdem wir in kurzer Zeit all das Schöne der Salzburger und der bayerischen Landesgrenze bewundert, fuhren wir wieder auf der besten Autostraße Berchtesgaden—Salzburg zurück, erreichten den Gasteiner Zug und kamen mit einer Stunde Verspätung abends 22 Uhr in München an. Wir waren sehr müde. Vollgepfropft mit seelischen und leiblichen Genüssen! Da empfing uns mein Sohn mit den Worten: „Na, Gott sei Dank, daß Ihr nur da seid! Wie seid Ihr denn aus der Wiener Revolution herausgekommen?" Wir hielten das für einen Scherz oder eine verfehlte Bezeichnung unserer Reiseerlebnisse. Gar bald überzeugten uns aber die Zeitungsplakate, daß in Wien bereits soundso-

viele arme Menschen erschlagen und erschossen auf dem Kampffeld lagen! —

Zur selben Zeit wurde in München auch geschossen, aber in einer ganz anderen Weise: hier war das große Deutsche Bundesschießen, als Ausdruck des allgemeinen Verlangens nach Friede und Verbrüderung, aller deutschen Stämme. Der Schützenzug war wieder der Beweis, daß München für Festlichkeiten und künstlerisches Empfinden doch einzig dasteht.

Nach den Münchener Festtagen kehrte ich in meine Schlierseer Behausung zurück und mußte mir auch hier sagen: „Es ist überall, wo wir waren, wunderschön gewesen, aber am schönsten ist doch die Heimat." — Wo findet man einen Ort in nächster Nähe der Residenzstadt, wie Schliersee, Berge, See, ein idyllisches Dorf, prächtige Kuranlagen, Strandbäder, gute Hotels und Gastwirtschaften, Bauerntheater, Ratskeller, allgemeine Fidelität, sogar eine kostümierte Zigeunerkapelle, die ich nicht einmal in Pest gefunden, im Fischerstüberl. Wenn auch hie und da hier Gewitterstimmung herrscht, das reinigt nur die Luft! — Und noch eines: wer die Zeit und das Geld hat, eine Wanderung von hier aus ins bayerische Alpenland zu unternehmen, der wandere über Tegernsee, Tölz, Bichl, Lenggries, Mittenwald, am Kochel- und Walchensee entlang über den Kesselberg, schaue sich nach allen Seiten um, hinter sich ins bayerische Flachland, und vor sich ins Karwendelgebirge, gehe durchs Isartal, nach Garmisch! — dann wird er ausrufen: „Wie herrlich ist doch auch bei uns die Gotteswelt!" und in einer Schönheitskonkurrenz der erhabensten Landschaftsbilder könnten wir Bayern, auch ohne Zagen, um den Nobelpreis konkurrieren! —

Kinomärchen und Filmgeschichten

Berlin ist und bleibt die deutsche Filmzentrale! Morgens 8 Uhr holte mich das Auto der Universum-Film-Gesellschaft (Kulturabteilung) vom Hotel ab, um mich zum Kalifen von Bagdad, im Märchenspiel „Der kleine Muck", zu ernennen. Schon nach einer Viertelstunde langte ich in meiner neuen Residenz, am Tempelhofer Felde an, denn dort ist das Terrain des Ufa-Kinoreiches.

Nur derjenige, der je in seinem Leben Luftschlösser gebaut hat, kann sich von dem raschen Entstehen und Vergehen einer Kinostadt einen kleinen Begriff machen. Paläste, Kirchen, Straßen, Brücken, Moscheen usw. wachsen im Nu, wie in Tausend und einer Nacht, aus dem Boden, um für ein paar Minuten dem Regisseur als künstlerischer Rahmen für seine Filmbilder zu dienen. Architekten, wie Poelzig und Richter, sind zu bewundern, wie sie ohne Wehmut ihre herrlichen Kunstwerke so rasch wieder in Trümmer fallen sehen, denn selbst das Filmpositiv gibt nur ein kurzes Zeugnis ihres mühevollen Schaffens und hochkünstlerischen Könnens.

Das Leben und Treiben in solch einer Filmstadt ist ebenso märchenhaft wie die ganze Umgebung. Türken, Spanier, Revolutionäre, moderne Elegants, Juden, Soldaten, Apostel, Könige und Bettler, alles wogt durcheinander . . . Pferde wiehern, Schüsse knallen, Komparsenführer pfeifen, Hunde heulen, Regisseure brüllen, Esel schreien, Trompeter blasen, es ist der reinste Hexensabbat, da sich in jedem Winkel dieses Bautenchaoses eine andere Filmaufnahme abwickelt. Der Stier von Olivera begrüßt die Frau des Maharadscha, welche sich eben zu ihrem dritten Teil begibt. Die Dame mit den Kamelien unterhält sich mit den Dromedaren der Beduinenkarawane des kleinen Muck, während der Golem am Arm des Generaldirektors Davidsohn durch den Turnierhof der Anna Boleyn stolpert, ersucht Giovanni Fiesco den Polizeimeister von Peking um Feuer für seine Zigarette.

In großen Glashäusern sind die Ateliers eingebaut, um die Innenaufnahmen zu ermöglichen. Hier wird auch vor Sonnenaufgang gekurbelt und Hunderttausende von Kerzenlichtstärken lassen Nebel und Dämmerung spurlos an uns vorübergehen. Hier arbeitet auch Willy Prager, ein alter Münchener, als Regisseur des kleinen Muck, mit aller Energie, Künstlerschaft und Nervosität, welche die Filmindustrie

erfordert. Der kleine Muck ist ein Kindermärchen, das nach dem Hauffschen Original auf den Film übertragen wurde. — Ein Kindermärchen zu filmen ist keine Kinderei und die tausend kleinen Tricks und Nuancen erfordern ungemein viel Klugheit und Routine. Ich kann keck behaupten, daß die Nasenszenen mit den wachsenden Nasen allein viel unbequemer sind als alle Nasenverteilungen, welche von Vorgesetzten an Untergebene je vorgenommen worden sind.

Der Laie hat keine Ahnung, welch' ungeheuer große Nervensteuer der Film erfordert, zudem ist auch die Ruhmesdauer der Filmstare viel kurzlebiger als die der Bühnenkünstler. Die unretouchierte Photographie ist auch viel grausamer als der schärfste Kritiker; diese läßt den Faltenwurf der Zeit durch keine Schminkauflage ausglätten. Deshalb müssen auch diese Spiegelfabrikate mit so ungemein hohen Honoraren belegt werden. Auch sind die Anforderungen, die an einen richtigen Filmstar gestellt werden, geradezu ungeheure. Er soll alles können: Reiten, Schwimmen, Fahren, Turnen, Fliegen, Ringen, Boxen, Seiltanzen usw., er muß auch ausdrucksvoll sprechen können, denn wenn er dies nicht im Charakter seiner Rolle fertigbringt, kann er nie eine große Wirkung erzielen. Der Dialekt ist bei einem Filmkünstler nicht störend; eine mit stark sächsischem Einschlag sprechende Perle von Stambul kann vor jeder Kritik bestehen, ohne daß ihre türkische Zuständigkeit angezweifelt würde. Nur die Filmgegenden müssen dialektfrei sein, das heißt, es wäre sehr störend, wenn aus einem indischen Palmenhain eine Lochhauser Mooshütte hervorleuchten würde, oder wenn im Wild-West Amerikas der Stamm der Crow-Indianer zur Verhüllung seiner Muskulatur rote Flanelleibchen trägt.

Im kleinen Muck hatten wir auf dem Tempelhofer Felde eine Sandfläche, welche in wunderbarster Weise die Wüste veranschaulichte, Beduinenlager mit Kamelen und Eseln in vollkommenster Form. Schon wurden ein paar hundert Meter abgedreht, als am Horizont ein Berliner Spaziergänger mit Gehrock und steifem Filzhut erschien. Diese Fata Morgana kostete ein paar hundert Meter Negativ. Solche Zwischenfälle verstimmen die Filmleiter ungemein.

Das charakteristischste Zeichen der Filmtrauer jedoch sind die Nebelschleier. Dies habe ich am eigenen Leib erfahren: Ich verfilmte in Hohenaschau, in der Chiemseegegend, meine alte Gebirgsposse: „Die Sommerfrische". Die Sache begann schon mit unzähligen Hindernissen.

Der von mir engagierte Regisseur der Ufa, Herr Prager, bekam anstatt im Sommer erst im Spätherbst Urlaub, so daß aus der Sommerfrische beinahe ein Winterfrostidyll geworden wäre. Als ich das Gelände besichtigte, war uns der Himmel noch sehr gnädig und lächelte mit italienisch blauem Kolorit auf mich hernieder. Ich wählte nun die vorgeschriebenen Bauernhöfe aus, engagierte von München, Rosenheim und Schliersee die Hauptdarsteller, besorgte alle Requisiten und wartete nur noch auf den besagten Regisseur. Ich warte eine Woche, ich warte zwei Wochen, ich warte deren drei ... endlich kommt der Heißersehnte und bringt auch den Bergnebel in die Täler von Aschau mit. Dieses Nebelmeer legte sich mit seiner ganzen Beharrlichkeit in das Aschauer Tal und dachte nicht daran, sich je wieder zu entfernen. Außerdem fand der strenge Regisseur, daß verschiedene der von mir gewählten Mitglieder „keine Filmgesichter" hatten (d. h. sie hatten zu kleine Augen und unregelmäßigen Zahnwuchs). Er fand hier einen Baum zuviel, dort einen Balkon zu wenig, ein Bauernhaus mußte neu bemalt werden, das andere stand nicht in der gewünschten Belichtung, ein Fensterkreuz mußte herausgerissen werden, ein Brunnen mit Rinden benagelt, der Festplatz aus einer Ebene in ein kupiertes Terrain verlegt werden; kurzum, alles wurde umgekrempelt mit dem Motto: „Das verstehst du nicht!" und wehe dem, der einem Filmregisseur widerspricht.

Endlich ist alles in die richtigen Wege geleitet und die Aufnahmen können beginnen. — Nächsten Morgen 7 Uhr wird zum Kaffee geblasen, denn um 8 Uhr sollen die Drehungen einsetzen ... Alles ist richtig aufgestanden, nur der Nebel bleibt liegen und zwar mit einer solch gelbgrauen Beharrlichkeit, daß jede Aufnahme unmöglich wird. Hunderte von Komparsen sind bestellt und entfernen sich wieder nach Einnahme ihres Honorars und zweier Hektoliter Freibier. Alles hat sich entfernt, nur der Nebel bleibt bei uns. Am zweiten Tage ist's ebenso, desgleichen am dritten Tag, der nur mit der tröstlichen Versicherung endet: „A so konn's jatzt no vierzehn Tog dauern!" — Am vierten Tage fahre ich nach München, um uns mit Innenaufnahmen die Nebel und die Zeit zu vertreiben. Wie's der glückliche Zufall will, ist kein Atelier in den nächsten Tagen frei. Da erreicht mich eine Depesche, die mir von Aschau nacheilt: „Auf den Almen alles frei und schönster Sonnenschein!" — Ich rase zurück nach Aschau und erklimme

mit meinen tieftrauernd Hinterbliebenen die höchsten Gipfel der Chiemgauer Berge. — Wir finden dort alles nach Wunsch: Ausgezeichnete Unterkunft in der Steinlinger Alm, prächtiges Felsgelände und goldenen Sonnenschein. — Nun geht's aber los! Bergkraxln, Wildern, Reiten über Felsengrat mit senkrecht abfallenden Wänden, Abfahren bei der Verfolgung, mit echtem Absturz meines Freundes Herger als Wilderer, Verletzung des Schlüsselbeins und Brustkastens, es wird aber trotzdem weitergefilmt, auch der Verletzte arbeitet, trotz der größten Schmerzen, weiter, ein Muster von Pflichtgefühl. Abends in der Unterkunftshütte Schuhplattln, gutes Abendessen und Bier mit Zitherbegleitung, vor der Hütte Verhören der röhrenden Hirsche, auch ein bayerisches Alpenmärchen, das in gewichtigen Almbetten weitergeträumt wird. Am nächsten Morgen geht's wieder an die sonnige Arbeit, unter uns liegt das unendliche Nebelmeer, doch auch dieses teilt sich schon gegen Nachmittag und als wir abends wieder zu Tal stiegen, war das Nebelmeer mit dem Bergwind fortgezogen.

Nun kam am nächsten Morgen auch im Tal das richtige Leben in die Bilder: Das Volksfest, der Schützenaufmarsch, das Preisplattln, das Ringen, das Fensterln, der große Festzug, die Spritzenszenen mit all ihren Ergüssen wickelten sich so tadellos ab, daß selbst alle Zaungäste zufriedengestellt waren. — All diese Ereignisse erledigten wir innerhalb vier Tagen bei lachendem Himmel und hatten zum Schluß nur noch die Schwierigkeiten eines Postwagerlumschmisses zu beheben. Aber auch dieser Fall ging ohne Hals- und Beinbruch vorüber, nur die Wagendeichsel war gebrochen, worüber sich selbst der alte Jubiläumspostgaul höchlichst verwunderte.

Nun mußten wir nach München zurück, da dort inzwischen ein Atelier frei geworden. In München wurden dann vom Architekten Wiesengrund, Bauernstuben, Almhütten, Salons und Korridore rasch zusammengezimmert, die ganze Inneneinrichtung besorgt, die Lichteffekte eingeschaltet und dann jeden Tag von morgens bis in die sinkende Nacht gekurbelt. Als wir mit dem Innern fertig waren, ging's wieder an die übriggelassenen Außenaufnahmen, so da waren: Schlußszene auf der Höhe, Baderszene, Gemsfabrik und Absturz in eine Sandgrube. Da zu diesem Zweck die Umgebung von Schliersee die beste Gelegenheit bot, fuhren wir zuerst nach Hammer bei Fischbachau, wo wir wieder vortreffliche Aufnahme, aber auch den unvermeidlichen Nebel

vorfanden. — Wieder mußten hundertfünfzig Komparsen, ohne daß eine Aufnahme zu Stande kam, nach Erhalt ihres Honorars nach Hause fahren und wieder waren wir gezwungen, die Schlußszene auf der Höhe des Wendelsteins, 600 Meter über dem Nebelmeer, aufzunehmen. — Mit gelinder Verzweiflung legten wir das noch Übrige in die Vorberge, nach Schliersee. — Am Morgen war wieder alles mit grauen Nebelfahnen beflaggt! Da wurde uns von der Spitzinghöhe klarer Sonnenschein gemeldet. — Auf nach dem Spitzingsee! — Drei große Wagen sollten uns nach dem dortigen Forsthaus bringen. Als wir den Weg bis zum Spitzingsattel zurückgelegt, meldete uns der Josefstaler Förster, daß der Nebel nun auch wie ein treuer Pudel hinter uns dreingekommen sei und beim Forsthaus kusch gemacht hätte, dafür sei jetzt im Tal wieder klares Himmelslicht. — Wir umkehren und wieder ins Tal fahren war das Werk eines Augenblicks und nun verfolgten wir die Sonne, wo sie gerade lag. — Die Baderszene im Josefstal, die Gamsfabrik in Neuhaus, den Gemsenabsturz bei der Glashütte, die Sandgrubenereignisse bei Schliersee. — Der Himmel war uns wieder gnädig und wieder ging alles, selbst der Sandgrubenabrutsch, ohne Unfall vor sich, obwohl sich dabei über hundert Haushammer Männlein und Weiblein überschlugen und überpurzelten. Am Kopf einige Beulen und an den Knien einige Hautabschürfungen wurden mit „Hallo" ertragen und alles hatte nur eine Meinung: „Es war zu lustig und wirklich wunderschön!" Somit war diese merkwürdige Sommerfrische beschlossen und schon am nächsten Tag setzte der Frost so empfindlich ein, daß ich dem Himmel dankte, daß er doch noch so gnädig mit uns verfahren.

Wie viele lustige und traurige Hindernisse und Schwierigkeiten es bei Filmaufnahmen gibt, erinnere ich mich auch noch aus der Zeit, als ich noch bei meinem lieben Freund Bolten-Bäckers filmte. — Wir nahmen „Petermanns Jagdabenteuer" auf. Eine Dackelszene vor dem Salzburger Hof in München. Ich saß mit meinem Dackl auf der Veranda dieses Gasthauses, in welchem eben die Bauarbeiter ihr Frühstück einnahmen. Es hatte sich schon eine ziemliche Anzahl Zuschauer vor der Veranda versammelt, so daß die Trambahn bereits ins Stocken geriet, die Geranienstöcke auf der Pergolabrüstung störten den Einblick, doch Bolten, der Gewaltige, riß rasch entschlossen die zarten Pflänzchen aus dem Erdreich und warf sie beiseite. Die Maurer hatten

eben ihre Pause beendet, als ihnen Bolten zurief: daß sie nicht aus der Türe gehen dürften, ehe die Aufnahme beendet sei. Großer Tumult von allen Seiten, auch der Wirt wurde nervös, als er seinen Blumenschmuck vermißte, doch mit dem vollwertigen Ersatz der Flora und der Einladung zu einem kleinen Frühschoppen war jeder Widerstand gebrochen und alles wickelte sich zur größten Zufriedenheit ab. –

In den Gruben bei Bogenhausen war wieder Aufnahmeprobe. – Ein kleiner Junge stand vor dem betreffenden Häuschen und sah staunend nach dem Filmapparat. – Bitten, Versprechungen, Drohungen, selbst Honorarangebote konnten den Buben nicht veranlassen, seinen Standpunkt aufzugeben. Als wir noch im eifrigsten Unterhandeln waren, erschien der Vater des Kindes im Parterrefenster und rief: „Der Bua bleibt do steh'n!" Bolten-Bäckers erwiderte: „Wir benötigen aber diese Häuschen zur Aufnahme und der Junge bekommt zwee Mark, wenn er sich entfernt!" Darauf der Vater: „Dös Haus g'hört mei', der Bua bleibt do steh'n und mit deine preißisch'n zwoa Mark konnst mi – gern hob'n!" Worauf Bolten-Bäckers mit den Worten: „Sie mich auch!" die Aufnahme in ein anderes Stadtviertel verlegte.

In Bad Salzschlirf hatten wir mit einer Posse: „Der Tyrann von Muggendorf" verschiedene Tage belegt. Ein Bild spielte sich auf der Kurpromenade ab. Es war ein sehr mühevolles Unternehmen, die wandelnden Kurgäste zu veranlassen, ruhig weiter zu promenieren und nicht nach dem Apparat zu sehen, da dieses den Eindruck der Natürlichkeit im Film benommen hätte. – Endlich hatten wir mit großer Überredungskunst die vielen Herrschaften so weit gebracht, und dabei eine längere Filmrolle abgedreht, da erscheint eine sehr alte Dame auf dem Plan, geht um die Ecke und in der Meinung, es sei der Gaumondapparat ein Guckkasten, sah sie direkt in das Objektiv. Auf diesen Einblick erhob sich ein solches Regiegeschrei, daß die alte Dame in Ohnmacht fiel und verschiedene herzleidende Kurgäste abreisten. – Das Publikum will eben noch immer nicht einsehen, daß solche Filmaufnahmen über alles gehen und daß jeder Handel und Verkehr zu stocken hat, wenn einmal gedreht wird. Jeder Einwand wird mit den Worten niedergeschlagen: „Ach was, wir haben doch hier Filmaufnahme!" Die Hauptsache ist doch, daß der Film gut wird. Alles andere ist gleichgültig! –

Das Schiff der Wüste

Mein Freund, der kgl. Sanitätsrat Dr. M. . . . in Wiesbaden hatte das Sanatorium für schwedische Heilgymnastik, im Hotel Kaiserhof, übernommen oder gepachtet mit allen dazugehörigen Einrichtungen und Apparaten; dies waren Streckmaschinen, Ruderboote, Pferdegalopp-einrichtungen, Motorfahrräder, Wellenschaukeln, Auf- und Abzugs-ringe, Arm-, Bein- und Bauchmassagen und dergleichen mehr. An deren Spitze stand als Clou der orthopädischen Mechanik ein Riesen-dromedar, welches den Vorzug der allseitigen Bewegung zwischen seinen zwei Höckern aufzuweisen hatte. Ich war weder Gichtiker noch Ischiasstiker, sondern lediglich nur Gast am damaligen kgl. Hoftheater und nach der Vorstellung noch Gast — es war nachts 11 Uhr — meines Freundes, d. h. des benannten Orthopäden im Hotel Kaiser-hof. — Nachdem wir ein ziemlich opulentes Mahl eingenommen, kam das Gespräch auf meine schon damals beginnende Körperfülle und mein Freund empfahl mir, auch etwas Heilgymnastik zu treiben. Zu-gleich sprach er begeistert von seiner demnächst zu eröffnenden Anstalt und forderte mich auf, trotz der späten Stunde, wenigstens seinen Gerätesaal zu besichtigen. Ich fand seinen Wunsch berechtigt und be-gab mich wißbegierig durch endlose Gänge nach dem ihm gehörigen Trakt. Endlich langten wir am Ziel unserer nächtlichen Heerfahrt an. Der Saal war unheimlich lang, breit und hoch und nur magisch be-leuchtet durch das Mondlicht — der Hebel zur Lichtleitung war dem Besitzer noch fremd, auch war eine erhöhte Belichtung unnötig, denn ich unterschied zwischen unzähligen Stangen, Brücken, Rädern, Latten, Ringen und Seilen auch ein hohes Gestell, welches mir als künstliches Schiff der Wüste und neuestes Massagenwunder vorgestellt wurde. Ich muß gestehen, daß ich sehr gespannt war, zu sehen, wie sich diese Heilmethode bewerkstelligen ließe, und da erklärte mir der freundliche Äskulap, daß sich dieses alles durch verschiedene Umschalter in Be-wegung setzen ließe.

Das Schaltbrett war am entgegengesetzten Ende des Saales an-gebracht. „Bitte“, sagte mein Freund, „setzen Sie sich in den Sattel und Sie werden sofort empfinden, welch wohltätige Wirkung diese Prozedur erzeugt!“ Sodann brachte er eine Leiter herbei und ich er-klomm widerspruchslos den etwa drei Meter hohen Sattelsitz. Dr. M. . .

entfernte dann die Staffelei und begab sich zum Schaltbrett. Nach einigem Suchen entdeckte er die Bewegungsschraube und mit einem Ruck setzte sich mein Kamel in seinen vorgeschriebenen Trab oder Galopp, das konnte ich nicht gleich beurteilen; es war ein Schwanken nach rechts und links, ein Wippen nach vorn und hinten, ein Stoßen von unten nach oben, daß ich alle Mühe hatte, mich auf meiner schwindelnden Position zu erhalten. So läuft das Vieh schon fünf Minuten mit mir, in einem immer schnelleren Tempo, aber ohne seinen Platz zu verlassen — und ich immer vorwärts, rückwärts, rechts und links, auf und ab! — Nach fünf Minuten rufe ich dem Doktor, der sich noch immer am Schaltbrett zu schaffen macht, zu, „er soll den Kontakt abstellen", da antwortet er zu meinem Schrecken, „daß er leider den Abschluß nicht finden kann". Nachdem er noch einige Minuten an allen Drückern und Schaltern herumgefaselt, fingen auch die anderen Gegenstände und Viecher zu laufen an; das rasselte und klopfte, das knirschte und ächzte, noch mehr als ich selber — ich schrie immerzu: „Aufhalten! Ausschalten!" ... doch der edle Rennstallbesitzer antwortete nur: „Halten's Ihnen nur fest ein, sonst fliegen S' runter und könnten sich beschädigen". Und mit den Worten: „I' hol' jetzt den Maschinisten, dann haben wir's gleich!" verschwand er durch die Eingangspforte. — Und ich allein mit meiner Pein, im Mondenschein mitten in der rasselnden Umgebung wie ein Seekranker — nach vorn und hinten, nach links und rechts schwankend, endlose zehn Minuten gehoben und geschoben. „Endlich, da kommt der Retter", „nein, er kommt nicht!" Noch fünf Minuten — „Ha, er ist's!" aber allein. „Es tut mir furchtbar leid", sagt er, „aber der Maschinist ist heut' abend nach Frankfurt und seine Frau kennt sich net aus!" Wieder bastelt er am Schaltbrett, aber wieder ohne Erfolg. — Ich kann nur noch lallen: „Vielleicht hat er den Ausschalter mit nach Frankfurt genommen?" — Endlich ein heroischer Entschluß: „Her mit der Leiter! Ich probier's doch!" Willig versucht der Doktor diese Anlage — es gelingt nicht — da sich das Kamel nicht einen Moment stille hielt. — „Ach," rief ich, „hätt' ich Roß mich aufs Pferd gesetzt anstatt aufs Kamel, ich wär' längst abgesprungen." Schließlich mußte ich diesen Trick auch beim Kamel riskieren. Der Doktor versprach, mich aufzufangen — er war ein Riese — jedenfalls an Umfang, das war eine kleine Rückversicherung. Endlich kam der Entschluß zur Reise: Ein Schwung, ein Sprung — ich

lag unten — das heißt: er lag unten und ich lag oben — außer einigen Hautabschürfungen ging dieser Abfall schmerzlos vor sich. Ich sprang rasch wieder empor, der Unterlegene etwas langsamer, indem er mich noch zum Abstellen des Schaltbrettes animieren wollte, versicherte ich ihm, daß weder ich, noch das mechanische Menageriegebilde zum Stillstand zu bewegen wäre und so verließ ich noch immer schwankend, aber eiligst die unheilbringende Heilanstalt. — Nachts träumte ich, daß ich auf einem Kamel die Sahara durcheilte und endlich halb verschmachtet eine Oasenquelle erreichte, als ich dann in den Wasserspiegel blickte, sah ich nichts weiter als — ein Riesen-Kamel.

Leben und Sterben eines Multimillionärs

Ich hatte einmal ein längeres Gastspiel in einem Weltbad ... zu absolvieren. Der Zufall wollte, daß im selben Hotel, in welchem ich mein Standquartier aufgeschlagen hatte, auch mein Freund Professor Kossuth sein Atelier einrichtete und so kamen wir Tag für Tag zusammen und freuten uns der gegenseitigen Erfolge. Kossuth machte mich auch mit verschiedenen hervorragenden Persönlichkeiten bekannt, welche entweder Malunterricht bei ihm nahmen oder sich porträtieren ließen. Wir speisten meist in seinem Atelier zu Mittags und zur Nacht, nachdem wir uns verhältnismäßig billige Picknicks zusammenstellten, selbst bedienten, servierten, die Geschirre reinigten und dabei lebten wie der Vogel im Hanfsamen. Bei dieser Gelegenheit hatte ich auch die Freude, einen selten liebenswürdigen Mäzen kennenzulernen, der, als Kunde und Freund Kossuths, sich des öfteren an unseren lukullischen Mahlzeiten beteiligte und sie durch burschikose Fröhlichkeit und delikate Beisteuern würzte. Dieser Dritte im Bunde war ein nordischer Aristokrat von einer fabelhaften Herzensgüte und einem noch märchenhafteren Reichtum. Er war vermählt mit einer exotischen Dame, welche in den überseeischen Kolonien ungeheure Plantagen besaß und wie ihr junger lebensfroher Gemahl alle Welt von ihrer Herzensgüte profitieren ließ. — Keine Wohltätigkeitsveranstaltung ging ohne große Beisteuer dieser wirklich edlen Menschenfreunde vorüber, kein Bettler wurde unbeschenkt von der Türe ihres kleinen Palais gewiesen und keine Gelegenheit wurde versäumt, um

Freunden und guten Bekannten eine liebenswürdige Überraschung zu bereiten. Doch nichts ist vollkommen auf dieser Erde und so war auch hier das Eheglück, wie das freundschaftliche Zusammensein des öfteren getrübt durch die übertriebene Verehrung geistiger Getränke, denen unser aristokratischer Herzbruder in jeder Form geneigt war und durch seine kräftige Natur auch anfangs ohne schädliche Folgen zu allen Tages- und Nachtzeiten zusprechen konnte. Gar bald stellten sich Störungen ein, die zum Teil sehr humoristischer Natur waren, mit der Zeit aber jedes glückliche Zusammensein vernichteten. Vor allem legte der Baron eine große Gereiztheit fremden Personen gegenüber an den Tag, namentlich gegenüber solchen, welche es wagten, seine fremdländisch aussehende kreolische Gattin zu fixieren und es kam dabei oft zu unangenehmen Auftritten, die erst in nüchternen Augenblicken, unter den schwierigsten Umständen beizulegen waren.

Eines Abends saß unser Freund mit Gattin und Kossuth in einem feinen Weinrestaurant, in welchem sich nur noch ein Herr am Nebentisch befand. Der Herr, der zum erstenmal die außergewöhnlich interessante Dame erblickte, hatte das Unglück, über das Maß des Erlaubten sein Monokel nach dem Tisch der kleinen Gesellschaft zu richten und erweckte dadurch einen Wutausbruch des Ehegatten, welcher sofort den Oberkellner zu sich beschied und ihm sagte: „Dieser Herr betrachtet in unqualifizierbarer Art meine Gattin, veranlassen Sie ihn, daß er sofort das Lokal verläßt!" „Aber Herr Baron," erlaubte der Kellner schüchtern zu erwidern, „das kann und darf ich nicht, so lange der Herr sich sonst nichts zu schulden kommen läßt. Er sieht übrigens gar nicht mehr herüber!" „Rufen Sie mir den Wirt!" Nach einiger Zeit kam der Hotelier. „Ich bin einer Ihrer besten Gäste", redete ihn der Baron an, erklärte ihm dann nach seinen Gesichtspunkten den Sachverhalt und als der Wirt auch keine Berechtigung zur gewaltsamen Entfernung des Gastes fand, fragte er ihn plötzlich: „Sagen Sie, rentiert sich denn der feine Restaurationsbetrieb in diesem Lokal?" worauf ihm der Wirt schmerzlich erzählte, daß diese Neueinrichtung seinerseits ein Mißgriff war und daß er sich schon mit der Idee befreundet habe, diesen Carlton-Ritzbetrieb zu ändern, um das Lokal wieder dem Hotel anzugliedern. „Wieviel würden Sie verlangen, wenn ich Ihnen das Lokal auf ein Jahr abpachte?" fragte der Baron. Der Wirt nannte eine ziemlich hohe Summe ... der gereizte

Ehemann schrieb nun rasch mit Bleistift einen Pachtvertrag, ließ denselben vom Wirt unterzeichnen, zahlte die verlangte Pacht und ließ sich damit zusichern, daß er von jetzt ab der Besitzer des Raumes sei. Dann befahl er dem Oberkellner: „Sagen Sie dem Herrn, daß ich von jetzt ab der Pächter dieses Raumes bin und wenn er nicht sofort mein Restaurant verläßt, so verklage ich ihn wegen Hausfriedensbruch!" Der Gast verließ unter Protest kopfschüttelnd das Lokal. Der neue Eigentümer hat es selbst nie mehr betreten.

Sehr originell war auch der Ausdruck der Reiselust unseres Sonderlings. Ich ging mit Kossuth auf der Kurpromenade, da kommt uns Freund H. entgegen. „Halloh! wollen wir eins trinken?" „Nein, es ist noch zu früh!" „Wißt Ihr was, wir fahren nach Paris, ich lad Euch ein!" „Nein, das ist mir zu weit und außerdem hab' ich heut' im Theater zu tun . . !" „So, na Egon!" sagte er zu Kossuth, „dann gehst du mit!" — „Ich muß doch erst packen, ich habe noch gar nichts dazu vorgesehen," erwiderte der Maler. „Ich auch nicht," sagte H. „Ich telephoniere nach Hause, laß mir meinen kleinen Koffer an die Bahn kommen (das war ein kleines Lederneceſſaire, das in einigen Abteilungen nur verschiedene Geldsorten enthielt) und was wir brauchen, kaufen wir unterwegs!" Und so reisten die beiden wie der Phileas Fog in der Reise um die Erde, ohne jegliches Gepäck nach Paris und kamen schon nach vier Tagen wieder zurück.

Ein andermal mietete von H. zum Schluß der Vorstellung das ganze Personal eines Chantans und ließ sich eine Separatvorstellung geben, bei der er die große Trommel schlug. Das noch zurückbleibende Publikum forderte er auf, sich zu entfernen. Nachher bestellte er ein feines Souper für die Künstler und weigerte sich nur ein Beefsteak zu zahlen, das sich ein magenleidender Chanteur separat ohne seine Genehmigung bringen ließ.

Ich fuhr nach einer naheliegenden Stadt, um dort für ein Ensemblegastspiel eine Varietébühne zu mieten und zugleich die Bühnenmaße für meine Dekorationen zu nehmen. Mein feuchtfröhlicher Freund bot sich mir als Begleiter an. Da wir während der Vorstellung dort ankamen, bat ich den Baron, mir auf der Treppe nur einen Moment zu warten, bis ich den Direktor und den Theatermeister gesprochen hätte. Vorsichtshalber bat ich ihn noch eindringlich, sich mit keinem der vorbeipassierenden Künstler in ein Gespräch einzulassen.

Als ich nach kurzer Zeit zurückkam, war großes Geschrei auf der Treppe, eine mit Brillanten bedeckte Tänzerin fühlte sich durch seine Ansprache beleidigt, ein Tierbändiger wollte die Sache mit einer Nilpferdpeitsche schlichten, nur ein Athlet hielt ihn zurück, da sich mein Freund unter Höllengelächter mit einer Faust voll Banknoten deckte; erst die Dazwischenkunft des Direktors und meine energischen Entschuldigungen endigten dieses schöne Intermezzo.

Auf der Nachhausefahrt erklärte mir mein Freund folgendes: „Was brauchst du als Hofschauspieler in so einem Tingel-Tangel zu spielen. Ich geb dir eine Million und du baust dort eine feine Bühne!" worauf ich erwiderte: „Lieber, guter Kerl! Ich brauch' deine Million nicht, denn ich hab' so auch zu leben. Dann würdest du jeden Abend in deiner Begeisterung dem Publikum erklären, daß du mein Freund bist und das Ganze von dir bezahlt ist und drittens hast du bis morgen doch dein ganzes Versprechen bereut und vergessen!" Darüber war der Sonderling so beleidigt, daß er mich längere Zeit aus seinem Verkehr ausgeschaltet hatte. —

Wie ich später erfuhr, traten auch in seiner Ehe einige schwere Zerwürfnisse ein, die seine engelsgute Gattin veranlaßten, sich scheiden zu lassen. Vorher gab es noch Skandal in ihrem Hotel, bei dem der renitente Gatte den Schauplatz räumen mußte; als er dann auf der Straße verschiedene neugierige Zuhörer erblickte, warf er ein paar Hände voll Hartgeld unter die Menge und mußte sich, während er den daraus erfolgten Kampf mitansah, vor Lachkrampf auf den Randstein setzen. Von da ab erfuhr ich nur noch, daß H. den Wohnort gewechselt hatte, nachdem er mit einer guten Jahresrente abgefunden wurde.

Eines Tages bin ich in München im Café Luitpold ... zwei Tische von mir sitzt ein junger, hübscher Herr mit einer reizenden Dame ... ich sehe die beiden an, da mir der Herr bekannt schien ... und dachte: „Ach Gott, wenn der Herr nicht so klar aussehen würde, würde ich ihn für meinen ehemaligen Freund H. halten!" Da ruft der Herr plötzlich: „Konrad", stürzt auf mich los, umarmt und küßt mich ... Ich bin ganz starr vor Staunen und konnte ihm nur noch sagen, wie vorteilhaft er sich verändert hätte! Da blickte er mich so dankbar und gerührt mit seinen blauen Veilchenaugen an und sagte: „Nicht wahr, du wunderst dich? Ich trinke seit langer Zeit keinen Tropfen Alkohol mehr und dieses Wunder hat hier meine junge Frau fertiggebracht,

wir machen eben unsere Hochzeitsreise ... Daß ich von meiner ersten Frau geschieden bin, wirst du wissen! – Sie war auch ein Engel und ich war an allem schuld ... aber das ist jetzt alles vorbei. Ich lernte dann diese junge Dame kennen, verlobte und verheiratete mich mit ihr und wir machen jetzt unsere Hochzeitsreise nach Spanien."

Er stellte mich dann seiner Gattin vor und ich war entzückt von der Liebenswürdigkeit und Schönheit dieses bescheidenen Wesens und konnte meinem Herzbruder nur zu allem aufrichtigst gratulieren. Das Paar versprach mir über ihre Reiseeindrücke zu schreiben und mich auf der Rückfahrt in Schliersee zu besuchen. Nach ungefähr vier Wochen erhalte ich anstatt eines Reisegrußes die Nachricht, daß die junge, blühende Frau auf dieser Hochzeitsreise plötzlich gestorben sei. – Wieder nach einigen Monaten bin ich zufällig in dem alten Kurort, wo ich früher den guten H. kennenlernte. Als ich nachts nach dem Souper den Hotelkorridor entlang gehe, kommt mir wie ein Gespenst, in einem hellen Seidenschlafrock, ein zitternder Mann entgegen, das Gesicht eingefallen, voll Bartstoppeln, er wankt ohne mich zu beachten, an mir vorüber ... ich frage den Zimmerkellner, wer das sei? „Das ist der Baron H." erwidert er mir, „der ist wieder ganz fertig ... ich glaube, er lebt nicht mehr lang!" Ich schloß die ganze Nacht kein Auge vor Erregung. Am nächsten Tag las ich in der Zeitung: Heute früh hat sich der bekannte Baron H. in einem Anfall von Weltschmerz erschossen. –



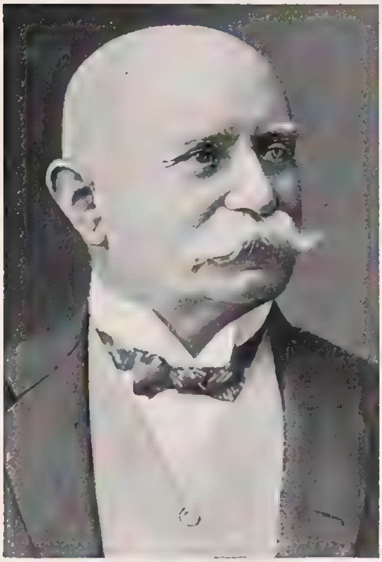
Ikaros von Hans Thoma

Luftschiffahrt

Von Ikaros bis Graf v. Zeppelin

Wie unendlich viele Erfinder und Techniker haben sich seit der alten Griechenzeit mit der Erfindung der lenkbaren Luftschiffe beschäftigt? — Wie viele sind seit Ikaros aus all ihren Himmeln gefallen, und doch hat menschliches Wissen, Ausdauer und Leidenschaft sich immer wieder zu übermenschlichen Höhen emporgeschwungen. — Fast alle hatten nur negatives Resultat, bis endlich der tapferste unserer Kriegshelden, Graf von Zeppelin, im Verein mit gleichgesinnten, treuen Freunden, technisch hochgebildeten Männern, den ersten lenkbaren Luftballon konstruierte und mit demselben von Friedrichshafen durch den bayerischen Himmel nach München flog und damit einen Luftsieg errang, der das Erstaunen der ganzen Welt erweckte! — Welche

Gefühle die erste Landung dieses Flugschiffes in München auslöste, kann ich genau beschreiben, da ich es selbst miterlebte! Die Bevölkerung war einfach starr, noch viel starrer als das System des Zeppelinschen Ballons! — Ich habe damals in meiner Bewunderung ein Lied verfaßt, das ich nach einer alten Wiener Melodie bei verschiedenen Wohltätigkeitskonzerten zum besten gab und das so recht die begeisterte Stimmung der niedrigstehenden Erdensöhne und -töchter zum Ausdruck brachte! — Ich habe darin ein wenig den Propheten gespielt, und meine Weissagungen sind heute so ziemlich eingetroffen. — Heute habe ich dem Lied noch eine aktuelle Strophe beigefügt, die ich mir als bescheidener Flugkollege wohl leisten darf, denn nachdem mein kranker, ausgefallener Arm kaum verheilt, stolperte ich neulich über meinen Stockschirm und flog dabei aus einer Autodroschke aufs Straßenpflaster und kann sagen, daß mir mein Fallschirm doch zu einer glücklichen Landung verhalf, indem mein schwacher linker Flügel sowie mein Ballon durchaus unbeschädigt blieb.



Graf von Zeppelin

Zeppelin in München

Ein altes Lied aus meinem Repertoire
mit einer neuen Nutzanwendung

Was is denn dort o jeh?
Es schaun die Leut in d' Höh,
Sie kommen angeschobn,
Und alles deut noch obn.
Was nur die Menschen habn?
Stürzt denn der Himmel zamm?
O nein, da schauns nur hin,
's kommt der Zepp'lin!
Ja, ists denn möglich oder net?
Da kommt er gflogn wie ein Komet,
Und alles rennt und schreit und druckt,
Die Menschheit is als wie verruckt.
Sie lachen, weinen, winken nach
Vom Turm, Palais und Schindeldach.
Sie schrein hinaus obn beim Kamin:
„Hoch lebe der Zepp'lin!"

Und alles, groß und klein, rennt hinterm Luftschiff drein,
Es schreit die ganze Welt: „Nach Oberwiesenfeld",
Denn dorten landen s', heißts; an jedn ziehts und reißts,
Selbst die mit Podagra, die rennen aa.
Die armen und die reichen Leut, im Loden= wie im Seidenkleid,
Der Schusterbua, der Advokat, der Lucki, der Kommerzienrat,
Die Milifrau, der Herr Baron, die Sarah und der Moritz Kohn,
Ob einer dick is oder dünn, er will doch zum Zeppelin!

Ja, selbst beim Militär, ist keine Ordnung mehr,
Sie halten keinen Schritt und möchtn aa gern mit;
Der Gaul vom Hauptmann bockt, ja selbst die Trambahn stockt,
Man hat für nix an Sinn, wie fürn Zeppelin.
Die Ammen legn die Kinder ab und rennen nachher nach im Trab,
Der Gendarm läßt den Gauner los und schaut nach dem Zepp'lin nur bloß,
Ein Bauer is vom Pflug abgschobn und schreit: „Da is der Teifi drobn!"
Der Polizeihund selbst rennt hin, und bellt nach dem Zepp'lin!

So rennens Mann für Mann, jedoch der Aroplan,
Der war schon früher dort, an dem bewußten Ort.
Und um den Start herum, da steht das Publikum,
Und mitten drunter drin, is der Zepp'lin.
Der Hof, der trifft jetzt auch schon ein, die Publikümmer „Vivat" schrein,
Es neigt sich drob das Herrscherhaus, an Prinzen fallts Monokel raus.
Der Magistrat tut aufmarschiern, den Schiffhut auf der Denkerstirn,
Zum Schluß, da kommen zwei Hartschier und bilden ein Spalier.

Ich schwitz als wie ein Bär, mich druckns hin und her,
Ich steck wie in an Rohr, so wuzelns mich dann vor,
Doch wie ich in der Näh dann vor dem Luftschiff steh,
Steigt der Zepp'lin ins Schiff und tut an Pfiff.
Kaum, daß sich die Propeller hebn, da habns mir schon a Watschn gebn,
Ich hab im Kopf ein Mordsdrumm Loch, das Publikum schreit: „Vivat hoch".
Hoch wie ich nachschau dann in Hast, da werfens raus den Sandballast.
Ich habn in die Augen drin, und siech nix vom Zepp'lin.

Doch schon nach kurzer Zeit kam auf die Freud das Leid,
Es hing der schöne Traum an einem Lindenbaum,

Das Luftschiff war zerschellt, doch staunend hört die Welt:
„Ist der Ballon auch hin, 's lebt der Zepp'lin!"
Das Geld war wieder schnell berappt und alle Löcher zugepappt.
Wenn auch das Luftschiff uns zerreißt, es lebt doch noch der alte Geist.
Und so lang Geist und Kraft noch bleibt, die uns das deutsche Luftschiff treibt,
So lang lebt auch in unserm Sinn als Vorbild der Zepp'lin.

Nur net den Mut verlorn! Die Flinten net ins Korn!
Wenn auch der Sturm zerfetzt das Luftschiff *Deutschland* jetzt,
Und jeder Feind dran zupft und noch was runterrupft,
Sie machen uns net hin. Denkts an Zepp'lin.
So lang wir seinen Geist noch habn, das andre flick ma wieder zamm,
Denn wenn die Not am höchsten ist, Gott Deutschland stets am nächsten ist,
Die Hauptsach is der Steuermann, der uns auch richtig lenken kann,
Dann fliegen wir über alle hin, genau wie der *Zepp'lin*!

Und heut nach achtzehn Jahr, ist das nicht wunderbar,
Steigt dort am Bodensee ein Luftschiff in die Höh,
Von Eckner dirigiert, mit Dürr wars konstruiert,
So herrlich, groß und kühn, und heißt Zepp'lin.
Was nie erreicht durch Kampf und Schlacht, das haben die Helden heut
Eroberten die ganze Welt, als Sieger dort am Himmelszelt, [vollbracht,
Sie knüpften uns ein Freundesband, man reicht uns heut die Bruderhand
Das ist uns mehr als Kriegsgewinn! Gott schütze den Zepp'lin!



Dr. Eckener



Relief an Lindes Geburtshaus

Ein Jubiläum in Eis und Schnee

Am 25. Mai 1929 war im Wiesbadener Kurhaus ein Jubiläum, das an Kälte alles bisher Dagewesene hätte übertreffen müssen, denn es galt der Erinnerung der vor 50 Jahren erfolgten Gründung der Gesellschaft für Linde's Eismaschinen, das Werk des großen Erfinders und Gelehrten, Geheimer Rat Dr. Carolus von Linde, welcher heute noch im Alter von 87 Jahren an der Spitze des Aufsichtsrates steht.

Die Festlichkeit spielte sich im kleinen Kurhaus Wiesbaden ab, das ist jener Raum, der früher als Spielsaal verwendet wurde und den Prof. Friedrich von Thiersch beim Umbau des Kurhauses wegen seiner originellen Schönheiten und eigenartigen Berühmtheit gänzlich unverändert ließ. Der Saal war nach Linde'schem System abgekühlt, aber trotzdem stieg das Thermometer in wenigen Minuten zur Glühhitze, welche namentlich außer der Frühlingswärme durch die Temperatur der Freundschaft, des Dankes und der Begeisterung für den anwesenden Erfinder der Kältemaschinen zu dieser Höhe gesteigert wurde.

Der kleine Saal war sozusagen ausverkauft oder besser gesagt ausverschenkt, denn über 300 Gäste, die sich aber dem Wunsche des Herrn v. Linde entsprechend nur aus Mitgliedern der Firma zusammensetzten,

von denen die Wiesbadener Zentrale mit ihren Damen erschienen war und zu welcher die Abteilung B, München-Höllriegelskreuth, eine starke Deputation entsandte. Ferner waren erschienen Vertretungen der Maschinenfabrik Sürth bei Köln als Zweigstelle der Gesellschaft, dann die der Zweigstelle Mainz, Vertreter der der Gesellschaft gehörenden Kühlhäuser, die Vertreter einzelner der Gesellschaft gehörenden Sauerstoffwerke. Es erschienen ferner der Wiesbadener, Münchener und Sürther Vorstand mit seinen Damen, sowie der Aufsichtsrat, nachfolgend genannt: Direktor Dr. Schipper mit Gemahlin, Wiesbaden, Kommerzienrat Dr. Jung mit Gemahlin, Mainz, Geh. Kommerzienrat Rich. Buz, Augsburg, Dr. Plieninger, Griesheim-Frankfurt, Geh. Kommerzienrat Georg Proebst, München, Kommerzienrat Heinrich Sedlmayer mit Gemahlin, München.

Geheimer Rat Dr. von Linde begrüßte mit einer kurzen geist- und gemütvollen Ansprache die Versammlung, wobei er betonte, daß dieser Abend nur der Freude gewidmet sein soll und nicht gelehrten Abhandlungen oder Ausführungen über die Entwicklung der Linde'schen Unternehmungen und demgemäß waren auch die Tischreden des Großbrauers Dr. Jung von Mainz und Geheimrat Buz von Augsburg in gedrängter und zum Teil humoristischer Form gehalten.

Kommerzienrat Dr. Jung, der einen Überblick über das Leben und die Bedeutung Linde's als Mensch, Ingenieur, Erfinder, Gelehrten und Unternehmer gab, mit dem besonderen Hinweis, daß durch seine Kältemaschine und Luftverflüssigungsmaschine der Grundstein zu der heute hochentwickelten Technik der tiefen und tiefsten Temperaturen gelegt wurde, so daß sein Name nicht nur mit der Gesellschaft für Linde's Eismaschinen, sondern überhaupt mit diesem Zweig der Technik untrennbar verknüpft ist. Sein Trinkspruch galt dem Altmeister der Kältetechnik, der auf ein Leben mühevoll errungenen, aber reichen Erfolges zurückblicken kann. Der engen Zusammenarbeit der Gesellschaft Linde mit der Maschinenfabrik Augsburg, der nachmaligen Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, die schon 1875 die erste Kältemaschine im Auftrag Lindes ausführte, gedachte in launiger Form Geh. Kommerzienrat Buz. Er feierte dabei auch die Verdienste des nunmehr zurückgetretenen Direktors Dr. ing. e. h. Schipper, der schon als Studierender der Technischen Hochschule München an allen Versuchen und Arbeiten zur Ausbildung der Linde'schen Kältemaschine

und nach Linde's Rücktritt von der Geschäftsführung im Jahre 1890 als Vorstand die Geschicke der Gesellschaft weiterführte, deren Ansehen hochhielt und ihr trotz stürmischen Wettbewerbs noch heute die führende Stellung auf dem Gebiete des Kältewesens erhalten konnte.

Die Leitung des Festprogrammes hatte Direktor Hippenmeyer vom Wiesbadener Stammhaus übernommen, und schwerlich hätte man einen rührigeren und liebenswürdigeren Arrangeur finden können. Sowohl die Zusammensetzung des Programmes, der Lichtbilder, des ausgezeichneten Orchesters bestätigen meine Behauptung, denn schon die zarte Musik erhöhte die Unterhaltung und Behaglichkeit, welche gewöhnlich durch lärmende Orchesternummern zu Boden gedrückt wird. An den musikalischen und sonstigen Darbietungen des Abends waren außer Mitgliedern des Hauses, von denen das Linde-Trio und eine humoristische Ansprache des Obering. Tegetmeyer besonders hervortraten, beteiligt: Anny van Kruiswyk vom Staatstheater in Wiesbaden, begleitet von Kapellmeister Wemheuer, deren Arien und Lieder den besonderen Beifall der Festversammlung fanden.

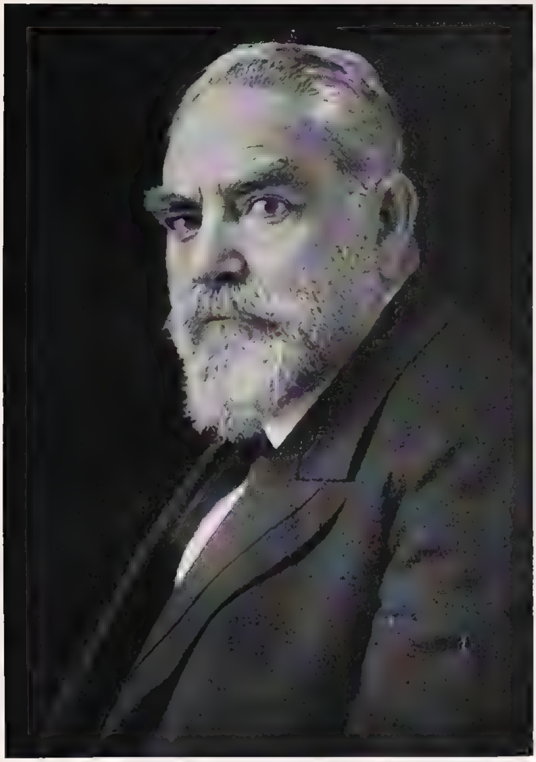
Die dritte Vortragsnummer war mir zugedacht; ich habe den Sinn meiner Verse der Linde'schen Selbstbiographie entnommen und unter dem Titel: „Der Traum unter dem Lindenbaum" mit Lichtbildern illustriert von Direktor Hippenmeyer melodramatisch unterstützt, zum besten gegeben. Nach dem Beifall der Versammlung zu schließen, glaube ich in Form und Inhalt das Richtige getroffen zu haben.

Später folgte in Form einer Radio-Verkündigung die Vorlesung von Gratulationen der Regierungs- und Staatsbehörden und vieler Freundschaftsdepeschen. Sodann kamen noch einige Vorführungen und Vorträge von Mitwirkenden oder Angestellten der Linde'schen Gesellschaft, welche wieder ungemeine Fröhlichkeit hervorriefen.

Die Auflösung der Versammlung wurde erst durch die Tageshelle veranlaßt, und mit den Morgenglocken klangen auch hier die Bowlengläser zusammen und es erscholl der Ruf: „So ein herrliches Fest kommt höchstens alle 50 Jahre einmal!", aber auch das war vielleicht schon zu hoch gegriffen, denn wo hat eine Gesellschaft nochmals das Glück, daß der Erfinder und Gründer eines solchen Unternehmens mit 87 Jahren einer derartigen Feier noch beiwohnen und sie noch präsidieren kann, wie es bei diesem Jubiläum der Fall war. Die Linden haben eben die kraftvollsten Stämme im deutschen Walde aufzuweisen.

Das Deutsche Museum und Oskar v. Miller

Im Mai 1903, als die Gründung des Deutschen Museums beschlossen wurde, hatte ich schon den Vorzug, die unendliche Tatkraft des gewaltigen Schöpfers dieser herrlichen Idee zu bewundern. Nach kurzer Frist waren aus allen Sparten der Technik die verschiedensten Wunderwerke im alten Nationalmuseum an der Maximilianstraße aufgestellt. Maschinen in Betrieb gesetzt und Bergwerkstollen eingebaut etc. und nach ein paar Jahren wurde das neue Museumsgebäude an der Zweibrückenstraße bezogen und ich hatte die Freude, die interne Begrüßungsfeier der verschiedenen Spender im Ratsstüberl, wie später eine Besichtigung des noch uneröffneten Museums, mit Abendtrunk im Musiksaal mitmachen zu dürfen! Es war dies eine spezielle Vergünstigung unserer M.K.G.-Vereinigung, bei welcher Geheimrat Oskar v. Miller als Mitglied fungiert und der dabei vor allem von seinen Kegelbrüdern geehrt wurde! — Ich habe meine Bewunderung und Dankbarkeit in einer Lobeshymne zum Ausdruck gebracht, wofür mir der große Meister begeistert dankte, obwohl ich in meiner Dichtung den Fehler beging, unter den Kraft- und Energie-



Oskar von Miller

bemessungen, die großartigste aller magnetischen Energien zu vergessen, nämlich die magnetische Kraft Oskar von Millers! — Gewöhnliche und Elektromagnete ziehen meist nur Stahl und Eisen an, der Magnet Oskar von Miller zieht aber hauptsächlich Gold, Silber und Wertpapiere für dieses unerreichte Unternehmen an, zugleich aber die Herzen aller Deutschen und die Anerkennung der ganzen Welt! — Als man uns die Aufstellung der Unterseeboote von seiten unsrer französischen Zwingherrn unterbinden wollte, hat seine Energie und geistige Kraft und Überredungsmacht es fertiggebracht, diese Gegenströmung auszuschalten! — Möge die gütige Vorsehung seinen Starkstrom noch viele Jahre in vollster Kraft der Museumsleitung erhalten zum Gedeihen der Wissenschaft, unsrer Vaterstadt und unsres deutschen Vaterlandes! —

Das Deutsche Museum in München

Als Gabi Seidl einst vor vielen Jahren,
Mit diesem Riesenbau begann,
Da stunden staunend schon die Scharen
Und die Kritik fing auch schon an:
„Was wird denn dös? 's is kaum zum glauben,
Was man da Sand und Mörtel braucht,
Was s' da vernageln und verschrauben!"
A jeder hat sichs Maul verstaucht.
Dem wars zu hoch und dem zu nieder,
Dem wars zu rund und dem zu flach,
Dem wars zu reich und dem zu bieder,
Dem wars zu massig, dem zu schwach,
Dem wars zu schief, dem zu gerade,
Dem zu gewöhnlich, dem zu rar,
Dem war saufad schon die Fassade,
Und alles eh 's noch fertig war! —
So wird im voraus schon verschandelt,
Was mühevoll geplant, erdacht,
Zwei Meister sind schon fortgewandelt,
Und dennoch ist es heut' vollbracht.
Ein Wunderbau mit stolzem Namen:

„Deutsches Museum" als Beweis,
Daß hier in einem Künstlerrahmen,
Das schönste Bild von deutschem Fleiß,
Ein Bild von deutschem Geist und Können,
Von deutschem Streben, deutscher Kraft,
Von allem, was wir Arbeit nennen,
Dem Sieg der deutschen Wissenschaft! —
Mag die Valuta wieder fallen,
Und die Papiermark niedrig stehen,
Es zeigen diese Ruhmeshallen:
Deutschland kann nie zugrunde gehen.
Wie herrlich sind sie eingerichtet,
Der Mensch steht staunend, baff und stumm,
Wie alles aufgestellt, geschlichtet,
Fürs Lehrfach und fürs Publikum.
Jetzt solln die Leute wieder reden,
Und kritisiern, weils aufgestellt,
Ich glaub, da schweigen alle Flöten,
Denn so was gibts nicht auf der Welt.
Ob jetzt im tiefen Bergschacht drinnen,
Des Knappen Müh Bewunderung weckt,
Ob jetzt mit Kruppischen Maschinen
Der Hammer Stahl und Eisen reckt,
Ob wir durch einen Tubus sehen,
Man ist ganz starr von A bis Z.
Hier kann man Radiumsfunken drehen,
Dort strahlt man ultraviolett.
Da ticken Zeitbemessungswerke,
Dort führt der Bergbahn Eisenspur,
Bewundernd des Magneten Stärke,
Steht der Verstand still und die Uhr.
Hier teilt das Spektrum Licht und Sonnen,
So ein Trumm Speck ist wirklich fein,
Hier wird gezwirnt und dort gesponnen,
So wie 's heut ziemlich allgemein! —
Man zeigt die Kunst der Lithographen,
Sowie des Teeres Farbenpracht,

Auch Leverkusen, Ludwigshafen,
Wo man das Brausepulver macht.
Was nur an chemischer Erfindung,
Zum Segen dieser Gotteswelt,
Das zeigt mit Liebe und Empfindung
Dir Griesheim, Höchst und Bitterfeld.
Hier fühlt man das Gesetz der Wärme,
Dort pumpt die Luft man aus und ein,
Hier schaut man dir durch die Gedärme,
Mit X-Strahl und mit Röntgenschein,
O Wunder, dort auf jenem Becher,
Ein sprechend Bogenlicht, ganz neu,
Sonst hört man jetzt so viele Sprecher,
Doch selten ist ein Licht dabei.
Hier brandet die Marconiwelle
In Wechselwirkung wunderbar,
Dort sieht man Bahn- und Schiffsmodelle,
Das Auto, wie es ist und war.
Man zeigt den Pflug seit Adams Zeiten,
Bis zu dem Dampfpflug groß und stark,
Dort sieht die Butter man bereiten,
Das Pfund zu zweieinviertel Mark.
Schwungräder, Windmühl und Turbinen,
Der Laie wird im Kopf ganz blöd,
Das Hirn tanzt wie die Mischmaschinen,
Und man wird selber ganz verdreht.
Dort glühen Kolben und Retorten,
Hier ist der Aviatik Bild,
Dann lauscht man lieblichen Akkorden
Vom Zimbal, das noch Bach gespielt,
Wer soll das alles fassen können,
Was so unendlich aufgestellt.
Und was sie Planetarium nennen,
Zeigt uns das ganze Himmelszelt,
Hier ist der Tempel der Versöhnung,
Das Haus des Denkens und der Kraft,
Der Wallfahrtsort der Weltverschönung,

Das Pantheon der Wissenschaft! –
Und jedem will man davon geben,
Der dürstend kommt zu dieser Stell',
Hier liegt das Herz vom deutschen Leben,
Des deutschen Fleißes goldner Quell.
Ob Spindel, Schwungrad und Turbine,
Man sieht den Aufbau unbedingt,
Vielleicht kommt davon die Maschine,
Die uns die Weltenheilung bringt,
Aus der die Feierglocken klingen:
„Friede den Menschen allzumal!"
Der Ton soll alle Welt durchdringen,
Vom Fels zum Meer, vom Berg zu Tal.
Draus soll die Flamme sich erheben,
Die hell in alle Herzen scheint,
Und unser nationales Streben,
Mit Liebe und mit Ordnung eint!
Denn nur die Ordnung bringt Vertrauen,
Und den Kredit in kurzer Zeit,
Und dann kann man auch wieder schauen,
Das Gold der Wertbeständigkeit.
O, daß doch bald der Friede werde,
Für diese kurze Lebenszeit,
Seht, Raum für alles hat die Erde,
Nur nicht für Dummheit, Haß und Neid,
Laßt uns in Ruhe bald gesunden,
Denn wenn die Wissenschaft noch fällt,
Dann heilt kein Mensch des Krieges Wunden
Und mit uns stirbt die ganze Welt.
Mit Kommunismus auch nicht drängen,
Der kommt zum Schluß der Lebensbahn,
Und jeder soll sich sofort hängen,
Der die paar Stund' nicht warten kann! –
Und wenn von Temperenz ich höre,
Die man als neu'stes Glück erkennt,
Dann nehm ich diese Geislerröhre,
Die man in München Maßkrug nennt,

Drin glänzt des Lebens Restaurator,
Mit hellem oder braunem Schein!
Ob Benno-, Salva-, Patentator,
's wird uns in jeder Form erfreun! —
Und dann zum Schluß der deutsche Wein!
Hat ihn die Bibel nicht gepriesen,
Und Noah selbst ihn gut erkannt,
Was wir als Wundertrank genießen,
Vom Rhein- und Main- und Moselland.
Auch dies Problem der Wundertropfen,
Man hier erklärt und dir beschreibt,
Ob Rebenbau, ob Malz und Hopfen,
Daß wohl kein Auge trocken bleibt!
Man sieht, wie wir die Arbeit pflegen,
Zeigt uns Genie und Wissenschaft,
Und wie wir Gottes reichen Segen
Verwenden für die deutsche Kraft! —
Den Gründern wird die Welt es danken,
Daß sie erfüllt den schönsten Traum.
Das Grün an des Museums Ranken
Wird eures Nachrufs Lorbeerbaum!

Auf dem Pegasus

Eine Auswahl meiner Gedichte



Moosvögel

Gengan S' fei' im Juli heuer
Mit ins Moos, Sie, da gehts zua!
Wasserhendeln, Kibitz, Reiher,
Bekassinen gibts grad g'nua,
Und beim Wirt im Moos des Bratl
Und Kartoff'lnud'ln schwaar,
Und dös saubre Kellermadl!
Jessas, wenns nur Juli waar!

Aus „Lustige Jagd" / Verlag Adolf Bonz & Comp., Stuttgart



Fensterln

Vom Fensterl steigt da Jagasbua,
Sagt: „Deandl, guate Nacht,
Traam von da Liab
und Treu dazua,
De uns so glückli macht!"
Na geht er furt.
's is dengerscht eig'n,
Und schaut si g'passi o':
Wia da verliabte Bua muß steig'n
De Nacht am Auerho';
Weil so a armes Viecherl grad
Zur selben Zeit, o Gott!
Sein' Liab nach einem Weiberl hat,
So is dös aa sei' Tod. —
Die Liab, die macht bekanntli blind,
Dös is an alte Lehr,
Drum wenn der Hahn a Henna findt,
Verliert er 's G'sicht und 's G'hör,
Und dös benutzt a so a Schelm,
Springt hi' und schiaßt'n z'samm.
Daß de verliabten Jaga selm
Aa gar koa Mitleid ham! —

Aus „Lustige Jagd" / Verlag Adolf Bonz & Comp., Stuttgart



Da Privatier

In der Fruah um halba Neuni
In' Kaffee vier Hörndln eini,
Nacha anzog'n und frisiert,
Z'sammag'schleckt und frisch rasiert.
Na' zum Wein, dort san die Spezi.
Weiß- und Bratwürst'! — na verstehtsi'!
Mittags — Knödl und was Schweinas,
Semmelnudl! Gibt's was Feinas?
Na' a Schlaferl bis um Drei,
Na' geht's ins Kaffeehaus glei'.
Dort Kaffeederl mit drei Weckerl,
Na' Billard und a' Taröckerl,
So um sechs Uhr werd's dann aus,
Nacha geht's zum Ess'n z'Haus.
Nach'm Essen auf'n Kella,
Dort'n ißt ma' ohne Tella
Radi, G'selcht's mit Schweizerkas,
Und trinkt seine fünf, sechs Maß.
Nacha tappt er schön staad z'Haus,
Ziagt sich schö' gemüatli aus,
Haut si' in sein Weiher nei',
Tuat an Brummler und schlaft ei'.

Aus „Münchner Originale" / Deutsche Verlags-Anstalt



Da Wagelprotz

„Wer soll's denn toa, wenn's mir net tean,
Am End die armen Schlucker?
Wir fahr'n genau als wia in Wean
Mit uns're harben Jucker,
Und a fein's Zeigel hab'n mir aa,
Dős lass' mir uns net nehma,
Und alles geht auf d' Seit'n na,
Wenn mir grad ang'fahr'n kema;
Und Händ mit Brillanten voll, —
Und soll uns amal durschten,
Dann trink' ma Heidsik-Monopol!
Ös traurige Hanswurschten!"

Aus „Münchner Originale" / Deutsche Verlags-Anstalt



's Radiweib

„Radi! Radi! raße Radi!"
Schreit a so a ganz a Blaahti,
Oben spitzig, unten breit,
Und im G'sicht den Zahn der Zeit.
Radi, Eier, Nuss'n neu
Bietet uns das Radiwei',
Mit der Stimme holdem Ton,
Hat ein eignes Lexikon,

Mit dem sie wohl nimmer geizt,
Namentlich, wenn man sie reizt; —
Wie Gewitter bricht's hervor —
Und wenn widerspricht der Tor,
Fliegt das Ei auch schließlich her,
Als ob's schon ein Hendel wär',
Nimmt dem Kühnen die Courage,
Ihm vergoldend die Visage.

Aus „Münchner Originale" / Deutsche Verlags-Anstalt



Ein Münchner Wirt

Dort hinten auf dem Frauenplatz
Im tiefen Keller liegt ein Schatz,
Ein Schatz von Freude und Humor,
Wie man ihn selten findet vor.
Wenn dort die Klarinette pfeift,
Der Saschka in die Saiten greift,
Der Zapfen aus dem Fasse springt,
Und alles frohe Lieder singt,
Da wird so wohl dir und so dumm,
Du fragst: „Ist hier 's Elysium?"
So sagt dir drauf der andere wohl:
„O nein! hier ist das Metropol!"
Unt' gibt es Bock, und ob'n Kaffee;
Steigst du hinab, kommst du zur Höh'
Und findest dorten beim Pokale
Den guten „Kern" der Kaffeeschale.

Aus „Münchner Originale" / Deutsche Verlags-Anstalt



Die Zeitungsfrau

Nur um a Fünferl, wie bekannt,
Verkauft sie stets ihr Vaterland,
Das Tagblatt und die Neusten hier,
Volkszeitung, Landbot und Kurier,
Die Ratsch-Kathl und Allgemeine
— Doch die kost' zehn,
weil's ganz a feine. —
Was unversöhnlich stets erscheint,
In ihrer Tasche sich vereint:

Da liegt das Schwarze auf dem Roten,
Die Post reibt sich am Münchner Boten,
Der Sigl lehnt am Klerikalen,
Der Klerus schwärzt die Liberalen, —
Und was den diplomat'schen Zungen,
Durch Schlauheit niemals ist gelungen,
Zu dämpfen Streit und
Richtungsflammen,
Die Zeitungsfrau bringt sie zusammen.

Aus „Münchner Originale" / Deutsche Verlags-Anstalt



Der Welsch

Vorn ein Café, hint ein Café.
Und noch drei Café in der Näh,
Beim Karlstor um's Eck hernach
Steht das Café Wittelsbach, —
Dort unter zarten Chansonetten,
Dort singt der Welsch seine Couplet'n
Wehmütig is sein Ton und Stil,
Drein mischt Humor er voll Gefühl.

Zumeist kimmt er als Bauernlackl,
Mit'n Stecka und mit'n rot'n Pack'l,
A' Nas'n wia a Groschenkipfi',
So singt er seine Schnadahüpfi'
Seit dreißig Jahr' fast in der Stadt,
Sein Mund is schief, sein Herz is grad',
Und wenn er auch nur Welsch sich schreibt,
Ein deutscher Mann er dennoch bleibt.

Aus „Münchner Originale" / Deutsche Verlags-Anstalt



Das Modell

An Kopf als wia a Kletz'n,
Zwei Tagwerk große Händ'
Und Finger wia a Brez'n,
Die Haut ganz braun verbrennt,
An Hals als wia a Schwana,
Füaß wia a Reg'nschirmg'stell
Und a Nasen wia a Ranna,
Das nennt man ein Modell.

Aus „Münchner Originale" / Deutsche Verlags-Anstalt



Da Bot'

Am Irta fahrt er nei' in d' Stadt,
Und z'ruck kimmt er am Freita',
Mit 'n groß'n Blachanwag'n, der Bot,
Und mit die alt'n Heita'.
Er b'sorgt, was nur zum b'sorg'n is,
Und alles recht genau und g'wiß —
Für Manna', Wei' und Kinda'.
In sein' Fach ko' eahm neamad o',
Als höchstens vielleicht d' Eisenboh(n), —
Die is a' wengl g'schwinda'.

Aus „Kirchweih" – Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart



Da Schneida

Hunga' hint' und Hunga' vorn',
Hunga', daß eahm wack'ln d' Ohr'n,
Hunga', wann er fruah aufsteht,
Hunga' bis zum Nachtgebet.
Hunga' Summa' oder Winta',
Und a' Stub'n voll kloane Kinda',
Drum dös sieht a' jeder ei',
Der kann net beim Kirta' sei'!

Aus „Kirchweih" / Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart



Ballade vom Schwammerling und vom Waldschneckerl

Es liebt ein Schwammerling, ein netter,
Einst eine junge Waldschneckin,
Er war ein untersetzter, fetter,
Und sie war lang und glatt und dünn.

Er denkt sich: Sie hat ein Vermögen,
Ist schön und hat ihr eignes Haus,
Darum, deshalb und auch deswegen; —
Der Schwammerling kennt sich da aus.

Und sie denkt sich: „Ich tu ihm schöne,
Solang' an ihm noch etwas dran!"

Der Schwammerling war nota bene
In seiner Art ein hübscher Mann.

Wenn's regnet oder sticht die Sonne,
Dann sitzt sie unter seinem Schirm; —
Dem Schwammerling war's eine Wonne,
Er schützt vor Hitze sie und Stürm'.

Sie schleckt ihn ab, nimmt ihm die Säfte,
Bis er ganz mager und geknickt;
Doch sie kriegt dadurch neue Kräfte
Und hat sich immer mehr verdickt.

Und wie nix dran war mehr am Schwammerl,
Ruft sie: „Adieu nun, mon plaisir!"
Laßt ihn allein mit seinem Jammerl,
Den armen Schwammerlkavalier.

Er stand ganz paff und angewurzelt
Und tat noch einen Schmerzensschrei,
Dann ist er sterbend hingepurzelt —
Sein Stiel und Herz brach jäh entzwei.

Sie kroch dahin ganz ohne Kummer
Und fährt so fort, kennt kein Pardon,
Macht überall dieselbe Nummer,
Ob Täubling, Steinpilz, Champignon.

Und all die jungen Schwammerlritter,
Die Schönheit suchten, statt Moral,
Bestraft das Schneckerl grad so bitter
Mit Herzeleid und Todesqual.

Nutzanwendung:

Drum, Schwammerling, bedenke immer,
Daß Gold und Schönheit gar nichts nützt;
Schau auf das Herz beim Frauenzimmer
Und nicht, ob es ein Haus besitzt.

Aus „Waldhornlieder" / Verlag J. Weber, Leipzig



Am Ant'nfall

Es war am Tag recht sakrisch hoaß,
Drum sitz' i' mi' in'n Antschirm nei';
Sie fall'n da öfter, wia i' woaß,
Müad war i' recht und dus'l ei'. —
A' halbets Stünderl schlaf' i' fast,
Da weckt mi' plötzli' ebbas auf. —
„Halt," denk' i', „jetzt hätt'st 's bald verpaßt",
Denn's patschelt was im Wasser 'nauf.
Da blitzt 's zu mir ganz weiß glei' eina —
J' moan halt grad, i' sich net recht,
Zwoa Mad'ln bad'n grad vor meina, —
A' so a' Fall is aa nit schlecht!

Aus „Schußzeit" / Verlag Fr. Bassermann, München



's Raaffa

Es werd heunt g'raafft beim Neuwirt unt',
Du moanst, dös ganze Haus geht z'Grund!
An' Kopf voll Löcher, 's G'wand dariss'n,
Werd allbot Oana aussig'schmiss'n.
Auf oamal hört ma's Aveläut'n,
Und stad werd's glei' auf alle Seit'n,
Denn andachtsvoll a jeda steht
Und sagt für eahm sei' Nachtgebet. —
Do' kaam is's Aveläut'n aus,
Da fliagt scho' wieda' Oana 'naus.

Aus „Der Juhschroa" / Verlag Fr. Bassermann, München



Da Hausfried'n.

„Bei'm Bruck'nbaua da is 's g'müatli',
Der Gottesfried'n is da z' Haus,
Die alt'n Leut' tean si' halt güatli',
A' Streit kimmt 's ganze Jahr net aus.
A' Widerspruch, a' Dischputirats,
A' Schimpferei von Wei' und Mo'
Dös gibt 's dort nia, drum i' riskirat's
Und nehmat ma' a Beispiel dro'."
„„I' dank für solche Ehstandsfreud'n,
Na, na, dös is für mi' koa' Plan,
Denn woaßt, warum die nia net streit'n?
Weil s' alle zwoa halt d o r a t (taub) san.""

Aus „Der Juhschroa" / Verlag Fr. Bassermann, München



Diana

„Ach, Jägerseppl, hört einmal:
Es ist dies so ein eigner Fall,
Teils zur Erholung, teils Pläsier,
Entschloß ich diesen Sommer mir:
Diana soll mich nun erfreu'n! —
Ihr könnt mir wohl behilflich sein?"
„Na, lieber Herr, da kennt's mi schlecht,
Mit so was kummat's es mir recht!
Die Anna, die laß i' net her,
Da raufat i' glei' wia a' Bär,
Die is mei' Liabste scho' drei Jahr!"
„Ach lieber Sepp, warum nicht gar!
Die ist die Königin der Jagd!"
„Ja so, die mei' is Kuchelmagd."

Aus „Schußzelt" / Verlag Fr. Bassermann, München

Inhaltsverzeichnis

Personen- und Sachregister